Die Schwanenburg.

Preuſsens
Volksſagen,
Mährchen und Legenden,

als

Balladen, Romanzen und Erzählungen

bearbeitet

von

Widar Ziehnert.

Zweite vermehrte Auflage.

Erſter Band.

Mit Stahlſtich.

Leipzig, 1842.

Verlag von C. B. Polet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem

Preuſsenlande.

Sey mir gegrüſst mit Freuden,
Du wackres Preuſsenland,
und nimm den Kranz der Sagen,
den ich Dir freundlich wand.
Du ſelbſt ja haſt die Blumen
mir gern dazu geliehʼn,
ſo gönne auch dem Kranze
zu grünen und zu blühʼn.

Es war ein groſser Garten,
es war ein weites Feld,
das Du mit tauſend Blumen
vor meinen Blick geſtellt.
Die duftigſten der Blüthen,
die ſchönſten pflückt' ich mir;
jetzt nimm ſie von mir wieder,
und hab' viel Dank dafür.

Gott möge Dich behüten,
Du wackres Preußenland,
vom Rheinstrom bis zur Oder
und an den Ostseestrand!
Gott mög' auch Deinen König
behüten immerdar!
Das ist der Ruf des Sängers,
den macht der Himmel wahr.

Vorwort.

In der jetzigen Zeit ist es unstreitig ein gutes Zeichen in der Literatur, daß dieselbe, ihrer Vielseitigkeit gemäß, auch die Sagen und Mährchen des Volkes wieder zu Gnaden annimmt und nicht mehr so stiefmütterlich vernachlässigt. Denn der Werth der Volkssage ist ja anerkannt. Sie ist ein treuer Spiegel des Geistes und der Gemüthsart einer Nation, sie bringt in die dunkeln Lücken der Geschichte, namentlich der frühern, wenn auch nicht klares Licht, doch wenigstens einen dankenswerthen Dämmerschein, sie giebt den alten Wahrzeichen ihre Deutung, sie belebt verfallene Gebäude, Berge, Wälder und Seen mit vorzeitlichen Phantasiegebilden, und, was vorzüglich in Betracht kommen mag, sie enthält meist eine gute Lehre als gesunden Kern, welcher um so nahrhafter und stärkender ist, weil er in der Schaale vorzeitlicher Derbheit liegt. Darum ist es sehr erfreulich zu sehen, wie jetzt fast jedes Land seine Sagen in einer Sammlung bearbeitet findet.

Der preußische Staat aber umschließt der Länder viele, und darunter so sagenreiche, daß seine sämmtlichen Sagen und Mährchen, auch in gedrängter Bearbeitung, zehn starke Bände füllen würden. Daher können in diesem Buche unmöglich alle jene unbedeutenden Chronikenauswüchse und Anekdoten, welche oft zu den Sagen gezählt werden, ohne daß das Volk dieselben jemals gekannt und im Munde geführet hat, aufgenommen werden. Einige, welche als Erklärung zu namhaften Wahrzeichen dienen, werden in kürzerer Bearbeitung Raum finden. Von den jeder Provinz eigenthümlichen bedeutendern Sagen aber, hoffe ich, soll,

wenn das Werk vollendet ist, keine fehlen. Sollte ich Manches hier aufgenommen haben, was der Geschichte näher liegt als der Sage, so möge mir deshalb Niemand zürnen, denn gewiß bin ich dann zu diesem Schritt in ein fremdes Gebiet durch eine erfreuliche Beute verlockt worden.

Weil nun diese Sagensammlung vornehmlich ein Buch angenehmer Unterhaltung seyn sollte, so war dazu sowohl Abwechselung in Heimath und Geist der Sagen, als auch in der Form ihrer Bearbeitung nothwendig. Darum durfte ich nicht an eine Eintheilung der Sagen nach den einzelnen Provinzen des Staates denken, denn wenn diese einerseits schon dem Interesse des Herrn Verlegers nicht günstig war, so hinderte sie andererseits zugleich auch die Mannigfaltigkeit der Abwechslung.

Endlich sollte das Buch den gebildeten Lesern genügend, zugleich aber auch den minder gebildeten verständlich seyn, und dieß war eben keine leichte Aufgabe, da die Ballade und Romanze bisweilen unwillkührlich einen höhern und künstlichern Flug sich erzwingt, so daß die schlichte Klarheit und Volksthümlichkeit des Ausdrucks leicht leidet. In den meisten Fällen habe ich mehr Werth auf letztere gelegt, denn meine Absicht war es, diese Sagen auch den niedern Volksklassen, denen die meisten derselben entwachsen sind, klar und kunstlos zu erzählen. Deßhalb schien mir's auch wohlgethan, hin und wieder in einer Anmerkung topographische und historische Notizen beizufügen. —

Möge denn dieses erste Bändchen Gönner und Freunde sich erwerben und kein liebloses Urtheil mir die Lust vergällen, mit der ich zu der Bearbeitung der noch für die drei übrigen Theile vorliegenden Sagenstoffe schreite.

Widar Ziehnert.

Inhalt.

	Seite
1. Die Schwanenburg zu Cleve	1
2. Das Jagdschloß bei Goldberg	10
3. Die drei Blutstropfen in Berlin	25
4. Der Wechselbalg bei Breslau	36
5. Der Wolf im Dome zu Achen	39
6. Die freveinden Hirten bei Hochstädt	44
7. Der Riesenstein bei Nordhausen	45
8. Die Brautbrücke bei Falkenstein	50
9. Der Löwenkampf am Rathhause zu Köln	58
10. Das Gesicht am Dome zu Breslau	66
11. Der lange Tanz in Kolbeck bei Magdeburg	76
12. Der Todeswürfel in Berlin	81
13. Der Rathmann und die Dohle in Schweidnitz	90
14. Die Kirche zu Riesenbeck	93
15. Ursprung und Name von Schleusingen	103
16. Das Wunderblut in Zydenik	109
17. Das Pferd in Magdeburg	113
18. Die Glocke zu Attendorn	118
19. Die Bettlerin zu Stralsund	124
20. Die linkische Windmühle bei Greifswald	131
21. Der Rittersprung auf Altenahr	135
22. Das Crucifix zu Königsberg	137
23. Der Rabe in Merseburg	140
24. Das Bügeleisen zu Glogau	158
25. Sanct Rusticus und Sanc Goar in Trier	161

Seite

26. Der Starost von Seekath. 167
27. Der Wirth von Bielefeld. 170
28. Die drei Linden auf dem Heiligen-Geist-Kirchhofe zu Berlin. 173
29. Der Dieb zu Thorn. 187
30. Der Schellen-Moritz in Halle. 191
31. Die heilige Dorothea von Marienwerder. . . . 194
32. Der Affe zu Daun. 198
33. Der Sprung vom Kynast. 202
34. Der heilige Brunnen zu Königsberg. 207
35. Die weiße Jungfrau zu Elsey. 209
36. Der große Stein bei Görlitz. 214
37. Das steinerne Kreuz in Berlin. 215
38. Die Glocke im grundlosen Kolk bei Warendorf. . 218
39. Der Meßner auf Bartenstein. 219
40. Der Hofnarr in Düsseldorf. 224
41. Der Dubberworth u. die dürren Hügel auf Jasmund. 228
42. Das Schnibbenthor in Gardelegen. 231
43. Die Gründung des Klosters Trebnitz. 235
44. Die Danielshöhle bei Halberstadt. 237
45. Die Teufelskanzel bei Altenahr. 243
46. Der Brobstein zu Oliva bei Danzig. 247
47. Der Blutstein im Dom zu Magdeburg. 249
48. Der Spielmann von Monheim. 256
49. Syrene auf Christburg. 261
50. Der Stein mit dem Hufstritt bei Eisendal. . . . 265
51. Die Zwerge bei Dardesheim. 267
52. Die Magdalenencapelle in Erfurt. 272
53. Die Verlobung auf Neuhaus. 277
54. Das Gnadenbild zu Marienburg. 284
55. Der Dombau in Köln. 288
56. Der Rübe bei Solingen. 297

I.

Die Schwanenburg zu Kleve.

Diese Sage fällt in das achte Jahrhundert, als Karl Martell, Pipins natürlicher Sohn, aus dem Kerker zu Köln, wohin ihn die Witwe Pipins, Plectrudis, um ihren Sohn Theudobald, zum Trotz dem letzten Willen ihres Gemahls, auf den Thron des fränkischen Reiches zu erheben, geworfen hatte, durch einen Jüngling wunderbar befreit und Sieger der Sachsen, Alemannier, Bojer und Friesen, Major domus des fränkischen Reiches war.

Im goldnen Roth des schönsten Maienabends
erkühlte sich Beatrix auf dem Söller
der hohen väterlichen Burg zu Kleve,
und sahe fern aus auf die flücht'gen Wellen,
darinnen sich die flachen Scheidestrahlen
der Sonne, wie in einem Spiegel, brachen.

Beatrix war des Grafen Diethers Tochter,
seit dreien Monden tiefbetrübte Waise.
Der bied're Vater war der biedern Mutter
in's bessre Land des Friedens nachgegangen.
Die ganze Grafschaft klagte um den Fürsten,
mit stiller Furcht den neuen Herrn erwartend;
vor Allen aber trauerte die Tochter.

Sie stand, ein Engelsbild mit goldnen Locken
und ros'gen Wangen und der Stirn wie Welle,
im Stoffgewande und dem duft'gen Schleier,
auf hohem Söller, in die Ferne schauend,
und perlend floß aus ihrem blauen Auge
manch heißes Thränlein in die kalten Fluthen.

Da tauchten in der abendlichen Ferne
zahllose Masten auf mit weißen Segeln,
und nah und näher schwamm die fremde Flotte,
und in den Schiffen ward es reg' von Männern,
von Rittern, die im Stahl der Rüstung glänzten
und hohe lasurblaue Fahnen trugen,
von Knechten, die mit langen weißen Rudern
der Schiffe Wucht dem Strom entgegenzwangen.
Voran der Flotte schwamm ein kleiner Nachen,
von Ebenholz geformt, wie eine Muschel,
den zog ein weißer Schwan an goldner Kette,
und drinnen stand ein Ritter seltnen Ansehns.

Sein Antlitz war der Männerschönheit Urbild:
mit zarter Rosenwangen Jugendfülle,
mit blauer Augen reinen Liebesgluthen
rang hold das Sonnenbraun des Mannesalters,
der ernst're Blick des eignen, kräft'gen Willens.
Den schlanken Hals umflossen braune Locken;
sein Wuchs war solcher Schönheit ebenbürtig.
Ein goldnes Schwert trug er in starker Rechte,
am Griffe reich besetzt mit Edelsteinen,
die Linke hielt ein Schild von blankem Silber,

als Wappen drinnen ſieben goldne Scepter;
auf ſeinem Haupte ſtrahlt' im Abendrothe
ein goldner Helm mit langen Reiherfedern,
an ſeiner Seite hing ein ſilbern Jagdhorn,
und von den Schultern floß ein Purpurmantel.

Der Muſchelnachen trieb an's grüne Ufer,
der Jüngling löſ'te ſeines Schwanes Kette
und frug den Wärtel an dem Thor des Schloſſes,
ob es erlaubt, der Gräfin aufzuwarten.

Da trat Beatrix freundlich ihm entgegen,
und ihre Hand dem ſchönen Gaſtfreund reichend,
hieß ſie ihn herzlich in der Burg willkommen.
Der Jüngling drückte ihr die Hand ſo innig
und ſah ſo ſehnlich in ihr blaues Auge,
daß ihrer Wangen zarte Roſenfarbe
ſich zum Karmin der frommen Scham verfärbte.
Sie führte ſchweigſam ihn in's ſchönſte Zimmer
und reichte ihm den großen goldnen Becher,
gefüllt mit altem Wein von Kleve's Bergen.
«Auf euer Wohl und auf das Wohl des Landes!»
ſo rief der Jüngling, hoch den Becher hebend,
und trank und dankte ſeiner ſchönen Wirthin
und ſprach: «Wohl fordert's alte deutſche Sitte,
daß jeder Gaſtfreund ſeinen Namen nenne;
der meine iſt Elias Grail.»

«Elias Grail!» — rief drauf Beatrix, freudig,
dem Vielgeprieſ'nen ſich ſo nah zu ſehen —
«Elias Grail, der aus dem Kölner Kerker

den tapfern Herzog Karl Martell befreite
und ihm mit ſtarker Hand und kühnem Muthe
den Frieſenfürſt Radbodus unterjochte?»
Elias Grail, nunmehr der Herr von Kleve?»

«Der bin ich!» — ſprach der junge Held beſcheiden —
«doch Alles, was ihr mir zum Ruhme wendet,
nicht ich, ein höh'res Weſen hat's vollendet.»

Nach dreien Tagen kündete ein Herold
dem Volk von Kleve, wie der gnäd'ge Herzog
aus Dankbarkeit den Ritter Grail zum Grafen
von Kleve und von Teuſterband erkoren,
und lud die Ritter ein zum Lanzenſtechen
und Kriegesſpielen, wie es damals Sitte.
Wohl ſieben Tage währten die Turniere,
und jeder Abend ſah als erſten Sieger
den tapfern Graf Elias Grail von Kleve
zuletzt allein noch in der Stechbahn halten.
Dann brachten ihm der Jungfrau ſchöne Hände
den Preis des Tages dar auf ſammtnem Kiſſen,
und ihre ſanften, ſeelenvollen Blicke
zugleich ein Herz, in erſter Liebe glühend.

Wie all die frohen Spiele nun geendet,
da ſandte er die Flotte mit den Rittern
und Knechten, die ihn ohnlängſt hergeleitet,
zurück, von wannen ſie gekommen waren,
und nur den kleinen ſchwarzen Muſchelnachen
und ſeinen Schwan behält er in dem Schloſſe.

Der Schwan, wohl weißer als die frische Flocke,
war stets des Grafen treulicher Begleiter,
und wenn derselbe mit der trauten Jungfrau
jedweden Abend süß und süßer kos'te,
dann schmiegte sich das Thier mit langem Halse
so sehnlich und betrübt an seine Kniee,
als wollt' es bitten, sein nicht zu vergessen,
und wenn die Lippen des vertrauten Paares
in heißem Kusse in einander schmolzen,
dann schien der Schwan zu weinen, und sein Auge
umzog der feuchte Nebelflor der Wehmuth.

Dem Ritter ward des Schwanes Harm zuwider,
weil er ihn oft, wie eine ernste Mahnung,
aus süßen Liebesträumen grausam weckte,
und ließ er darum an des Rheines Ufer,
nicht fern dem Schlosse, einen Thurm erbauen,
darein er nun bei ungespartem Futter
den wunderbaren, treuen Schwan verbannte.

Da saß das arme Thier, gesenkten Halses,
tiefstrauernd und das ausgesuchte Futter
nicht achtend, in dem weichgeflocht'nen Schilfkorb,
und tiefe Seufzer schwellten das Gefieder
der weißen Brust. Auch hörten einst die Wächter
um Mitternacht im Thurm ein leises Stöhnen
und Klaggesang:

Auf den Wogen
hergezogen
aus dem fernen Heimathsland!

Weh, betrogen
und belogen,
in den öden Thurm gebannt!
Nymphe, trage
meine Klage,
mein Weh
zur Fee!

Mir entriſſen,
von den Küſſen
einer Glücklichern entzückt!
Ihm zu Füßen
ſchmachten müſſen,
während er ſie küßt und drückt!
Nymphe, trage
meine Klage,
mein Weh
zur Fee!

So ſang der Schwan um Mitternacht im Thurme,
und leis und leiſer floß die Strömung draußen,
als lauſchte ſie des Schwanes bangen Klagen,
ſie in ſein fernes Heimathsland zu tragen.

Des Tages drauf ward in der Schloßkapelle
das ſchöne Paar zu ew'ger Treu verbunden.
Der Ritter fühlte in des Herzens Tiefe
ein wunderbares, niegeahntes Bangen,
und wie er das deutſame goldne Ringlein,
als Pfand der Liebe, ſeiner Holden reichte,
da rauſchte ſeufzend über ihren Häuptern

der Schwan vorüber und zerfloß in Nebel.
Das Roth verglühte auf des Grafen Wange
und eine Zähre sank von seiner Wimper;
doch einen Blick nur auf die Neuvermählte,
die ängstlich sich an seine Seite schmiegte,
und freud'ger Muth kam seinem Herzen wieder.

Drauf als der heil'ge Herzensbund geschlossen
und sie im stillen Gaden traulich kos'ten,
da plötzlich mitten in den süßen Worten
frug ihn Beatrix: «Was doch, mein Elias,
was ser'zete der Schwan ob unsern Häuptern?
Betrübt' ihn uns're glückliche Vermählung,
und wie doch mag ein Thier so menschlich fühlen?»

«O frage nicht!» — sprach ernst, doch sanft Elias,
«warum der Schwan geseufzt ob unsern Häuptern,
noch wo sein Heimathsland sey und das meine.
Wohl eine mächt'ge Fee hat mich gesendet,
in Kleve's Burg mein schönstes Glück zu finden,
doch hab' ich mich durch heil'gen Schwur verpfändet,
der Welt nie meine Herkunft zu verkünden.
Drum frage nicht darnach, sonst, weh' uns Beiden!
der Ring zerbricht und ich muß von dir scheiden.»
Er sprach's so ernst, und sie gelobte Schweigen.

Wohl ein und zwanzig frohe Jahre flossen,
durch Liebe süß und reich an Elternfreuden,
dem biedern Paare hin. Drei starke Söhne
schon führten kräftig durch des Rheines Strömung
den flücht'gen Nachen und die breiten Flöße,

und freudig sah der Vater zu vom Söller,
indeß die Mutter sie besorglich warnte.
«Traut, lieben Söhne, nicht den falschen Wellen!
Sie gleißen freundlich wol mit hellem Spiegel,
doch drinnen lau'rt der Tod und das Verderben!»
So rief sie ihnen zu mit banger Stimme.
Doch Graf Elias war deß andern Sinnes
und spornte ihren Muth mit kühner Rede:
«Nur keck vertraut dem starken Elemente!
Was drinnen ist, dem Menschen ist's verborgen!»
und seine Gattin an sich drückend, sprach er:
«Sey ohne Sorgen! schilt nicht falsch die Wellen,
sie sind so gut und treu! — Ach meine Heimath! —»

Da sah sie forschend ihm in's feuchte Auge,
und über ihre Lippen glitt die Frage:
«Von wannen stammst du?»

«Beatrix!» — sprach der Graf da ernst und traurig,
und leiser Vorwurf lag in seinen Blicken —
«Beatrix!» — und den Söhnen unten winkt' er.
Die trieben rasch das Fahrzeug an das Ufer
und kamen zu ihm, sein Gebot zu hören.
Er aber sah sie schweigend an und traurig,
und herzte ihrer Jeden wehmuthinnig,
ihm seinen Segen auf die Stirne küssend,
und ging, und brachte Schild und Schwert getragen,
und gab's dem Erstgebornen, seinem Diether,
und brachte auch herbei sein silbern Jagdhorn
und gab es seinem zweiten Sohne Gottfried,
und brachte auch den Helm mit Reiherfedern

und gab ihn seinem jüngsten Sohne Konrad.
Dann zog er von dem Finger seiner Gattin
das goldne Ringlein, und zerbrach's inmitten,
und warf's hinunter in den Schooß der Fluthen,
und nach dem Ringlein einen Strom von Thränen.
Drauf scheidend drückt' er seiner bleichen Gattin
die Hand noch einmal mit der Gluth der Liebe,
und ging hinab vom Söller an das Ufer.

Beatrix warf sich auf die Kniee nieder
und betete zum Himmel um Erbarmen,
doch nicht mehr kehrte ihren offnen Armen
der theure, vielgeliebte Gatte wieder.

Er fuhr hinab den Strom im Muschelnachen,
vom Schwan gezogen an der goldnen Kette,
und sah nicht einmal um nach der Verlass'nen.

Oft stand die Witwe weinend auf dem Söller
und sah hinaus weit in die duft'ge Ferne,
ob sie den Muschelnachen nicht gewahre;
doch ach, umsonst! Er kehrte nimmer wieder! —

Nach dreien Monden tönten von der Warte
der Burg zu Kleve Klagemelodieen,
und nicht mehr auf dem Söller stand die Witwe.
Sie war, des langen Weinens müd', zum Frieden
des Gotteslandes stillgetrost verschieden.

Noch heut glänzt von der Schwanenburg zu Kleve
ein goldner Schwan, und ob der Thurm zerbrochen,
darinnen einst der Schwan sein Wehe klagte,

noch heute hört man oft in der Ruine
bei Nacht ein süßes Flüstern, leises Rauschen,
wie wenn zwei Liebende in heißer Minne
bei Händedruck und Kuß die Herzen tauschen.

2.

Das Jagdschloß bei Goldberg.

1.

Die Gegend von Goldberg, einer der ältesten und durch ihre Tuchwebereien berühmtesten Städte Schlesiens, ist auch in der Sagen-Geschichte des Landes berühmt, und ein Felsengebilde an der Katzbach, welche wie eine endlose Schlange das grausige Thal durchrollt, giebt der Phantasie Veranlassung, selbiges als das Werk eines Zauberers anzusprechen.

In grauer Vorzeit kam Peter Vlast, ein wendischer Wladike, von den Ufern der Ostsee nach Polen, und von da mit einer geraubten Fürstenbraut nach Schlesien, siedelte sich am Fuße der Sudeten an und wurde durch seine Thaten und Leiden der Gegenstand der Aufmerksamkeit des Volkes, das seine Schicksale in Liedern schilderte, die noch nicht verklungen sind.

Peter Vlast war ein stattlicher, schöner Herr

und ein gewaltiger Jäger, aber auch ein Freund des Bergbaues. Er ließ die Erde in ihren Eingeweiden durchgraben, drang ein in die Geheimnisse des Gnomenreichs und wurde der Gegenstand des Hasses der furchtbaren Berggeister.

An einem schönen Frühlingsmorgen eilte er hinaus zur Jagd und lenkte sein Roß zu jenen wundersam gebildeten Felsklippen, welche die Sage mit dem Namen der «Rabendocken» benennt.

Zwei vor ihnen liegende Steine geben, von fern besehen, das Bild zweier sitzender Männer, die hier durch Zauberspruch in Stein verwandelt wurden.

«Was deuten diese Steine?» fragte der Graf seinen Knappen, einen Eingebornen dieser Gegend, welcher in der Waidmannskunst wie in dem Bergbau gleich bewandert war.

«Das sind die Zeugen des Zornes eines Zauberers,» erwiederte dieser, «eines Zauberers, in dessen Bereiche wir uns jetzt befinden, und der jeden Frevler, der sich ungebeten naht, furchtbar zu züchtigen weiß.»

«Seht dort an dem Felsen jene vermauerte Thüre, die nur in der Mitternacht des Christfestes sich öffnet!»

«Das sind Thorheiten!» rief Blast, «Pöbelspuk und alter Weiber Geschwätz. Morgen rufe ich meine Häuer zusammen, sie werden den Fels schon öffnen und sich viel um den häßlichen Gnomen kümmern, der ihn bewacht! —»

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so bäumte sich sein Roß, ein Wirbelwind pfiff durch die Gipfel

des Forstes, und die bis jetzt ruhig fortströmende Katzbach schäumte und tobte gegen die Felsenwände.

Der Graf giebt dem zitternden Roß die Sporen. Es bäumt sich hoch auf, und jetzt sieht er vor sich einen häßlichen Zwerg.

Ein graues Wamms deckte den unförmlichen dicken Leib, der auf zwei einwärts gebogenen Beinen ruhte, das aufrechtstehende rothe struppige Haar bewegte sich, wie vom Winde getrieben, hin und her, die aufgestülpte, unförmlich kleine Nase verlor sich fast in der Mitte der hervorquellenden kupferrothen Wangen, die kleinen grauen Augen drehten sich, als ob sie unbefestigt in den Augenhöhlen ruhten, gleich Rädern im Kreise herum, und die aufgeworfenen bläulichen Lippen des kleinen Unholdes grinzten dem fast Erschreckenen entgegen.

«Reit' zu! mein Däne,» rief er, «wirst doch nicht weiter reiten als bis in den Tod!»

«Väterchen Graumantel warnt dich! willst du nicht hören, nun, so ziehe fürder, aber! (er drohte) meine schöne blauäugige Schwester laß in Frieden!»

«Niedriges Koboldgesindel!» rief der erzürnte Graf, und warf seinen Jagdspieß nach der Spukgestalt. — Sie verschwand, der Sturmwind schwieg, die Katzbach ward ruhig, das Pferd trabte vorwärts, und hinter den Felsen eröffnete sich ein schönes Waldthal.

In der Mitte desselben stand eine hohe Fichte, und unter ihrem Schatten saß auf einer grabartigen Erhöhung ein wunderliebliches Frauenbild. — Der Graf sprang trotz den Warnungen seines Knappen vom Roß,

ſah und ſtaunte; aber das Fräulein lud ihn ein, ſie zu ihrer Mutter zu begleiten.

Er folgte, jenſeits des Stromes war ein allerliebſtes Gärtchen. In ſelbigem ſtund ein Haus, von Rinden gebaut und mit Moos belegt und rings von fruchtbringenden Bäumen umgeben.

«Dort weile ich,» ſprach das Mädchen, «dort iſt meine gute Mutter, dort, lieber Ritter, kehre bei uns ein!»

Der Ritter folgte, der Knappe blieb bei dem Roſſe. — In der Moosthütte herrſchte Einfachheit und jene Anmuth, welche von den Beſitzern das ſchönſte Bild gab.

Die Mutter war ein liebes wackeres Weib, und in der blühenden Tochter Umarmung fand der bethörte Ritter der Minne Sinneslust. —

«Ich eile von dir!» ſprach er, als der Morgen grauete, «dieſe Gegend gehört zu meinem Gebiet; die einfache Hütte bleibe für die koſende Liebe, aber auf jener Höhe erhebe ſich ein prächtiges Jagdſchloß!»

Eben brachte die Mutter einen Becher Wein. Ein glühendes Feuer goß ſein Genuß in des Ritters Buſen, er umarmte ſeine Schöne, Küſſe nun wechſeln auf Küſſe in unabläſſiger Eile.» Das Mädchen erhaſcht den Augenblick der ſinnlichen Aufregung, ſie ſinkt mit ihm aufs zarte Mooslager, und der gute Schutzgeiſt weicht von des Ritters Seite.

Kurz iſt der Rauſch der Sinne; er erwacht, reißt ſich aus ihren Armen, und die Furien des Schuldbewußtſeins und der Selbſtverachtung erheben über den Schuldbewußten, der daheim ein liebendes Weib hatte, ihre Geißel.

«Du bist mein!» rief Diabolina, so hieß das Mädchen, «sieh, ich baute dir ein feines Schloß!» Er blickte um sich und sah wirklich ein prächtiges Zauberschloß auf den entgegengesetzten Höhen. «Du bist mein!» rief sie; «die Verbindung der Geister bedarf nicht Priesterworte und Priestersegen; bleibe mir getreu, kehre heim zu deinem Weibe, aber kehre wieder, oder zittere vor meiner Rache!»

Der Ritter kehrte heim, aber kam nicht zurück. Er blieb zwei Monate bei seinem Weibe und zog dann mit seinem Fürsten zu einem Heereszuge gegen die heidnischen Preußen.

Nach 7 Monden kehrte er zurück! Sein Weib hatte ihm eine Tochter geboren, lag aber, von furchtbaren Träumen beängstigt, schwer darnieder.

Das Kind sollte getauft werden.

Das Fieber hatte die Wöchnerin verlassen, und schon erwartete man den Priester; — da trat ein schönes Weib, deren feuersprühende Augen aber etwas Unheimliches zeigten, in die Burg.

Kein Knappe wagte es, sie aufzuhalten, und von selbst öffneten sich vor ihr die Flügelthüren des Saales. Sie trägt ein neugeborenes Kind in den Armen, naht der Wöchnerin, legt ihr das Kind in die Arme und spricht:

«Dieß ist die Frucht meiner Liebe mit deinem Ehegemahl! Er brach den Eid der Treue gegen dich und mich. — Hier hast du dein Kind, du wirst sein Aufblühen nicht mit Augen sehen, denn deine Augen werden erblinden und mein Fluch dich begleiten!»

«Heiliger Gott!» rief die Gattin, «meine Träume sind wahr, mein Gatte mir untreu; Gott sey meiner Seele gnädig und erbarme sich über ihn!»

Sie machte eine krampfhafte Bewegung nach dem Herzen und sank entseelt in die Arme ihres Gatten.

Mit Hohngelächter sah dieß Diabolina. In diesem Augenblick trat der Priester mit dem Weihwasser in den Saal, die Unholdin verschwand und ein Schwefelgeruch erfüllte das Zimmer.

Im Uebermaß des Schmerzes warf sich der Ritter auf die Leiche seines Weibes und ist eben im Begriff, sich und sein Schicksal verwünschend, sein Schwert sich in die Brust zu stoßen. — Da wird Lärm im Vorhofe, Reiterschaaren nahen, sie rasseln über die gefallene Zugbrücke; athemlos stürzt der treue Knappe herein und schreit: «Rettet euch, Ritter, rettet euch, die Knappen eures Todfeindes sind unten. Er selbst harrt an den bereits eroberten Hütten. Er will euch fortführen und blenden. Ha! zu spät! Erbarme sich Gott eurer und eures alten Dieners!»

Da füllte sich das Zimmer mit Lanzenknechten und Reisigen. Mit Wuth fielen sie über den betäubten Ritter, legten ihn in Fesseln und schleppten ihn seinem schrecklichen Geschick entgegen. Er ward geblendet. — In selbiger Nacht tobte ein furchtbarer Orkan. Es bebte die Erde, der Himmel flammte in zerstörenden Blitzen, das Schloß versank, eine Felsenwand blieb und zeigt das Bild einer verfallenen Burg. Jahrhunderte sind seitdem vergangen; die Gegend ist schöner geworden, und wo das verzauberte Jagdschloß gestanden hatte, erhebt

sich jetzt unter dem Namen Neuländel, einer der angenehmsten Vergnügungsorte des gewerbreichen Goldbergs, dessen schöne Töchter nicht mehr durch die Zauberkünste der Hölle, sondern durch Reize die Herzen gewinnen und durch Häuslichkeit und Fleiß das Glück ihrer Männer zu fesseln wissen.

II.

That und Vergeltung.

Unfern dieser Felsenburg am Ufer der Katzbach erhebt sich auf dem Wege nach Neuländel eine den Adersbacher Felsen ähnliche Parthie. Man nennt sie die Raben-Docken. —

Noch steht hier eine alte Eiche; auf ihrer Rinde sind drei Kreuze gezeichnet, sie deuten auf eine jener Schreckensscenen der Vorzeit, welche in der Erinnerung des Volkes nicht ersterben.

Im dreizehnten Jahrhundert war der Ritter von Wathot Wolfsburg einer der gefürchtetsten Raubritter dieser Gegenden. Mord- und Brandstiftung, Blutschande und Ehebruch lagen auf seinem belasteten Gewissen. —

Es war ein stürmischer Wintertag. — Unheimlich ward es ihm in seiner Raubburg, die unterhalb Goldberg am Felsenufer der Katzbach lag. «Knapp!» rief er dem rothköpfigen Jacob zu, «sattle mir mein Dänenroß, heut muß ich meinen Bruder Veit besuchen. Er horstet im Hochgebirge; träumte mir doch heut von

meiner Jugendzeit. Ich ſah mich im Hauſe meines Vaters. Er gab mir ſeine Hand zum Lebewohl, dem reichen Oheim ſollte ich folgen, — der Vater behielt, da der Bruder, des einfachen Lebens müde, ſelbſt vom Stegreif lebte, nur ſein Töchterlein. — Der Alte war gut, aber zu mild, zu weich, ein barmherziger Pfaff und kein Rittersmann. Die Schweſter aber muß eine herrliche Dirne geworden ſeyn!» Der Knapp brachte ſein Roß, und ſie ritten unter furchtbarem Sturm und Schneegeſtöber zu der Raubburg.

Der Bruder ſaß trunken beim Humpen. Sein Haupt war verbunden, denn vor einigen Tagen hatte er einen Zug überfallen, welcher von tapfern Rittern geleitet wurde. Der Sieg war ihm ſchwer geworden, ſeine beſten Knechte waren gefallen, er ſelbſt wurde verwundet und wüthete nun gegen die Gefangenen, vor allen gegen eine Dirne, die die Anträge ſeiner Wolluſt mit Verachtung zürnend abwies.

Der Anblick des Bruders ſchien den Ritter zu erheitern, ein wüſtes Saufgelag begann, und als Alle trunken waren, ſprach Ritter Veit zu Watbot: «Komm, Bruder, und ſieh meine Verließe und Marterkammern; nur die Furcht beherrſcht die Welt, und durch ſie will ich herrſchen. Die Umgegend mag mich haſſen, wenn ſie mich nur fürchtet. Komm, folge mir!»

Sie ſtiegen hinab in die Höhlen des Unglücks und in die Gemächer des Jammers und kamen an eine verſchloſſene eiſerne Thür.

Veit machte auf. Ein fauler Geruch qualmte den Eintretenden entgegen. Watbot überſah das ſteinerne

Gefängniß, dem ein einziges Loch nach oben zu freien Luftzug verstattete. An den Wänden hatten sich allenthalben grüne Tropfen zusammengezogen. An den Mauern waren eine Menge Ketten angeschmiedet, an welchen entfleischte Menschenkörper und Gerippe zum Fußboden herabhingen.

Ein Winseln ertönte plötzlich aus dem Hintergrunde, und hier gewahrte Watbot an Ketten angeschmiedet ein reizendes Frauenbild, welches zum furchtbaren Hungertode verurtheilt war. «Heiliger Gott!» rief sie, «Brot, Wasser! Barbaren, laßt mich nicht so gräßlich sterben!» «Stirb!» rief Belt, «beim Schmerz meiner Wunde, die mir dein Buhle schlug, gelobte ich, daß du, wer du auch seyest, im Hungerthurme sterben solltest, drum stirb! Gott erbarme sich deiner; bei mir ist kein Erbarmen!»

Bei diesen Worten sank die Bittende auf die Knie, faltete die Hände, betete und schlang sich dann schnell die Kette um den Hals und erwürgte sich.

Watbot entsetzte sich ob des Bruders Grausamkeit, dieser aber schlug ein Hohngelächter auf und sprach: «Mein bisheriges Glück verdanke ich meinem Bunde mit den Berggeistern. Ich gelobte ihnen ein Opfer. — Sie haben es nun; wer ihnen dient, muß Barmherzigkeit nicht kennen. Reich waren die Schätze, die die Dirne mit sich führte, nun sind wir ihre Erben!»

Sie gingen zurück in den Burgsaal und vergaßen im wüsten Gelage die Stimme des Gewissens.

Noch zechten sie. — Da ließ sich ein nachbarlicher, mit Veit verbündeter Ritter melden. — Er führte ei-

nen alten Knappen an seiner Seite. Er sprach, als die ersten Bewillkommnungsbecher geleert waren:

«Dieser Knappe gehörte zum Gefolge der Dirne, die ihr beraubtet. Er verließ selbiges den Tag zuvor, um sich bei euch anzumelden, kam mir in den Wurf, ward gefangen, und eben wollte ich ihn aufknüpfen lassen, da machte er wichtige Geständnisse. Er selbst spreche!» —

Der Knappe trat vor. Veit und Watbot blickten ihm in's Antlitz, und Beide erbebten, denn sie erkannten in ihm den alten Knappen ihres Vaters. «Ich komme», sprach er, «euch den Tod desselben zu melden, er sendete euch eure Schwester und seine Schätze. — Die Burgen hat der Kaiser anderweit verleihnt; — der Vater sagte als er starb:

«Folgen meine Söhne der Ritterpflicht, so werde ihnen mein Segen, wo nicht, mein Fluch.» Nun nahm er das Nachtmahl und starb. Hier sind die Documente.» Veit nahm die Papiere in die Hand und gab sie Watbot. Dieser verstund es, zu lesen. —

«Um Gottes Willen!» schrie er, «unsere Stammtafel, der Schwester Taufschein, der Brief des Vaters, von dem Burgpfaff geschrieben, sie geben ein gräßliches Licht. Die im Hungerthurme gestorbene Dirne ist Ida, sein eheliches Kind, ist unsere Schwester. Wir! wir sind ihre Mörder!»

Die Furcht der Hölle kam über Beide. Sie wollten fliehen, aber in der Angst ihres Herzens rannten sie die Treppe aufwärts, statt auf selbiger herabzusteigen. Sie kamen auf den Wartthurm. Da brauste der Sturm, tobte das wilde Heer, und die Geister der Hölle entstiegen den Tiefen.

In der Todesangst rennen Beide wieder hinab, erreichen das Thor, stürzen hinaus und fliehen, wie das von Hunden gehetzte Wild, ruhelos durch den Forst. Endlich kommen sie an diesen Felsen. Eine Thüre ist in ihm geöffnet. Sie gehen hinein, und siehe, die Thüre schließt sich schnell hinter ihnen. Sie stehen in einem weiten Gewölbe, dessen Wände mit Gerippen und Todtenknochen geschmückt sind.

Noch harren sie in furchtbarer Todesangst, da steigt eine Flamme aus der Erde auf, und in selbiger erblicken sie den Geist der Hölle in jener furchtbaren Gestalt, wie er den Sündern erscheint, die er in sein Reich ruft.

Er sprach: «Wehe! wehe! wehe! das Maß eurer Sünden ist voll. Ihr habt in eurem Leben nie Barmherzigkeit geübt, auch ihr werdet vor den Thron der Barmherzigkeit des Höchsten nicht gelassen werden. Die Seufzer eurer verhungerten Schwester schreien um Rache; werdet, was ihr in eurem Leben schon zu seyn schienet, werdet zu Stein! Aber sterben sollt ihr nicht. Die steinernen Bilder eurer Körper sollen zwar unbeweglich, aber nicht unbelebt seyn, so sollt ihr hier sitzen auf den geraubten Schätzen auf ewig, belebte Felsenstücke, unaufhörlich gefoltert von der schrecklichsten Reue.»

«Aufwachen soll euer schlafendes Gewissen und euch in langsamen, gräßlichen Zügen jedes Bild einer jeden begangenen Greuelthat vor eure Phantasie malen. Selbst Felsen, sollt ihr von undurchdringlichen Felsen umgeben seyn, und Niemand soll in euch die Bestraften ahnen, die hier den großen Gerichtstag erwarten,

einen zwischen Leben und Tod. Doch eine unverdiente Gnade hat euch die ewige Barmherzigkeit des Wesens aller Wesen noch bewilligt. Alljährlich in der feierlichen geweihten Nacht vor Weihnachten, wo der Erlöser dem sündigen Menschengeschlechte geschenkt wurde, sey eure Felsenpforte eine kurze Zeit geöffnet.»

«Mit dem ersten Schlage der Mitternachtsglocke wird sie sich aufthun, sobald aber das erste Viertel nach dieser zwölften Stunde ertönt, schließt sie sich wieder für das ganze Jahr. In dieser Nacht werde es einem Sterblichen vergönnt, euch von dieser Qual zu befreien. — Er lege euch drei Fragen vor, zertrümmere eure Felsenhüllen und raube die Schätze; doch ehe eine Viertelstunde verflossen, muß er im Freien seyn, sonst ist es um sein Leben geschehen, und sein Blut kommt über euch!»

Mit diesen Worten verschwand der Geist. Da erkalteten plötzlich die Leiber der Bösewichter; ihre Formen blieben, aber sie wurden zu festem Gestein. Ihr Blut stand im Laufe still, und an dessen Stelle schlängelten sich rothe Felsenadern durch die steinernen Bilder.

Ein frommer Klosterbruder pflanzte hier eine Eiche, in die spätere Nachkommen das Zeichen des Kreuzes gruben.

III.

Die Christnacht im Felsenthale.

Es war in der Christnacht des Jahres 1540, als Wunibald von der Bühl, Berghauptmann zu Gold-

berg und Eigenthümer des Neuländels, welches bereits auf seiner heitern Bergebene eine friedliche Herberge umfing, seinem Lager enteilte, um in der nachbarlichen Kirche der Stadt recht andächtiglich zu beten. Noch war die Kirche leer, und einsam blickte der Ritter auf die alten Gemälde. Eines derselben zeigte die furchtbaren Begebenheiten, welche wir eben erzählten.

Eben ruhten seine Augen auf der mit dem Hungertode ringenden Jungfrau; — da schien sich das Bild zu beleben und die schöne Maid ihn recht freundlich anzuschauen. Eine Stimme tönte:

«Komm, eile uns zu erlösen.»

Ein innerer Drang des Herzens rief den Ritter, die Erlösung zu vollbringen; er betete noch ein andächtiges Stoßseufzerlein und eilte nun hinaus. Rasch warf er sich auf sein Roß, und schnell, wie auf den Fittigen des Windes, trug es ihn in's Felsenthal. Ihm folgte ein alter Schichtmeister als Knappe. «Hier», sprach dieser, als sie zu den Rabendocken kamen, «hier richtete der Herr den Schuldigen, hier versank die Burg des Grauens. Seht ihre Trümmern im Bilde dieser Felsen. Gebt Acht! Eben leuchtet der Mond so lieblich und läßt uns das Thürlein sehen, das sich nur in dieser heiligen Nacht auf Minuten öffnet!»

In diesem Augenblicke hörte man die Glocke der nächsten Kirche 12 Uhr schlagen, und siehe! die Thüre des Felsens that sich auf. Ein ferner Donner rollte und Blitze schlängelten sich um den Fels, ohne ihn zu zerschmettern. — Der Ritter tritt durch die offene Pforte ein.

Ein Kind saß im Vorhofe auf glänzendem gemünztem Golde und schweren Silberkuchen. Er nahm es herab, küßte es, rief den an der noch geöffneten Thüre stehenden Knappen und befahl ihm, das Kind sorgfältig in einen Mantel zu hüllen. Nun nahm er das Gold, bekreuzigte sich aber dabei, damit böse Geister an ihm keine Gewalt hätten.

Jetzt sah er die Waffen, die die Halle zierten, und nun wendete er seine Schritte zu den versteinerten Menschengestalten.

Er betastete sie mit der Hand, an welcher ein sogenannter Jesusring blitzte, der auf dem Altare geweiht war, und siehe! er fand, daß sie noch von Stein waren, aber dennoch athmeten.

Die Zeit drängte, er sprach:

«Log die Sage oder sprach sie Wahrheit? Seyd ihr die verwünschten Ritter? und ist die Stunde eurer Erlösung gekommen?»

«Wir sind die Unglücklichen, vollbringe unsre Erlösung und befreie uns so von diesen Qualen.»

«Wenn es unter Gottes Schutz, in Gott und mit Gott geschehen kann,» antwortete der Ritter, legte seine Linke auf das Kreuz, das seine Brust zierte, ergriff dann sein Schwert mit beiden Händen und schlug mit selbigem auf die Felsengebilde, daß das Gewölbe vielfach wiederhallte.

Mit jedem der Schläge hallte ein Donnerschlag; die Steine fielen auseinander, und zwei geistige Wesen standen, von Blitzen umleuchtet, vor dem staunenden Ritter.

«Dank dir!» sprachen sie; «du hast uns erlöst; wir duldeten die Qualen der Hölle. Wir lebten fort unter furchtbarem Seelenschmerz, und das böse Gewissen geißelte uns mit feurigen Schlangen. Wir sehnten uns nach Ruhe und fanden sie nicht, wir sahen des Landes Noth und konnten es nicht retten. Jetzt ist unsre zeitliche Strafe vorüber, der Herr sey der Seele gnädig, wir eilen zu seinem Throne und hoffen Gnade zu finden vor dem Allbarmherzigen!»

Bei diesen Worten schien die Erscheinung des Kindes, welches sie auf den Goldhaufen erblickt hatten, in Lichtglanz zu verschwinden. Auch die Ritter waren verschwunden, aber die Steinmassen hatten, obgleich ein Theil von ihnen durch das Schwert abgetrennt war, immer noch eine Aehnlichkeit mit Menschengestalten.

Der Ritter Wunibald wandte das gewonnene Gold wohl an. — Er beschenkte Kirchen und Armenhäuser, und als viele unglückliche niederländische Familien von den Ufern der Schelde und Maas nach Sachsen, Brandenburg und selbst nach Schlesien wanderten, nahm er sie auf.

Es waren Tuchmacher und Weber, fleißige und genügsame Männer. Sie trieben und lehrten ihre Kunst in diesen Gegenden und wurden die Begründer jenes Gewerbfleißes, welcher die wahre Goldgrube Goldbergs wurde, welche Stadt auch noch jetzt, ohngeachtet der Vertrieb ihrer Waaren in's östliche Europa sehr beschwert ist, zu den thätigsten Fabrikstädten des schönen Schlesiens gehört und in dem rüstigen Betriebe seiner Weberstühle einen Ersatz gegen den gesunkenen Bergbau findet.

Noch läßt die Sage das steinerne Pförtlein alle Jahre in der Mitternachtsstunde der Christnacht offen stehen.

Noch sind Schätze in der Höhle, und deshalb blüht noch Jedem das Glück, hier reich zu werden, der reines Herzens ist und den Muth hat, den rechten Augenblick zu benutzen!

3.

Die drei Blutstropfen in Berlin.

Diese Sage fällt in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Ob sie auf geschichtliche Thatsache sich gründe, und in wiefern, ist nicht zu bestimmen.

Gar rühmlich war das Gasthaus
des Brauers Wolf bekannt,
das auf der Lindenstraße
zunächst dem Brauhaus stand.
Wohl viele Gäste lockte
das gute Bier dahin,
doch mehr noch Margarethe,
die schöne Kellnerin.

Ihr Blick war hell wie Sonne,
ihr Haar kastanienbraun,
ihr Hals wie Schnee, ihr Antlitz
wie Milch und Blut zu schau'n,
und schenkten ihre Händchen
das braune Kraftbier ein,
so schien es allen Gästen
ein Liebestrank zu seyn.

Gern hätte mancher Jüngling
ihr seinen Schmerz geklagt
und gern von ihren Lippen
den süßen Raub gewagt
doch Wolf, ihr Herr, war selber
ihr längst im Stillen gut
und hielt sie unabläßig
in eifersücht'ger Hut.

Wol küßt' er als Gemahlin
ein liebes junges Weib,
doch sein Gelüsten brannte
auf Margarethens Leib.
Er ließ der schönen Dirne
auf keinem Schritte Ruh',
versprach ihr goldne Berge
und setzt' ihr stürmisch zu.

Doch züchtig war das Mägdchen
und wies mit ernstem Blick
die ungestümen Bitten
des bösen Herrn zurück,

bis ihn zuletzt der Starrsinn
der Kellnerin verdroß
und er das letzte Mittel
zu wagen sich entschloß.

Einst als der Feuerwächter
die zwölfte Stunde rief
und in des Brauherrn Hause
schon Alles ruhig schlief,
da schlich sich Wolf zur Kammer
der Kellnerin hinauf
und schob mit einem Haken
den Riegel leise auf.

Er trat hinein und sah sich
an seiner Beute satt,
der Mondenschein erhellte
das Kämmerlein nur matt.
Wie reizend war das Mägdchen
im losen Schlafgewand!
auf ihrem Busen wiegte
sich ihre Schwanenhand.

Der Anblick frommer Unschuld
rührt den Verführer nicht,
er drückt den Kuß der Wollust
ihr heiß auf's Angesicht.
Er beugt sich gier'gen Blickes
auf ihren Busen hin,
da weckt ein Engel Gottes
die schöne Schläferin.

Sie rafft sich auf und ringt sich,
mit ängstlichem Geschrei
nach Hülfe, von den Händen
des Ehebrechers frei,
und stößt ihn fort, und springet
aus ihrem Bett heraus,
und rafft das Hemd' am Busen,
und will zur Thür hinaus.

Jedoch der Bube hatte
das Schloß still abgedrückt,
und hascht sie noch am Arme
und hält sie fest umstrickt.
«was schreist du, Herzensmädel?
was schreist du doch so sehr?
Ergieb dich, du entgehst mir
doch nun nicht länger mehr!»

«Ich will dir Alles geben,
was dir gelüsten kann!
Es thut dir nichts, und wär' es,
der Kellner wird dein Mann.
Ich kauf' euch in der Vorstadt
ein schuldenfreies Haus
und statte obendrein dich
mit hundert Gulden aus!»

In seinen Armen wand sich
die schöne Kellnerin,
da fuhr ihr ein Gedanke
urplötzlich in den Sinn,

und sprach sie: «Wird der Kellner
und hundert Gulden mein,
wohlan denn, Herr, so will ich
euch gern zu Willen seyn.»

Voll Freuden da noch einmal
versprach ihr den Gewinn
der böse Wolf und zog sie
zum weichen Bettchen hin.
Durch's off'ne Kammerfenster
schien just mit hellem Schein,
als wollt' er sie belauschen,
der volle Mond herein.

«Ha, laßt mich einmal ledig,»
rief Margarethe schnell,
«ich will den Vorhang zuzieh'n,
der Mond scheint gar zu hell.
Müßt mir's zu Gute halten,
wenn's auch nur Laune ist;
seh' mich nun einmal lieber
im Dunkeln nur geküßt.»

Gern läßt er ihr den Willen,
sie rafft sich schäkernd auf
und springt vom nahen Sessel
auf's Fensterbret hinauf.
«Herr Gott, sey du mir gnädig,
gieb mir ein ehrlich Grab!»
so ruft sie laut, und springet
tief in den Hof hinab.

Wolf sah's, und in den Adern
erstarrte ihm das Blut,
er ballte seine Fäuste
in fürchterlicher Wuth.
»Verflucht! Ich Narr! Betrogen
schon mitten im Genuß! —
Wie, wenn ich ob der Leiche
noch Rede stehen muß?«

Er sinnt, wie er am besten
abwende den Verdacht,
und schleicht sich in den Hofraum
hinunter still und sacht;
doch sieht er auf den Fliesen
drei blut'ge Tropfen nur,
sonst weiter von Marg'rethen
auch nicht die kleinste Spur.

Wie wird es dem Verruchten
nur so allmählich klar,
daß hier ein Engel Gottes
der Unschuld Retter war;
doch, statt dadurch erschüttert,
den Frevel zu bereu'n,
saugt seine schwarze Seele
den Rath der Rache ein.

Er schleicht zurück zur Kammer
und legt in ihre Truh
dort seinen leeren Beutel
und geht darauf zur Ruh',

und morgens früh erhebt er
ein klägliches Geschrei,
daß er um hundert Gulden
bestohlen worden sey.

Und alles sein Gesinde
fährt er nun zornig an,
doch allesammt betheuern,
daß sie das nicht gethan;
und als von ihnen allen
die Kellnerin nur fehlt,
da ruft er scheinbar grimmig:
«Sie ist's! sie stahl das Geld!»

Rasch eilt er mit dem Kellner
in's Kämmerlein hinauf
und reißt dort, hastig suchend,
Marg'rethens Truhe auf.
«Sieh da, da liegt mein Beutel!
Nun freilich ist er leer.
So sprich, was meinst du, Kellner?»
Da ist kein Zweifel mehr!

Er meldet nun den Diebstahl
beim hohen Stadtgericht
und bittet sehr um Eile,
und dieses säumet nicht
und sendet seine Boten
nach allen Enden aus,
die finden Margarethen
in ihrer Muhme Haus.

Sie wird zu dreien Malen
vom Stadtgericht verhört,
und ob sie ihre Unschuld
betheuert und beschwört,
der Brauherr hat die Richter
bestochen allesammt,
und so wird Margarethe
zum Henkerschwert verdammt.

Nach sieben Wochen Kerkers
betrat sie das Schaffot,
befahl den Leib dem Henker
und ihren Geist zu Gott,
und rief: «So wahr ich schuldlos,
so sollen am Gestein
die Tropfen meines Blutes
stets unvertilgbar seyn.»

Drauf, als ihr Haupt gefallen
da weinte Jedermann
und sah mit scheelen Augen
den bösen Brauherrn an.
Von mancher Lippe traf ihn
des Mitleids frommer Fluch,
und wenig fehlte, daß man
ihn in sein Antlitz schlug.

Wolf stierte vor sich nieder
und ward, vor Angst halbtodt,
bald bleich wie eine Kalkwand,
bald wie ein Scharlach roth.

Ihm war durchs Mark gegangen
Marg'rethens letztes Wort,
scheu schlich er sich und zitternd
vom Hochgerichte fort.

Und als er heim gekommen,
da wich im ganzen Haus,
als wär' sein Oden giftig,
ihm das Gesinde aus.
Er hatte keine Ruhe
und keinen Frieden mehr,
und seine Tische blieben
von allen Gästen leer.

Und Abends spät, da wirft sich
voll Angst der Böswicht
im Hofe auf die Fliesen
beim Diebslaternenlicht,
und kratzt mit seinen Nägeln
und scheuert hin und her;
doch die drei blut'gen Tropfen
verschwinden nimmermehr.

Da hackt er mit der Hacke
die blut'gen Fliesen aus,
und trägt sie vor die Stadt weit
in einen Teich hinaus,
und legt sich dann zu Bette
so ruhig, als er kann, —
doch im Gewirr der Träume
weht ihn Entsetzen an.

Und wie er Morgens aufsteht
und schaut zur Thür hinaus,
da steht viel Volk und gaffet
wild lärmend auf sein Haus,
und Alles weis't mit Fingern
auf's ob're Stockwerk hin
und ruft: Seht da, dort klebet
das Blut der Kellnerin!

Wolf hört es voller Grausen,
und tritt hinaus, und sieht
die blut'gen Flecken oben
am Erker, und entflieht
zurück in's Haus. Ein Hagel
von Steinen und von Koth
verfolgt den argen Mörder
und dräut ihm Schmach und Tod.

Er wirft in's Schloß die Hausthür
und stürzt, an jedem Sinn
vor Angst und Schreck vernichtet,
auf das Getäfel hin.
Wohl ringt er sich in's Leben
zurück nach kurzer Zeit,
doch glotzt aus seinem Auge
des Wahnsinns Gräßlichkeit.

Er schreit: »Schafft mir Marg'rethen,
schafft ihre Leiche her!
Wer will, wer kann es sagen,
daß ich der Mörder wär'?

Die blut'gen Tropfen meint ihr?
Was kümmern die's mich?
Nun freilich ja, der Teufel,
auf Blut beruft er sich!»

So schreit und ras't er gräßlich
von früh bis in die Nacht,
und tobt und will's nicht dulden,
daß Jemand ihn bewacht,
und als einmal der Schlummer
den Wächter übermannt,
da würgt er ihn zu Tode
mit krampfigstarker Hand.

Drauf steigt er durch das Fenster,
und schmiegt im irren Sinn
auf schmalem Gurtgesimse
sich bis zum Erker hin,
und an den blut'gen Tropfen
dort kratzt und reibt er sich
die Nägel von den Fingern,
und winselt fürchterlich.

Ein Wächter kommt der Straße,
der sieht ihn oben steh'n
und ruft ihn laut bei Namen;
da war's um ihn geschehn.
Er blickte um, und stürzte
herab mit lautem Schrei,
und schlug sich auf den Steinen
den Schädel morsch entzwei.

Im Armensünderwinkel
des Kirchhofs war sein Grab,
dort ließ man ihn frühmorgens
ohn' Sang und Klang hinab.
Marg'rethens Leiche aber
am Galgen grub man aus
und trug sie mit Gepränge
in's bessre Grab hinaus.

Am Wolf'schen Hause wurde
die Tünche oft erneut,
doch die drei blut'gen Tropfen,
sie blieben allezeit,
bis daß vor hundert Jahren
das Haus ward neu erbaut,
so fest und schön und stattlich,
wie man's noch heute schaut.

4.

Der Wechselbalg bei Breslau.

In der Nähe Breslau's lebte im Jahre 1580 ein Edelmann, der große Güter besaß, die er meist durch seine Leibeignen und Fröhner bearbeiten ließ, denen er nicht die kleinste Versäumniß nachsah, da er selbst Wöchne-

rinnen, kaum wenige Tage entbunden, nicht schonte. So geschah es denn auch einstmals, daß eine solche von dem Voigte mit strenger Amtsmiene zur Frohne gefordert wurde. Sie jammerte zwar, mußte aber doch gehorsamen. Da sie ihr Kind selbst säugte, hätte dieses, wenn es einen ganzen Tag die Mutterbrust hätte entbehren sollen, umkommen müssen, daher sie es mit auf's Feld nahm und, da Heuernte war, auf einen frischen Grashaufen legte, mit einigen Laubzweigen umsteckte, daß es Schatten und einigen Schutz fände, und nun an ihre Arbeit ging. Das Kind war an der Mutterbrust entschlummert und schlief nun über eine Stunde sanft und ruhig. Nach dieser Zeit aber hörte die Mutter das Kind mit einer ungewohnt widerlichen Stimme schreien und lief schnell hinzu, um es durch Säugen wieder zu beruhigen, aber — das Kind erblickend, fährt sie erschrocken zurück, schreit und windet verzweifelnd die Hände, denn es sey ihr Kind nicht. Ihre Mitarbeiterinnen kommen dazu und bemerken allerdings, daß das Kind sich ungewöhnlich verändert habe, redeten aber doch der Mutter zu, es an die Brust zu legen. Sie that es, hatte es aber kaum einige Minuten saugen lassen, als sie auf's Neue anfing zu heulen und zu schreien, es sey nicht ihr Kind, denn es beiße ihr in die Brust und ziehe so gierig, daß das Blut nachkommen müsse. Man suchte ihr den Argwohn zu benehmen und sie zu beruhigen, was aber nur in soweit gelingen wollte, daß sie sich entschloß, das Kind mit in ihre Wohnung zu nehmen und zu nähren.

Nach einigen Tagen ging der Edelmann, neugierig,

was mit dem Kinde geworden ſey, bei der Hütte der armen Frau vorüber und fragte ſie, durch's Fenſter in ihr Stübchen ſchauend, wie das Kind ſich zeige. Ach, daß Gott erbarme, ſchluchzte ſie laut, es heult Tag und Nacht wie ein junger Wolf und ſaugt mir das Blut aus den Adern! Das iſt mein Ende! Liebe Frau, erwiedert ihr darauf der Edelmann, wenn ſie wirklich glaubt, daß dieß ihr Kind nicht ſey, trag' ſie es wieder auf die Wieſe, wo ſie es gefunden, und ſchlag' es tüchtig mit einer Ruthe. Die Frau befolgte gleich am nächſten Morgen den Rath ihres Herrn, trug das Kind an den Ort, wo ſie es gefunden, und ſchlug es mit einer Birkenruthe ſo, daß es heftig an zu ſchreien fing; aber die Frau hatte kein Erbarmen, ſondern ſchlug immer heftiger. Da huſchte aus dem nahen Föhrenwalde ein häßliches, vom Kopf bis zum Fuße in nebelgraues, moderig riechendes Zeug gehüllt, herbei und heulte. Schlag' mein Kind nicht mehr, hier haſt du deines wieder! Mit dieſen Worten legte ſie der Frauen Kind in's Gras, nahm das ihrige unter die Kappe und eilte mit ihm nach dem Walde. Stumm vor Entzücken drückte die glückliche Mutter ihr Kind an die Bruſt, herzte und küßte es und eilte mit ihm zurück in ihre Hütte.

5.

Der Wolf im Dome zu Aachen.

Im Aachner Dome zeigt man einen Spalt an einem Flügel des ehernen Thors, so wie einen aus Erz gegossenen Wolf und Tannenzapfen, welcher letztere, nach einem alten Volksglauben, der Seele eines Wolfs am ähnlichsten seyn soll.

«Was sollen wir beginnen?
Kaum halb vollendet steht der Bau
vor männiglich zur Schau —
nun gilt's was zu ersinnen!
Im Seckel unsrer Stadt ist bald kein Kreuzer mehr
und wenig giebt's der frommen Spenden;
wo nehmen fürder Geld wir her,
um unsre Kirche zu vollenden?»

So sprach zu Aachens Senatoren
der Bürgermeister düstern Blicks,
und diese, in Gedanken ganz verloren,
zu finden eine Spur des Glücks,
umstanden ihn und — schwiegen;
denn das sah Jeder, ohn' ein Salomo zu seyn,

ganz klar und deutlich ein:
Giebt es kein Geld, so bleibt der Dombau liegen!

Und das geschah auch wirklich lange Zeit,
bis endlich noch mit seltner Freundlichkeit
ein reicher Gönner sich erbot,
dem Magistrat in dieser Noth
die nöth'gen Gelder zu verleih'n,
bis daß der Bau vollendet würde seyn.

Das Anerbieten selbst war annehmbar,
doch nicht der reiche Freund, denn dieser war
kein Andrer als, Gott sey bei uns! der Teufel,
und die Bedingung, die er sich gemacht,
hat den hochweisen Magistrat,
der Lust zum Bau'n und keine Kreuzer hat,
aus aller Fassung fast gebracht.
«Ich schaff' euch Geld», so sprach der Fürst der Hölle,
«so viel zum Bau wird nöthig seyn,
wenn's euch beliebt, noch heute Nacht zur Stelle;
jedoch ihr müßt mir auch etwas verleih'n,
und meine Forderung, ihr Herren, ist gar klein:
Die erste Seele, die den neuen Dom betritt,
versprecht ihr mir gefälligst, und somit
sind wir dann eins. Gewiß, ihr willigt ein?»

Hart klingt des schwarzen Gönners Wort,
und der hochweise Rath beschließt sofort,
das Anerbieten christlich abzulehnen.
Denn ob sie auch nach Geld sich sehnen,

ſcheint's ihnen gottlos doch zu ſeyn,
und Alle ſagen,
was ſie gewiß ſonſt ſelten wagen,
einſtimmig: Nein!

»Was wird nun aus dem Bau?
Zum Weiterbau'n nichts in den Händen —
ſoll er die Stadt als Trümmer ſchänden?«
erwiederte der Teufel ſchlau.
»Wollt ihr die Schande wol erleben,
daß das, was ihr ſo groß begründet,
durch euch nicht die Vollendung findet?
Ein Seelchen könnt ihr mir doch geben!«

Kommt Zeit, kommt Rath!
ſo dachte bei ſich jetzt der Bürgermeiſter,
und der geſammte Magiſtrat
verſprach dem Fürſten ſchwarzer Geiſter,
was er ſich ausbedungen hat.

Der ſchaffte Geld zur Gnüge nun herbei,
und groß und prächtig ward der Dom erbaut,
wie ihn bewundernd noch die Nachwelt ſchaut,
und Mancher fragte, wie das möglich ſey.
Denn wer des Seckels Armuth kannte,
dem war's ein Wunder, bis man ihm in's Ohr
den Gläubiger und die Bedingung nannte,
wobei er dann gewiß die Luſt verlor,
der Erſte, würde man die Kirche weih'n,
in ihr zu ſeyn.

Den Teufel selbst, den schlauen, zu betrügen,
ist christliches Verdienst und macht Vergnügen!
So dachte auch der Aachner Magistrat,
und sann und calculirte früh und spat,
wie er die zugesagte Seele
dem bösen Gönner wieder stehle.

Die Herren sinnen, daß sie schwitzen,
jedoch ob Einer auch den besten Rath
mit vieler Mühe sich ersonnen hat,
beim Aber der Collegen bleibt er sitzen,
und was man sich ersinnt, ganz taugt es nicht,
bis plötzlich noch ein freundlich Licht
in's Dunkel der Besorgniß dämmert.

Just einen Wolf im Walde fing man ein,
der manchen Stall schon ausgelämmert,
der sollte nun das Opfer seyn.
Um einen Wolf, ei, da ist's wenig Schade!
So dachte man, und flugs ward ohne Gnade
dem Wolfe der Proceß gemacht
und drauf das arme Thier — war das nicht hart? —
zum Stadtfrohn in die Kost gebracht,
wo's um kein Quentchen fetter ward.

Als nun der Tag der Einweihung erschien
und hoch vom Thurm die neuen Glocken klangen,
da schmückte man den Wolf mit Kränzen und Jasmin
und führete ihn, nicht ohne Bangen,
zum hohen Thor des Domes hin.

Zu beiden Seiten im Gedränge
ſtand harrend die neugier'ge Menge,
jedoch der Rath — warum, das wißt ihr ſchon! -
war nicht dabei und ſchickte nur den Frohn.

Der öffnete das Thor und ſtieß den Wolf hinein,
und ſank, vor Schrecken ohne Oden,
in ſelbem Augenblick zu Boden,
denn — brüllend fuhr der Teufel hinterdrein
und faßte, was er ſich bedungen hatte.
Er hält den Wolf in ſeiner Krallenfauſt
und heulte wüthend: «Ha, was ſoll die Ratte?
Solch' Beſt iſt kaum noch werth, daß man's zerzauſt!
Wenn ich denn einmal ſo betrogen bin,
ſo lauf' auch du zum Kuckuck hin!»
Somit ließ er die Beſtie frei
und fuhr mit gräßlichem Geſchrei
hinaus zum Dom, und warf in wilder Wuth,
weil ſeine Argliſt nicht gelang,
die Thüre ſo gewaltig zu,
daß einer ihrer Flügel ſprang.

Zum Zeichen, daß dieß wirklich ſey geſchehen,
weiſ't man noch bis auf dieſen Tag
den Spalt am Kirchenthore nach.
Auch jenen Wolf kann man noch ſehen;
er ſteht, aus Erz geformt von Künſtlerhand,
im Aachner Dome an der Wand.

6.

Die frevelnden Hirten bei Hochstädt,

einem Dorfe im Kreise Nordhausen des Regierungsbezirks Erfurt. Unweit Hochstädt im Amte Klettenberg findet man einen See, der durch einen Erdfall entstanden, ist und die Ursache des letztern berichtet die Sage also.

Wo jetzt der See ist, war sonst eine grasreiche Viehweide, auf der mehrere Hirten Pferde hüteten. Müssiggang, den das Hirtenleben so überflüssig veranlaßt, giebt Langeweile, und diese gebiert wieder eine öftere Lust zum Essen; diese fand sich denn auch bei den Pferdehirten, und sie holten ihren kleinen Vorrath aus den groben und meist schmuzigen Säcken und Taschen hervor, setzten sich im Schatten eines großen Baumes und begannen zu kauen. Einer der Hirten nun hatte schönes weißes Brot. Als dieß die Andern sahen, wollten sie auch davon haben. Wenn ich nicht selbst, entgegnete jener, großen Hunger hätte, wollte ich euch wol Etwas davon geben, wenigstens muß ich erst satt seyn! Gegen diesen Grund der abschläglichen Antwort wußten die Hirten nichts einzuwenden, fingen aber dafür an, auf ihre Brotherren zu schimpfen und lästerlich zu fluchen, daß sie ihnen gemeines hausbacknes Brot gäben;

ja ihr Uebermuth ging noch weiter, ſie warfen das Brot auf die Erde, hieben es mit ihren Peitſchen in Stücken und traten es endlich mit Füßen, und aus dem ſo verachteten Brote floß — Blut. Da erſchraken die gottloſen Buben und wollten entfliehen, wußten aber nicht wohin, und vermochten auch kein Glied zu rühren. Der Knabe mit dem Weißbrot aber ſchwang ſich ſchnell auf eins ſeiner Pferde und jagte davon. Als dieß die Spötter ſahen, wollten auch ſie ſich auf die Pferde werfen, aber — die Erde wankte unter ihren Füßen und der ganze Platz ſank in die Tiefe, in der ſich ſogleich Gewäſſer ſammelten und einen See bildeten. Die böſen Buben mit ihren Pferden kamen nimmer wieder zu Tage, und an dem See wachſen jetzt Pflanzen, deren Blätter den Hufeiſen ſehr ähnlich ſind.

7.

Der Rieſenſtein bei Nordhauſen.

Zwei Stunden Weges von Nordhauſen liegt
zunächſt an der Straße auf blumigem Rain,
nur flach in den lehmigen Boden gefügt,
ein Felſen, den nennt man den Rieſenſtein;

warum? deß giebt uns aus grauer Zeit
die Sage des Volkes getreuen Bescheid.

Ein Riese, wol hundert Ellen groß,
verheerte den Gau einst schonungslos,
und bedrängte die Stadt und ließ ihr nicht Ruh',
und setzte ihr täglich härter zu.
Er schritt bei Tag und bei Nacht durch's Feld,
und schaute blutdürstig herab auf die Welt,
und wen er erlugte da unten, den fing
er schäkernd, als wär' es ein Schmetterling,
und fraß ihn, wenn er just hungrig war,
mit Rock und Hemd und Haut und Haar.
Viel Kinder auch hat er so weggenascht,
wie wenn ein Kater Fliegen hascht,
und hat sich gesoffen im Blute satt
und die Bälger geworfen zurück in die Stadt.

Drob waren die Bürger voll Angst und Graus,
und wagten sich nicht mehr zum Thore hinaus,
und klagten, und knieten und riefen zu Gott,
daß er gnädiglich ende die gräßliche Noth,
und flehten den heiligen Michael an,
und versprachen ihm Bilder von Silber und Gold,
wenn er dem greulichen Riesen fortan
das blutige Handwerk legen wollt'.

Der heilige Michael hörte ihr Flehn,
so wie man gar baldig am Riesen ersehn.
Denn wenn er einmal vor die Thore jetzt kam,

da ging er ſo ſteif, als wäre er lahm,
und konnte ſich bücken und wenden nicht mehr,
als ob aus dem Ganzen ſein Rückgrat wär',
und ſah ſo verhungert, verdrüßlich und kraus,
und die Bürger frohlockten und lachten ihn aus.

Das wurmte den Rieſen, und ſann er gar viel,
wie er ändern wol könnte ſein mißliches Spiel;
da fiel ihm noch endlich Herr Satanas ein.
Flugs rief er denſelben mit gräßlichem Schrein,
und als er in Flammen nun angefauſt kam,
da ſagte der Rieſe: «Gott grüß' euch recht ſchön!
Sprecht, könnt ihr mir helfen? Mein Rückgrat iſt lahm,
und muß ich ſo ſteif wie ein Leibgardiſt gehn.»

Der hölliſche Doctor drauf feixte und ſprach:
«Von Herzen gern, Freundchen! Zuvor aber ſag',
was willſt du mir geben für ſolche Kur?
Denn umſonſt kurir' ich das Weibsvolk nur!
Ich will dich nicht ſchnellen! Du ſchreibſt mir dafür
mit Blut deinen Namen auf dieſes Papier,
und kannſt du nicht ſchreiben, das hindert nichts dran,
du kritzelſt drei Kreuze, ſo iſt es gethan.
Drei Jahre lebſt du in Luſt und in Glück,
dann komm ich, mein Freundchen, und — brech' dir's Genick.
Nun, willſt du, ſo ſchreib' mir den Zettel; wo nicht,
ſo klage nur fürder nicht über die Gicht!»

Da zuckt es dem Rieſen im Rückgrat hinauf,
er klügelt nicht lange, und wagt es darauf,

und malt die drei Kreuze mit Blut auf's Papier,
und giebt es dem Teufel: «Wird's richtig so ſeyn?»
«« Vollkommen! »» — feixt dieſer — «« Das gilt ſchon bei mir! »»
und ſteckt gleichgültig das Zettelchen ein.
Drauf hat er den Rieſen kurirt, doch wie?
weiß Niemand, vermuthlich durch Sympathie.

Tags drauf turnieret mit höhniſchem Sinn
der Rieſe herum vor den Thoren der Stadt,
und bücket ſich her und bücket ſich hin,
und zeigt, daß er wieder Beweglichkeit hat;
und die Bürger darüber entſetzten ſich ſehr,
und keiner von ihnen verlachte ihn mehr.
Anfing nun wieder die gräßliche Noth,
der Rieſe fing Manchen und würgte ihn todt,
und ſoff ſich am Blute der Nordhauſer ſatt,
und warf die Bälger zurück in die Stadt.

So trieb er's in Fülle und Freude drei Jahr,
als wie es vom Teufel verſprochen ihm war,
und that nicht dergleichen und dachte nicht dran,
daß das Ende der Herrlichkeit rücke heran.

Einſt kam er zur Stadt auch, da ſpielte ein Chor
von luſtigen Kindern gleich außen am Thor.
Dem Rieſen dünkten die Bäckchen ſo roth
und die wolligen Aermchen wie Zuckerbrot,
doch voll war ſein Magen bis obenan,
dieweil er zu viel ſchon des Guten gethan.

«Nun», schmunzelt er bei sich, «zum Morgenbrot soll
die kleine Gesellschaft mir schmecken recht wohl!»
und rafft sie zusammen, und wie sie auch schrei'n,
er säckelt sie schäkernd in's Wamms hinein,
und macht sich von dannen, und sperret sie all'
im Walde in seinen verborgenen Stall,
und setzt sich vor selben, und wachet dabei,
und läßt sich nicht stören durch all ihr Geschrei.

Zum Glück, als die Mitternachtstunde erscholl,
da war die bedungene Freudenzeit voll,
und Satanas ließ kein Minutchen ihm mehr.
Er fuhr durch die nächtlichen Wolken daher,
von Larven umflattert, von Funken umsprüht,
die hämische Seele von Mordlust durchglüht,
und faßt' den Riesen am mächtigen Schopf,
und hielt das Papierchen ihm hin vor den Kopf:
«Da, siehst du? Drei Kreuze! Besinnst du dich noch?
's war Montags, wie heute. — Erinn're dich doch!
Drei Jahr' sind vorüber, drum gieb dich in Ruh'!»
So höhnt er und drosselt die Kehle ihm zu,
und krallt ihm' das Herz aus, und buckelt ihn auf,
und schwingt sich in's schwarze Gewölke hinauf.

Das sehen die Städter und jubeln wie laut,
und kaum daß der friedliche Morgen noch graut,
da eilen sie hastig hinaus, zu seh'n,
was mit den gestohlenen Kindern geschehen,
und suchen und suchen, und finden den Stall
und drinnen die Kinder am Leben noch all',

und neben dem Riesenstall mitternachtwärts,
da zuckt noch des Riesen versteinertes Herz.

Der Stall ist verfallen, man weiß ihn nicht mehr,
doch das Riesenherz liegt noch am grasigen Rain
und heißt in dem Munde des Volkes umher
der Riesenstein.

8.

Die Brautbrücke bei Falkenstein.

Die zu erzählende Sage gehört zu der Burg Falkenstein, deren Ruinen bei dem Dorfe Bauler im Bittburger Kreise des Regierungsbezirks Trier noch zu sehen sind.

In der sagenvollen Vorzeit lebte auf Falkenstein ein Ritter, der durch ergiebige Geldgruben sehr reich und damit auch fast stolz geworden war. Die Gemächer seiner Burg hatte er nach der Sitte seiner Zeit stattlich geschmückt und besonders die Wände eines großen Saales mit den lebensgroßen Bildern seiner Vorfahren bekleidet, zwischen denen alte und köstliche Waffen hingen. In diesem Ahnensaale hielt sich der Ritter, wenn ihn

nicht Fehden außer der Burg beschäftigten, die er, als ein sehr tapferer Kämpe, nie vermied, am liebsten auf, setzte sich an einen großen eichenen Tisch, ließ ihn mit gefüllten Humpen besetzen, und das war ihm nun, abwechselnd die Bilder beschauend und den Becher leerend, nach seiner Weise der höchste Genuß, in dem er sich sehr ungern stören ließ. Da er aber so den größten Theil des Tages verlebte, hielt es schwer, mit ihm über Dinge zu reden, die nicht Waffen, Fehden, Gold und Wein betrafen. Diese Beengung des gesellschaftlichen Verkehrs ging selbst auf sein einziges Kind, seine Tochter Irmengard über, was diese um so schmerzlicher fühlte, da seit Jahren ihre zarte, gute Mutter den Weg alles Fleisches gegangen war. Das junge Herz hatte Gefühle, die sich durch des Vaters Kälte nicht tödten ließen, und diese gelangten bald zum klaren Bewußtseyn der — Liebe. Kuno, ein junger stattlicher, ebenbürtiger, aber nicht reicher und, was noch wichtiger war, nicht so alt adeliger Ritter als der Falkensteiner, hatte ihr Herz gewonnen. Beide in frommer Zucht und Sitte erzogen, wollten sie sich nicht in geheimen Zusammenkünften ergötzen, sondern traten vereint vor den Falkensteiner. Irmengard faßte, kniend vor dem Vater, seine Hand und bekannte ihm ihre Liebe zu Kuno, der hinter ihr mit gebogenem Knie und gesenktem Haupte seine Zustimmung schweigend kund gab. Sie baten um des Vaters Segen.

Wie einer, den ein Blitz aus hellem Himmel erschreckt, saß der Falkensteiner wie versteinert, und nur seine glühenden Blicke verriethen den ungeheuren Zorn, den der Tochter Wort, wie ein sanfter Hauch die ver-

ſchloſſene Kohlengluth, angefacht hatte. Secunden vergingen, ehe ſeine erſtarrten Glieder wieder Bewegung erlangten. Da ſprang er aber haſtig auf vom Seſſel, einem Throne ähnlich, und trat, ohne die Liebenden nur eines Blickes zu würdigen, vor die Bilder ſeiner Ahnen und rief feierlich: «Habt ihr es vernommen, hohe Ahnen, das Frevelwort eurer entarteten Tochter? Sie liebt einen Ritter, deſſen Adel und Wappen kaum Ein Jahrhundert beſteht, ſie will, unerhörte Schmach, ſeine eheliche Hausfrau werden! Aber ruht ſorglos in euerm Todtenſchrein, eher ſollen eure Bilder zerſpringen und zu Boden ſtürzen, eher das Gewölbe dieſes Saales berſten und des Fußbodens Tafelwerk verſinken, als ich meine Tochter dieſem Ritter gebe!» Nun ging er ſchweigend einigemal im Zimmer auf und ab, ohne nur einen Blick auf das liebende Paar zu werfen, das ſich getrennt; Irmengard hatte an der hohen Eingangspforte, Kuno aber in einem der weiten Fenſterbogen Platz genommen. Zu dem Letztern ſtellte ſich der Falkenſteiner, maß ihn mit höhniſchem Blicke von der Fußſohle bis zum Scheitel, zeigte dann durch's geöffnete Fenſter hinaus in den Gau und ſprach mit ſchneidend kaltem Tone zu Kuno: «Junger Ritter, ſeht an dem Felſen, worauf meine Burg ruht, hinab in die grauſenvolle Tiefe und jenſeits die Felſenſpitze — könnet ihr in einer Nacht eine Brücke von meine Veſte aus bis dorthin bauen, und reitet ihr am Morgen über dieſelbe bei mir ein, ſo will ich euch als Eidam empfangen.» So ſagte der alte Ritter und durchſchritt lachend den Saal. «Wenn du deinen Buhlen lieb haſt, ermahnte er die

an der Pforte halbtodt lehnende Tochter mit unväterlichem Spotte, so hilf ihm in dieser Nacht fleißig bauen!» Mit diesen Worten öffnete er die schwerlastende, mit Wappenschildern geschmückte Thüre, schaute noch einmal düster nach der Tafel mit den vollen Humpen und Bechern zurück, in deren Genuß er so unerwartet gestört worden war, und rasselte, wie ein spukender Unhold, hinab in den Burghof. Irmengard war bei des Vaters Spott fast sinnlos zu Boden gesunken, Kuno sah es und eilte, sie auf den Sessel des Vaters zu bringen, dann rief er ihre Zofen zur Pflege herbei, verließ den Saal und stürmte auf seinem Rosse durch das Burgthor. Obgleich das treue Thier alle seine Kräfte anwandte, so spornte es doch der Ritter noch blutig, und es schnaubte fast ohnmächtig durch die Gaue des Falkensteins, den es, wie von geheimer Macht getrieben, umkreiste und nahe blieb, bis plötzlich das Roß vor einer Grube stehen blieb und sich bäumte. Kuno, der nicht wußte, was mit ihm vorging und wo er sich befand, stieß übereilt einen gewaltigen Fluch aus, und in demselben Augenblicke bebte die Erde und ein Blitz erleuchtete die Grube, aus der drei krummbeinige Gnomen oder Erdgeister sprangen, deren Einer sich auf den Hals, der Andere auf den Schweif des Pferdes und der Dritte keck neben den Reiter setzte. Das Roß bäumte und schlug um sich, denn die Gnomen waren ihm zu schwer, es warf sie nebst dem Ritter dröhnend zur Erde, dann zuckte es noch krampfhaft und verendete. Abgeworfen vom Rosse wollten nun die Gnomen sich dem Ritter aufhängen, aber dieser wehrte sich gegen die Unholde und suchte sie

zu ergreifen, aber — vergeblich, denn bald sprangen sie ihm über die Arme, bald schlüpften sie ihm durch die Beine. Der Ritter ermüdete bald in dem ärgerlichen Kampfe und verwünschte die Erdgeister zur Hölle. Doch diese machten dem Streite, der mehr eine Balgerei zu nennen war, selbst ein Ende, indem der größte von ihnen den Ritter also anredete: «Wir sind ein wunderliches Völkchen, vergeßt die Neckerei, die wir mit euch getrieben haben, und wir können euch helfen, denn daß ihr irgend einen Gram habet, verräth euer trauriges Ansehen.» Der Ritter würdigte den Gnomen keiner Antwort, denn noch ärgerte ihn die Neckerei, die ihn ermüdet und um sein schönes Roß gebracht hatte; auch war es ihm als Ritter zu verächtlich, von diesen krummbeinigen Kobolden einige Hülfe anzunehmen. Da sie aber nochmals und gemeinschaftlich ihr Anerbieten wiederholten, erzählte er ihnen, was der Falkensteiner von ihm verlangt habe, wenn er ihm seine Tochter geben sollte. Als die Gnomen das hörten, geberdeten sie sich wie toll und betrunken, sprangen und kollerten sich und jauchzten und lachten so unbändig, daß der nahe Rhein höhere Wellen schlug und der Ritter sich die Ohren zuhalten mußte, um nicht taub zu werden. Nachdem sie sich satt getollt hatten, sprach der älteste von ihnen zum Ritter: «Verzeiht, edler Herr, unser unziemliches Springen und Lachen, wir konnten es nicht unterdrücken, weil ihr es für unmöglich haltet, in einer Nacht eine solche Brücke zu bauen. Gebt uns dazu Auftrag, und sie soll fertig seyn, eh' der Morgen graut!» Der Ritter, dem Glauben seiner Zeit an Geisterkräfte nicht

fremd, äußerte schnell, daß er ihren Dienst annehmen wollte.

Die Gnomen begannen nun auf's Neue zu lachen und zu jubeln, dabei aber auch sofort Hand an's Werk zu legen, indem der Eine eine Butterblume mit der Wurzel ausriß, deren Stengel in die Form eines Hornes drehte und darauf so gewaltig blies, daß man es viele hundert Meilen weit hören konnte. Diesen Ruf vernahmen alle Gnomen an den Ufern und in den Gauen des Rheines, und binnen wenig Minuten waren Tausende und abermals Tausende am Falkenstein versammelt, um bei dem Baue der Brücke zu helfen. Es war keine Zeit zu verlieren, und die Bauleute legten sogleich Hand an's Werk, aber so geräuschvoll, daß es um die Burg wie der heftigste Gewitterorkan tobte, denn die Felswände zitterten, ungeheure Blöcke lösten sich von ihnen, wie Sandkörnchen, und sammelten sich leicht wie Staub zu einem Damme, lagerten sich und bildeten einen ungeheuren Bogen. Wie Bienen summend um den Blüthenbaum spielen, so umjubelte die Gnomenschaar die Felsmassen, die sich schnell zu einer langen und sichern Brücke formten. Je näher ihre Vollendung kam, desto ausgelassener sprangen, pfiffen und jubelten die Gnomen, und noch eh' der Morgen graute, war die Brücke fertig.

Während dieses nächtlichen Wunderbaues saß der Ritter von Falkenstein auf seinem Sessel im Ahnensaale und sah bald stier vor sich hin und auf die Bilder seiner Ahnen, bald mit wildgrimmigem Blick hinaus in die Finsterniß, wo der Sturm schauerlich heulte und

durch Essen und Luken in die Gemächer drang und selbst den Ahnensaal wie eine Wehklage durchsauste. Die Deckſteine der Zinnen, die Ziegel der Dächer flogen, vom Sturme losgerissen und gepeitscht, wie eine Schaar Nachtvögel wirbelnd um die Burg, die Fahnen knackten, die Thorangeln brachen, es schien, als ob die Burg in Trümmern gehen sollte. So verging die Nacht dem Ritter Falkenstein unter Beben und Grimm, und Irmengard betete mit stillem Seufzen zur heiligen Jungfrau und den Heiligen. Jetzt ward es Morgen und die Brücke war — vollendet. Der Ritter sah es, hob die geballten Fäuste zum Himmel und sank wie ein Sterbender auf seinen Sessel. Doch fand er hier nicht Ruhe, denn Hufschlag tönte kräftig in seine Ohren; er schaute wieder auf und sah, wie Ritter Kuno auf seinem stolzen Hengst über die neue Brücke gen Falkenstein heransprengte. Ehe der Falkensteiner mit sich einig war, ob das, was er gesehen, nur ein gespenstisches Gesicht oder Wahrheit sey, hatte Kuno schon sein Roß im Schloßhofe angebunden und stand vor ihm im Saale. «Edler Ritter», redete er, sich verbeugend, diesen an, «die Brücke ist fertig, ich bin über dieselbe auf eurer Burg eingeritten, um Irmengard als meine Braut heimzuführen!» — «Mit nichten!» brüllte der Falkensteiner und fuhr wie ein Rasender von seinem Sessel in die Höhe. «Zähle erst so viel hohe Ahnen, wie mein Geschlecht, dann halte ich mein Wort. Thät ich es jetzt, würden selbst die Bilder meiner Vorfahren darob voll Schaam erröthen.» In diesem Augenblicke wurden sämmtliche Bilder todtenbleich und ein kalter Windstoß wak

die alten vergoldeten Rahmen wie Todtenknochen an einander. Ein Fröſteln durchſchüttelte den ſtörrigen Falkenſteiner, aber Ahnenſtolz hatte ſeine Bruſt ſo durchglüht, daß er bald lebhaft aufſprang, ſein blankes Schwert wie ein Schwörender vor dem Bildniſſe ſeiner Mutter erhob und verſicherte, daß, ſo ſtolz ihre Züge noch im Bilde auf ihn herabſchauten, er auch die Ehre ſeines Hauſes bewahren werde. Da bebten die Wände und der Mutter Bild fiel krachend herab auf's Marmorgetäfel, und nach ſtürzten Steine und Schutt und füllten das Gemach mit Staub und grauen Wolken! Der Falkenſteiner trat betroffen zurück, ermannte ſich aber bald wieder und wandte ſich zum Bilde des Vaters: «Du wirſt feſter als das Weib auf die Ehre unſrer Ahnen halten!» — Aber er konnte ſeine Anrede nicht vollenden, denn ein Blitz fuhr an dem Bilde nieder und zerriß es in Stücken. Der Ritter taumelte, hielt die linke Hand vor's Geſicht und ſtützte ſich mit der rechten auf's Schwert. Kuno hielt die geiſterbleiche Braut in ſeinen Armen, daß ſie nicht niederſank, und geleitete ſie nach der Ausgangspforte. Als dieß ihr Vater wahrnahm, ſchrie er, ſein Schwert hochſchwingend, Kuno zu: «Halt, Dirnenräuber, mögen die Bilder meiner Ahnen fallen, mein Stolz ſteht feſt, wie — » hier ward ſein übermüthiges Wort von einem dumpfen Rollen und Donnern, gemiſcht mit krachenden und klirrenden Schlägen, unterbrochen; denn die Mauern wankten, Pfeiler borſten, Thüren zerſprangen, die ganze Burg erbebte in ihrem Felſengrunde, und bald öffnete ſich des Saales hohe Wölbung, die ein ſtürzender Thurm nieder-

ſchlug, und begrub mit ihren Trümmern den ſtolzen Falkenſteiner. Einige Augenblicke früher hatte Kuno das Fräulein mit kräftigem Arme aus der Verwüſtung gerettet und jagte mit ihr aus dem Burgthore, das hinter ihm ſammt den Mauern zuſammenſtürzte, über die von den Gnomen erbaute Brücke zu ſeiner heimathlichen Burg.

Von dieſer Zeit an liegt der Falkenſtein in Trümmern, und unter ihnen fand der letzte ſtolze Beſitzer mit ſeinem Namen ein rieſiges Grab. Irmengard aber lebte mit ihrem Kuno lange und glücklich.

9.

Der Löwenkampf am Rathhauſe zu Köln.

Nachſtehende Begebenheit, deren geſchichtliche Wahrheit wol mit Unrecht bezweifelt worden iſt, fällt in das Jahr 1262, als der herrſchſüchtige und gewiſſenloſe Erzbiſchof Engelbert II. die Reichsfreiheit von Köln zu vereichten ſtrebte, woran ihn aber vorzüglich der Bürgermeiſter der Stadt, Hermann Grein oder Gryn, hinderte. Daher lag der Erzbiſchof mit der Stadt in ſteten Händeln und war vor Allen dem alten wackern Bürgermeiſter gehäſſig.

„Zum Erzbiſchof geladen,
der wie den Tod euch haßt? —

Laßt euch von Freunden rathen,
geht nicht zu ihm zu Gast.
Dankt ihm für seine Güte,
doch wär's euch nicht genehm,
und obendrein auch riethe
das Sprichwort: Trau, schau, wem?»

«Was kann er von euch wollen?
Versöhnung? Freundschaft gar?
Glaubt, der läßt nie das Grollen
und redet niemals wahr.
Er lockt euch in die Schlinge,
und wenn er euch erst hat,
dann sind's ihm leichte Dinge,
so hat er auch die Stadt.»

So warnten seine Freunde
den Bürgermeister Gryn,
jedoch der Wack're meinte,
daß es ihm anders schien',
und sprach: «Nichts Gutes wähne
dem Erzbischof ich zu,
doch sagt das Volk, er sehne
sich selber jetzt nach Ruh'.»

«Vielleicht, daß er in Güte
den Streit zu schlichten denkt
und, all der Händel müde,
der Stadt den Frieden schenkt!
Doch, will er mich nur kirren —

ihr kennt den alten Gryn!
Bei Gott, er soll sich irren!
Laßt mich nur erst an ihn!»

Drauf als das Domgeläute
die Mittagsstunde schellt,
da geht im Feierkleide
der greise Bürgerheld
zum hohen Bischofsschlosse.
Zwei Domherrn grüßen ihn
am Thor im Erdgeschosse
recht freundlich, wie es schien.

Sie sprechen: «Euer warten
die Gäste schon beim Mahl
im duft'gen Grün des Garten,
weil's heut so kühl im Saal.
Laßt euch von uns geleiten,
viel Freunde find't ihr dort!»
So führen rasch die Beiden
den Argwohnlosen fort,

Und öffnen eine Pforte,
und neigen sich zugleich
mit glattem Höflingsworte:
«Der Vortritt ist an euch!»
Und wie auch Gryn bescheiden
und höflich widersteht,
es nöth'gen ihn die Beiden,
bis daß voran er geht.

Noch steht er auf der Schwelle,
da werfen sie im Nu
mit schadenfroher Schnelle
die Thüre lachend zu:
«Laßt's euch in diesen Hallen»
— so gellt ihr böser Spott —
«ein Stündlein wohlgefallen;
die Mahlzeit segn' euch Gott!»

Starr steht der Greis und bebet,
und zornig glüht sein Blick,
er weiß, so lang' er lebet,
kein ähnlich Bubenstück.
Ihm ist der Tod bereitet!
Denn, von der Kette frei,
jetzt nah und näher schreitet
ein ungeheurer Leu.

Wie fletscht das Thier die Zähne,
sein Schweif, wie rollt er sich,
wie sträubt sich seine Mähne,
wie brüllt es fürchterlich!
Wol zuckt dem edlen Greise
ein Schau'r durch Mark und Bein,
doch kampfbereit im Kreise
umgeht er rasch den Leu'n.

Und ob sein Herz auch bebe,
er hat doch sorglich Acht,
ob der ergrimmte Löwe

zum Sprunge Miene macht,
und aus der goldnen Scheide
reißt er ſein kurzes Schwert;
ſo ſteh'n die Kämpfer beide
einander zugekehrt.

Da ſpringt im weiten Satze
der Leu voll Mordesluſt,
und haut die ſcharfe Tatze
in ſeines Gegners Bruſt.
Der aber rafft die Kräfte
und achtet nicht den Schmerz,
und ſtößt raſch bis zum Hefte
ſein Schwert dem Leu'n in's Herz.

Da ſinkt das Thier zu Boden
und rollt vor Schmerz den Schweif,
verbrüllt den letzten Oden
und wird dann kalt und ſteif.
Und blutend kniet daneben
der fromme tapfre Greis
und dankt Gott für ſein Leben
und giebt nur ihm den Preis.

„Gott, deſſen Hand die Wage
ungleichen Kampfes hält,
wol haſt du meine Tage
in deinem Rath gezählt!
Dein Wille mag geſchehen;
nur gieb den armen Greis

nicht hier — erhör' mein Flehen! —
dem Spott der Pfaffen preis!»

Drauf bindet er die Wunden
mit seinem Mantel zu
und harret lange Stunden
in grauenvoller Ruh'.
Wol ist der Kämpe müde,
doch gönnt des Wachens Pflicht
dem greisen Augenlide
den süßen Schlummer nicht.

Heiß brennen seine Wunden
und heiß des Hungers Qual,
es nah'n die Abendstunden,
es sinkt der Sonne Strahl.
Er lehnt an feuchter Mauer,
erschöpft von Sorg' und Schmerz,
und kalter Todesschauer
durchzuckt sein müdes Herz.

«Ach!» denkt er, «wenn sie's wüßten,
die treuen Bürger mein,
sie würden rasch sich rüsten
und ihren Gren befrei'n!
Doch wer verkündet denen
der Pfaffen Büberei?
Die guten Leute wähnen,
daß ich beim Mahl noch sey.»

Da plötzlich hört er Läuten
und wildverwirr'nes Schrei'n —
«Was mag das Lärmen deuten?»
und horcht — «Was mag das seyn?»
Er hört den Huf der Rosse,
des Schlachthorns hellen Klang,
und Schwertgeklirr im Schlosse
und ängstlichen Gedrang.

«Sie sind's, sie sind's, die Treuen!
Sie wagen Leib und Blut,
den Meister zu befreien
von Pfaffenspott und Wuth.
Ha, daß ich sie nicht streiten
und nicht kann stürmen seh'n!
Wie wollt' ich doch mit Freuden
an ihrer Spitze steh'n!»

Und näher stets zur Pforte
wogt der Tumult heran,
bis daß der Greis die Worte
schon deutlich hören kann:
«Hier ist die Löwenhalle,
wohl finden wir ihn hier!»
und jach mit lautem Pralle
zerspringt die starke Thür.

Herein dringt das Getümmel
der tapfern Bürgerschaar —
«Er ist's! Dank sey's dem Himmel,

der ſein Beſchützer war!»
Und raſch vom Mund zum Munde
der treuen Bürger fliegt
die trefflich frohe Kunde:
«Er lebt! Er hat geſiegt!»

Da wird dem Greis vor Freude
die graue Wimper naß,
und ruft er: «Guten Leute,
der droben lohn' euch das!
Wol hatten ſich's die Pfaffen
gar klüglich ausgedacht,
den Gryn abſeits zu ſchaffen,
doch Gott hat's gut gemacht!» —

Zu Köln am Rathhauserker,
da iſt, in Stein gehau'n,
der Löwenkampf im Kerker
bis dieſen Tag zu ſchau'n,
und wer das Bild betrachtet,
verflucht die Büberei
des Erzbiſchofs, und achtet
und rühmt der Bürger Treu.

Am andern Tage nach Gryns Löwenkampfe kam der Kaiſer Rudolph nach Köln, um die Händel der Stadt mit dem Erzbiſchofe zu ſchlichten, und ließ, auf geſchehene Klage über den geſtrigen Verſuch eines Meuchelmords an dem wackern Bürgermeiſter, die beiden Domherren (der Erzbiſchof log ſich aller mit-

schuld ledig) an einem Balken des Thors am Domkloster henken. Der Balken mit den beiden Löchern, durch welche die Stricke gegangen waren, war noch 1499 zu sehen, und heute noch heißt das Thor das Pfaffenthor.

Ferner gebot der kluge Kaiser, welcher die Reichsfreiheit Kölns nicht schmälern wollte und die Herrschsucht des Erzbischofs wohl kannte, daß der Streit durch eine Schlacht entschieden werden sollte. Demnach wurden die Schlüssel der Stadt zwei Stunden Weges von Köln hinausgetragen: der Sieger sollte sie empfangen und Herr der Stadt seyn. Zahlreich erschienen die erzbischöflichen Söldner, zahlreich auch die Bürger von Köln; Gryn, der Löwenbändiger, stand an ihrer Spitze. Lange währte der Kampf; endlich siegten die tapfern Bürger. Die Macht des Erzbischofs war gebrochen, ja er selbst durfte nicht einmal über Nacht in der Stadt bleiben. Dieß Alles geschah im Jahre 1262.

10.

Das Gesicht am Dome zu Breslau.

Hör' mal, Junge, ich glaube gar, du liebäugelst mein Mädel! Das kömt auf! Hast noch zwei Jahre zu lernen, mußt dann hinaus in die Welt, wo der Wind dir rauher um's Näschen weht, mußt noch viel sehen und hören, ehe du einmal Meister werden und ein Weib nehmen kannst. Ja, ja, sieh mich nur an, ist mir

auch so gegangen, und wird noch Vielen so gehen! Ich war auch einst Lehrbursch, wie du, aber daß ich mich unterfangen hätte, mit der Meisterstechter zu scharmuziren, da sey Gott vor! Hab' dir's schon lange angesehen; das Faseln und Faullenzen, das kommt von solcher unzeitigen Liebelei. Meinst du, die ehrsamen Meisterstöchter sitzen für die Lehrbuben da? Heinrich, Heinrich, laß mir das Mädel ungeschoren, oder der Teufel soll dir das Licht halten!

Mit dieser ernsten Weisung legte der wackere Goldschmiedemeister Frank in Breslau die Feile weg und verließ seine Werkstatt, um im Wohngemach den Morgenimbiß zu nehmen, den ihm seine einzige Tochter Mechtild bereitet hatte.

Nun richtete er, nachdem er einige Bissen unmuthig verzehrt hatte, an sie seine Worte: Will die Jungfer heut nicht mit essen? Warum hängt sie das Köpfchen? Hat sie etwa gehört, wie ich den unreifen Freier zurecht gewiesen habe? Kann ihr ebenso gehen, wenn das Ding nicht bald anders wird. Erst siebzehn Sommer alt, und schon nach dem Mannsvolk geguckt! Pfui, Mechtild, schäme dich! Schlag' dir das dumme Zeug aus dem Sinne! Ich habe dich lieb, und du brauchst nicht zu denken, daß ich hart gegen dich bin; wenn das deine selige Mutter wüßte, die würde mir beipflichten und wol noch anders mit dir sprechen. Komm her! Nicht wahr, Mädel, du thust mir das nicht mehr zu Leid?

Mechtild weinte und reichte dem sorglichen Vater schweigend die Hand. Sie fühlte gar wohl, wie gut er

es mit ihr meine und daß er, als Meister und Vormund Heinrichs, über denselben eine strenge Aufsicht führen müsse. Auch dünkten ihr seine Scheltworte gegen den Lehrburschen nicht zu hart, denn dieser war gar ein leckerer Zeisig, dem lose Streiche lieber waren als Arbeit; aber es that ihr doch wehe, wenn ihn der Vater so herunterschnitzte, daß kein gutes Härchen an ihm blieb, denn er war ja ein hübscher, fröhlicher Bursche mit schwarzen Augen und schwarzen Haaren und über sein Alter groß, der so schöne, freundliche Dinge zu reden wußte und gar große Stücke auf sie hielt. Darum, wie ernstlich sie sich auch vornahm, sich nicht mehr nach ihm umzusehen, es wollte gar nicht gehen; sie war ihm zu gut, als daß sie ihn hätte lassen, und wiederum auch dem Vater zu gut, als daß sie ihn hätte länger betrüben können. So schwankte ihr Herz zwischen Liebe und Pflicht.

Heinrich aber, der trotzige Lehrbursch, war entschlossener. Kaum war der Meister aus der Werkstatt hinaus, da warf er den Hammer grimmig in den Winkel, daß das Eisen vom Hefte sprang. Es muß ja nicht sein! knirschte er, und ein buntes Gemisch von unsinnigen Plänen fuhr ihm durch den Kopf. Lange stand er da und sann; endlich hatte er den besten Weg gefunden. Er hob den Hammer wieder auf, steckte ihn wieder zusammen und arbeitete, tückisch vor sich hinblickend, bis zum Feierabend fort. Als aber der Meister nach der Abendmahlzeit in das Bierhaus gegangen war, da packte er heimlich seine sieben Sachen in ein Mänzel, das er seinem Meister entwandte, und trat reisefertig in die

Wohnſtube, um von Mechtild Abſchied zu nehmen. Je, wo willſt du denn hin? rief ihm dieſe entgegen. Haſt ja keine Kundſchaft, wo willſt du Arbeit finden? So nimmt dich kein Meiſter; bleib' da, thu' uns das Leid nicht an! Sie bat wol inſtändig, aber Heinrich ſagte: Nein, Mechtild, mit dem Dableiben iſt's nun nichts mehr! Glaubſt du, ich ſoll mir von deinem Vater ſolche Grobheiten anhängen laſſen? Nein, das hat unſer Einer nicht nöthig. Ein Kerl, wie ich, kommt überall fort. Habe nur um mich keine Angſt, und bleib' mir gut! Ich will's auch, ſo wahr Gott lebt! und wenn ich mir etwas Anſehnliches verdient habe, dann hol' ich dich nach und heirathe dich! Mit dieſen Worten zog er das weinende Mädchen an ſich, küßte ſie, ſtülpte dann den Hut recht pfiffig auf's rechte Ohr und ging.

Der Meiſter kam erſt ſpät nach Hauſe, als Mechtild ſchon in ihrem Kämmerlein ſchlief, und erfuhr daher erſt früh das Entweichen des Lehrlings. Ei, du böſer Bube! rief er zornig; nun, draußen werden ſie dir ſchon das Näschen putzen! — Schändlich! was werden die Leute ſagen? Je nun, ſie kennen mich und ihn! Vielleicht kommt er durch die Noth zu Verſtand. Aber was will er anfangen? Arbeit findet er nicht, alſo muß er betteln oder ſtehlen! Da mag ſich Gott erbarmen! So ſprach er, und ging kopfſchüttelnd an ſeine Arbeit.

Indeſſen war Heinrich ſchon ein feines Stück Weges von Breslau weg, denn er war die ganze Nacht gelaufen. Das Reiſen gefiel ihm; herumſtreichen und Niemandem gehorchen, das war ſo ſeine Sache. Nur ſchlimm, daß ihm die wenigen Reiſepfennige bald ausgingen und er

nun an den Wirthshäusern möglichst rasch vorübereilen mußte, um sich nicht durch Sehnsucht nach einem Kruge Bier und warmem Essen die Reiselust zu verderben; denn die Rüben, die er den Bauern vom Felde stahl, und die Beeren und Hagebutten, die er an den Straßenrändern auffand, reichten nicht aus für die Forderungen seines Magens, der eine kräftigere Kost gewohnt war. Das bewog ihn endlich, die Meister in den Städten um Arbeit anzugehen. Aber überall frug man nach seiner Kundschaft, und da er solche nicht aufweisen konnte, so wies man ihn achselzuckend fort; ja hin und wieder ward er gar als Landstreicher vom Büttel zur Stadt hinausgebracht.

So irrte er planlos in der Welt umher, vom peinlichsten Hunger gequält, mit zerlumpten Kleidern und verwildertem Angesicht. Da endlich fand sich für ihn ein recht annehmbares Unterkommen.

Eines Morgens, als er unter einer alten Riesentanne von seinem Nachtschlafe erwachte, sah er sich von drei Männern umgeben, welche ihr wildes Ansehen und die blutrostigen Mordgewehre als Freibeuter bezeichneten. Erschrocken sprang er auf und bat um sein Leben so inständig und flehentlich, daß die drei schrecklichen Männer laut auflachten. Narr du, hub der Eine an, dich todt zu schlagen, das lohnte sich wol der Mühe! Wie kann dir das Leben noch gefallen, da du doch so verhungert und jämmerlich aussiehst? Dein Gesicht hat so einen eigenen Zug, der mich fast bewegen könnte, dir unsere Brüderschaft anzutragen. Was hast du für ein Handwerk? — Ein Goldschmied? Das ist gut, dich kön-

nen wir brauchen. Willst du mit uns halten, so schlag' ein! — Freudig, sich so freundlich behandelt zu sehen, schlug Heinrich ein und war das Mitglied einer zahlreichen und gefürchteten Räuberbande.

Zwei Jahre lang trieb er das schändliche Handwerk des Raubens und des Mordens, ohne daß ihm ein Gedanke der Reue zu Sinn kam, als die Gefangennahme und Hinrichtung der meisten seiner Genossen ihn aus den Freuden dieses sündigen Lebens herausriß. Flüchtig griff er wieder zum Knotenstocke, das alte Ränzel voll von Raubgut. Was sollte er nun thun? wohin sich wenden?

Da dachte er an seine Mechtild, die alte Liebe ward wieder rege in seinem Herzen, und zwei Jahre älter und männlicher geworden, beschloß er nun, bei ihrem Vater um sie zu werben. Er kaufte sich flugs ein gutes Pferd, stattliche Kleider und einen feinen Mantelsack, darin er sein Geld verwahrte, warf das alte Ränzel von sich und ritt so schnell, als das Pferd nur laufen wollte, nach der Vaterstadt zurück. Er erreichte sie an einem Spätabende. Vor seines ehemaligen Meisters Hause stieg er ab; Hausthür und Laden waren bereits zu. Er band sein Pferd an die Thür und klopfte, und — Mechtild öffnete. Als sie mit dem Messinglämpchen den staubbedeckten Reiter beleuchtete und ihren Heinrich in ihm erkannte, da schrak sie zurück. Heinrich! Du hier? rief sie mit gepreßter Stimme und sah ihm lange starr in's Gesicht, bis sie der Heimgekehrte endlich bei der Hand faßte und sprach: Ja, Mechtild, Heinrich ist wieder da und hat dir viel zu erzählen. Ist dein Vater

daheim? Mechtild verneinte es. Nun, um so besser! Komm herein! Mit diesen Worten führte er sie in das Wohngemach. Schmeicheleien und Lügen flossen von seinem falschen Munde, er schwatzte viel von seiner treuen Liebe, wie er oft sehnlich sich zu ihr gewünscht und sein Herz sich um sie geängstet, und wie nur die Hoffnung, bei seinem guten Verdienste reich genug zu werden, um sie als Weib heimführen zu können, ihn getröstet hätte. Das arglose, liebende Mädchen glaubte Alles gern und schmiegte sich willig zu Kuß und Druck in seinen Arm, als es plötzlich heftig draußen pochte. Erschrocken fuhren die Liebenden auf, Keins wagte zu öffnen. Als sich aber das Pochen stärker wiederholte und Mechtild sich rufen hörte und die Stimme ihres Vaters erkannte, da eilte sie hinaus und öffnete.

Wessen ist das Pferd da? war des Meisters erstes Wort. Hast du Zuspruch? — Mechtild wußte nicht, was sie antworten sollte, und führete den Vater in das Gemach, wo ihm Heinrich freundlich entgegentrat und ihm mit einem gar höflichen: Guten Abend, lieber Meister! so traulich die Hand reichte, als ob zwischen ihnen nicht das Mindeste vorgefallen wäre. Aber der Meister, nach kurzem schweigsamen Staunen, schlug nicht ein, sondern legte erst ganz gemächlich Hut und Stock ab, ging dann um ihn herum zum Tische, nahm das Lämpchen und leuchtete ihm in's Gesicht. Ja, meiner Treu! er ist's! rief er. Wo sind wir denn herumgestrichen? Wir sehen ja recht ritterlich aus? Ein Handwerksbursch zu Roß? Das war all mein Lebtag eine Rarität. Oder haben wir das Handwerk etwa an den Nagel gehängt

und ſind ſonſt was Rechtes geworden? Könnte mir auch recht ſeyn, wenn wir uns nur gebeſſert haben!

Ja, lieber Meiſter, das hab' ich! erwiederte Heinrich freundlich. Ich bin ein anderer Menſch geworden, ein Mann, der ſein gutes Auskommen hat und, ſo ihr nicht dagegen ſeyd, geſonnen iſt, eure Tochter, die liebliche Mechtild, zum Weibe zu nehmen! Vater, gebt mir euer Jawort!

Nun, nur nicht ſo eilig! antwortete Meiſter Frank lächelnd. Da haben wir zuvor noch Mancherlei zu beſprechen! Wo ſind Zeugniſſe? Was treiben wir jetzt? Von was leben wir? Wo ſind wir geweſen? Wie ſind wir reich geworden? Das Alles muß ich wiſſen, und dann wollen wir ſehen, wie ſich's macht!

Da führte Heinrich den Meiſter an den Tiſch, und ſprach: Gleich ſollt ihr Alles ſehen! Er eilte hinaus und ſchnallte, in der Hoffnung, den Alten durch ſein Gold zu blenden, den Mantelſack vom Pferde, trug ihn hinein und ſchüttete die blanken Goldſtücke vor dem Meiſter auf den Tiſch. Alles redlich verdient, ſauer verdient! rief er einmal um das Andere, um die Zweifel des Meiſters, welche durch Kopfſchütteln ſich deutlich genug kund gaben, zu beſchwichtigen. Es gelang ihm aber nicht; der Meiſter wollte Zeugniſſe ſehen. Da wühlte er in ſeinem Mantelſacke, als ob er danach ſuche, und ein Brief fiel heraus. Es war ein Brief vom Hauptmann der Bande, worin er Heinrichen zu einem Raubmord anwies, und den dieſer ſelbſt unvorſichtig nicht vernichtet und in der Eile der Flucht mit eingepackt hatte. Ehe Heinrich es verhindern konnte,

hatte ihn der Meister flüchtig überlesen. — Schandbube! sind das die Zeugnisse? rief er wüthend und packte den Verrathenen, den die Angst zur Gegenwehr unmächtig machte, an der Brust, und [illegible] den Worten: Mechtild, raffe das Sündengeld in den Mantelsack! warf er ihn rücklings zur Thür und zum Hause hinaus, und den Mantelsack hinterdrein.

Athemlos vor Wuth kehrte er in die Stube zurück und sank in den Lehnstuhl. Gräßlich, gräßlich! keuchte er, und trocknete sich den Schweiß von der Stirne. Mechtild stand daneben, bleich wie eine Kalkwand und zitternd wie Espenlaub, und schwieg. Endlich wagte sie ihn zu fragen, was ihn so erzürnt habe. Das taugt heute nicht für dich! erwiederte er, komm, laß uns schlafen gehen! Er ergriff das Lämpchen und ging in das Schlafgemach; wankend folgte ihm die Tochter.

Wüthend hatte Heinrich sich aufgerafft vor der Thür des Goldschmieds, und Rache, gräßliche Rache ward augenblicklich sein fester Vorsatz. Er eilte auf die Insel des Domes, wo er bei dem Domthurmwart, seinem Anverwandten, Herberge zu finden hoffte; er fand sie. Den ganzen folgenden Tag sann er auf nichts Anderes, als auf Rache am Goldschmiedemeister. Seine Liebe zu Mechtild war erloschen.

Die Nacht brach ein, eine Nacht, wie das Volk glaubt, daß sie dem jüngsten Tage vorhergehen müsse. Finsterniß, die das schärfste Auge nicht eine Spanne weit sehen ließ, lag auf der Stadt; fürchterlich brauste der Sturm durch die Straßen, daß die Schornsteine heulten und die Glocken des Domes wuberten; die Stra-

ßen waren leer. In ſolcher Nacht ſchlich Heinrich zum Hauſe des Goldſchmieds, erbrach einen der Laden, drückte behutſam das Fenſter ein, warf Streh und Zunder hinein, und zuletzt die brennende Lunte; dann floh er.

Kaum hatte er den Dom wieder erreicht, da ſchlug die Lohe durch die Fenſter des Goldſchmiedhauſes hervor. Die Sturmglocke weckte die Bürger. Aber was vermochte ihre Kraft gegen die zügelloſe Flamme, die, vom Sturme getrieben, ſich von Haus zu Haus wälzte! Jammernd und händeringend flüchtete Alles, und, müßig aus Ohnmacht, verfluchten Tauſende von Unglücklichen den boshaften Brandſtifter. Dieſer aber ſah herab vom Thurme des Domes und freute ſich ſeines teufliſchen Werkes. Das fürchterliche Schauſpiel war ſeiner hämiſchen Seele ein hölliſcher Genuß. Er wollte ihn innig genießen und ſteckte ſeinen Kopf durch eine Luke des Domes hinaus und ſog gierig den Rauchdampf ein, der, wie eine ſchwarze Wetterwolke, den Thurm umhüllte. Da plötzlich wehte ihn furchtbares Grauſen an; der Tod zuckte ihm durch Mark und Bein. Die Steine ſchienen ſich zu regen, die Luke verengte ſich; er wollte zurück und konnte nicht. Immer enger und enger zog ſich das ſteinerne Band um ſeinen Hals. Er zerſchlug ſich die Hände an der Mauer, die ihn gefangen hielt, er ſchrie um Hülfe, die Augen traten ſtarr aus ihren Höhlen, und — erwürgt endete der Verruchte ſein Leben.

Noch heute ſieht man an der Mittagsſeite des Domes das ſteinerne Geſicht, der Nachwelt zur Warnung,

daß Bosheit und Rache, ob sie auch der menschlichen Gerechtigkeit entkommt, doch nimmermehr der Strafe des Himmels entfliehen kann.

11.

Der lange Tanz in Kolbeck bei Magdeburg.

Nachstehende Sage fällt den Chroniken nach in das Jahr 1011.

Der Christtag ist kommen, der heilige Tag,
wo die Welt des Erlösers erfreuen sich mag;
zur Kirche im stillen Gedränge
strömt freudig die gläubige Menge,
und Glockenklang
und Chorgesang
ruft aus den Betten
die Leute von Kolbeck zur festlichen Metten.

Schwarz über den Kirchhof wallet die Schaar,
die Kälte des Morgens bereifet ihr Haar,
doch warm von der Andacht und Freude
sind die Herzen der ehrlichen Leute.
Der Schnee schont nicht
ihr Mettenlicht,
aber den Glauben
kann der Schnee nicht löschen, der Sturm nicht rauben.

Und wie in der Kirche die Orgel erklingt,
und der Prieſter am Altar das Gloria ſingt,
da naht eine taumelnde Kette
zwölf Trunkner der heiligen Stätte,
und, Arm in Arm,
vom Rauſche warm,
höhnet die Rotte
die heiligen Töne mit frevelndem Spotte.

«Ei hört, wie die Leier drin rufet zum Reihn,
ei hört, wie der Leiermann jodelt darein!
Laßt immer ſie beten da drinnen,
wir wollen den Reigen beginnen.
Geſchwind, geſchwind!
Es fegt der Wind
den Schnee von der Erde,
auf daß ſie geeignet zum Tanzplatz werde.»

So höhnt die betrunkene Rotte und faßt
ſich flugs bei den Händen mit tollender Haſt,
und beginnt auf luſtige Weiſe
den Reigen im wirbelnden Kreiſe:
«Heidih, heidah!
Trarah, trarah!
Ueber die Grüfte!
Wie wehen ſo friſch und ſo kühlig die Lüfte!»

Und ob ſie der Meßner verweiſet zur Ruh,
es lärmen die Zwölfe noch ärger dazu:
«Geh, Glatzkopf, ſonſt mußt du zum Reigen
die Weiſe uns leiern und geigen!

Heidih, heidah!
Trarah, trarah!
Immer im Kreiſe
fortführet den Reigen nach luſtiger Weiſe!»

Da tönte das Amen, die Metten war aus,
zum Kirchthor wogte die Menge heraus,
und ſahe mit bangem Erbleichen
im Friedhof den frevelnden Reigen,
und im Ornat
der Prieſter trat
unter ſie mitten,
und warnte die Spötter mit freundlichen Bitten.

Doch achten die Zwölfe ſein warnendes Wort
für wenig, und lärmen noch luſtiger fort:
«Schweig, Pfaffe, ſonſt mußt du zum Reigen
die Weiſe uns leiern und geigen!
Heidih, heidah!
Trarah, trarah!
Ueber die Grüfte!
Wie wehen ſo friſch und ſo kühlig die Lüfte!»

Da zürnet der Prieſter im Herzen und ſpricht:
«Gott möge dich ſtrafen, du arges Gezücht!
Schwer laß er an Mund und an Füßen
den gräßlichen Frevel euch büßen!
Die Luſt des Reihn
ſoll Qual euch ſeyn!
Tanzet und ſpringet,
bis wieder die Glocke zur Chriſtmetten klinget!»

So zürnte der Prieſter. Sein Wort ward wahr,
es tanzten die Zwölf ein volltagiges Jahr,
und drehten ſich raſtlos im Kreiſe,
doch wahrlich nicht luſtiger Weiſe.
Zum Sterben müd'
an jedem Glied,
mußten ſie faſten
an Trank und an Speiſe, und durften nicht raſten.

Sie ſtampften in's Land einen Graben im Ring,
der ihnen bis unter die Arme faſt ging;
dort drehten ſie ſauſend ſich drinnen,
als wären ſie alle von Sinnen.
Ein Strom von Schweiß,
wie Lava heiß,
rann über die Glieder
der raſenden Tänzer zur Erde nieder.

Wild flogen die Haare im Zuge der Luft,
hoch qualmte der Staub aus dem Boden der Gruft,
laut ächzte der Tanzenden Runde,
den glühenden Geifer am Munde.
Drum, wer ſo da,
die Zwölfe ſah,
bät um Erbarmen
den gnädigen Gott für die Seelen der Armen.

Doch ändert das Beten des Himmels Gericht,
das Weinen und Klagen die Züchtigung nicht!
Wol grünen die Saaten im Lenze,
wol mäht ſie des Sommers Senſe,

die Traube reift,
der Herbſtwind ſtreift
das Laub von den Zweigen,
und immer noch dreht ſich der gräßliche Reigen.

Nicht kühlender Thau, nicht Regen, nicht Schnee
erquickte den Oden der Tanzenden je;
ſie lechzten und trieften vom Schweiße
und drehten ſich raſtlos im Kreiſe,
bis daß das Jahr
vollendet war,
und tanzten und ſprangen,
bis wieder die Glocken zur Chriſtmetten klangen.

Da ließ der Reigen, der ſchreckliche, aus,
man hob aus der Gruft die Erſchöpften heraus;
ſie konnten die Füße kaum heben,
und Antwort den Fragern nicht geben,
und hinkten ſtumm
und lahm herum
wenige Stunden, —
dann hatten ſie Alle den Tod gefunden.

Druck von J. Schieferdecker in Berlin.

10.

Der Todeswürfel

in

Berlin.

Nachſtehende Begebenheit fällt in die Regierung Friedrich Wilhelm des Großen, etwa 1680.

1.

Was duckt ſich dort im Dunkeln
mit alſo ſcheuem Sinn
ſtill an die Ständerröhre
des Waſſertroges hin? —
's iſt ein Trabant des Fürſten,
ſein Hut und Feuerrohr
ragt ob der kurzen Röhre
verrätheriſch hervor.

Was mag der an dem Troge
ſo ſpät noch Schildwach ſteh'n?
Hieß ihn das Wort des Hauptmanns
an dieſen Poſten gehn? —

O nein, er hält den Wachdienſt
der ſüßen Minne hier,
und harret auf ſein Liebchen
mit züchtiger Begier.

Und aus der Thür des Hauſes
ihm gegenüber tritt
des Hufſchmieds Ehrlichs Röschen
mit liebeſlinkem Schritt,
und eilt mit leeren Kannen
zum Waſſertroge hin:
„Ei, guten Abend, Heinrich!
Sieh, wie ich pünktlich bin!“

Sie ſetzt die Kannen nieder
und blickt beſorgt umher,
ob auch die Lieb' am Troge
vor Lauſchern ſicher wär',
und ſchmiegt ſich dann gewillig
in Heinrichs ſtarken Arm,
und ob auch kühl der Abend,
den Beiden dünkt er warm.

Wie hat die junge Liebe
ſie Bruſt an Bruſt gepreßt!
Man ſieht nicht, wer da küſſet
und wer ſich küſſen läßt.
Sie herzen ſich und ſehen
das lauernde Geſicht
des Lauſchers in dem Dunkel
des nahen Gäßchens nicht.

Wer iſt der böſe Lauſcher?
Er trägt Gewehr und Hut
wie Heinrich; aus dem Auge
blitzt ihm des Zornes Gluth. —
Auch ein Trabant iſt's, Rudolf,
den Röschen von ſich wies,
und der mit bitterm Grolle
im Herzen ſie verließ.

Er ſieht ſo klar und deutlich
des Nebenbuhlers Glück,
zerbeißt vor Wuth die Lippen,
und gräßlich ſtiert ſein Blick.
Er ſteht, den Oden haltend,
geſtemmt auf's Feuerrohr,
vernehmlich dringt das Flüſtern
der Beiden in ſein Ohr.

„Gott weiß es, — ſagte Röschen —
daß ich dir herzlich gut,
gern ließ' ich auch mit Freuden
für dich mein junges Blut;
doch, Heinrich, wenn's mein Vater
von ungefähr erfährt,
wie dann? — Meinſt du, daß dieſer
mir meinen Wunſch gewährt?"

Drauf, Heinrich: „„Sag' es offen,
iſt mir dein Vater gram?
Er that doch mit mir freundlich,
ſo oft ich zu euch kam.

Doch ja, du erbſt dereinſtens
    ſein Haus und Hof und Feld,
und ach! ich Armer habe
    nichts auf der weiten Welt.

Doch dient' ich meinem Churfürſt
    ſo viele Jahre treu,
und will ich einſt mich ſetzen,
    gewiß er ſteht mir bei.
Mir wär' es zehnmal lieber,
    du wärſt ſo arm wie ich,
denn nicht des Goldes wegen,
    mein Röschen, lieb' ich dich.""

„Ich glaub' dir's, — ſprach das Mädchen
    darauf mit ſanftem Ton —
doch nie wohl überzeuget
    mein Vater ſich davon.
O Gott, wenn er's erführe,
    daß wir mit 'nander geh'n,
ich dürft' in meinem Leben
    dich niemals wiederſeh'n.

Doch laſſ' ich, Herzens-Heinrich,
    ich laſſe nicht von dir,
Gott macht's gewiß am Ende
    noch gut mit dir und mir.
Nur ſage keinem Menſchen
    das kleinſte Wort davon!
Was? — Eins! zwei! drei — o Jeſu!
    Drei Viertel zehn Uhr ſchon!

„Mein Vater wird mich fragen,
was ich ſo lang' gemacht;
ich kann nicht länger weilen —
Leb' wohl und gute Nacht!"
Sie drückt ihm auf die Lippen
den langen Scheidekuß:
„Nun, morgen Abend wieder,
wenn ich nach Waſſer muß!"

Ihr Heinrich nickt gar freundlich
und ſcheidet raſch von ihr,
und eilt, im Herzen glücklich,
behend in ſein Quartier.
Das Mädchen ſpült die Kannen
am Troge eilends aus,
und ſchöpft ſie voll und haſtet
ſich zu des Vaters Haus.

Und wie ſie auf die Schwelle
kaum ſetzt den erſten Fuß,
da fällt im nahen Gäßchen
ein mörderiſcher Schuß.
Sie greift an's Herz — o Jeſu!
das Blei ſitzt tief darin,
ſie ſtürzt, zu Tod getroffen,
auf ihre Kannen hin.

2.

Am andern Morgen früh ſchon ſtehen
die zwei Trabanten vor Gericht.

Man hatte Beide sie gesehen
nicht fern vom Wassertroge gehen,
  und dieß auch leugnen Beide nicht;
doch Jeder schwört zugleich dabei,
daß er am Morde schuldlos sei.

Sie trugen vor'gen Abend Beide
  ihr scharfgelad'nes Schießgewehr,
und kamen nach dem Schusse Beide,
wiewohl von ganz verschiedner Seite,
  doch von dem Wassertroge her.
Ein Jeder eilte sonder Ruh
und ängstlich dem Quartiere zu.

Die Richter sinnen lang, und finden
  zuletzt doch keine Spur von Licht,
und lassen es dem Churfürst künden,
der Mörder sei nicht zu ergründen,
  weil Gleiches für und wider spricht.
Er möge deshalb gnädigst nun
darob sein hohes Urtheil thun.

Der Churfürst spricht dazu bescheiden:
  „O nein, das bleibe fern von mir!
Nicht ich, Gott selbst mag zwischen Beiden
durch zweier Würfel Zahl entscheiden,
  auf seine Allmacht bauen wir.
Wer dann das Meiste wirft, ist frei,
des Andern Herz zerreißt das Blei!"

3.

Die Stunde der Entſcheidung rückt heran,
In langer, todtenſtiller Front umſtanden
erwartungsvoll die fürſtlichen Trabanten
den grünen Plan.

Inmitten drin auf einer Trommel ſtand
ein Becher mit den Würfeln, zwiſchen Beiden
jetzt über Tod und Leben zu entſcheiden
durch Gottes Hand.

Ein Prieſter, der mit Müh' die Thränen barg,
ſtand nebenan im langen Amtstalare,
und ferne nicht davon auf ſchwarzer Bahre
ein offner Sarg.

Die Glocke ſchellt. Der Churfürſt kommt zum Plan;
geleitet von der Schergenwache ſchreiten
zu gleicher Zeit die angeklagten Beiden
durch's Volk heran.

Der Churfürſt winkt. Mit ungebeugtem Muth
wirft Rudolf keck die Würfel aus dem Becher:
„Ja' Gott, du zeigſt dich meiner Unſchuld Rächer!
Die Zwölf iſt gut!"

Zwölf! hallt es durch der Krieger langen Kreis,
mit ernſtem Auge winkt der Churfürſt wieder;
bewegt kniet Heinrich bei der Trommel nieder
und betet heiß:

„Herr meines Lebens, Gott, du kennest mich!
Gerechter Richter Himmels und der Erden,
laß meine Unschuld nicht zu Schanden werden!
Erbarme dich!"

Drauf schüttet er voll freud'ger Zuversicht
den Becher aus. Die Todeswürfel fallen —
Was bangt es doch den bärt'gen Kriegern allen? —
Gott hält Gericht!

Ein Würfel springt inmitten glatt entzwei,
und dreizehn! — dreizehn! fliegt's von Mund zu Munde,
und tausendstimmig schallt die frohe Kunde:
Er warf sich frei!

Da tritt der Churfürst streng den Mörder an:
„Straft du wohl noch das Zeugniß Gottes Lügen?
Und Rudolf spricht mit wildverstörten Zügen.
Ich hab's gethan!

Drauf, tiefbewegt im innersten Gemüth,
beugt sich zu Heinrichen der Churfürst nieder
und spricht: „Steh' auf und tritt entschuldet wieder
in Reih' und Glied!"

„Dem Reinen weigert Gott sein Zeugniß nicht,
und ob auch schon der Wurf des Todes fiele,
Gott waltet, daß im fürchterlichen Spiele
der Würfel bricht."

Rudolf, dem die Gnade des großen Churfürsten das Leben schenkte, erdrosselte sich in einer finstern Stunde seines Tiefsinns im Gefängnisse. Heinrich, dem das Leben seit Röschens Tode gehaltlos geworden war, suchte und fand den Tod in der Schlacht beim Dorfe Splitter, wo die Brandenburger einen glänzenden Sieg über die Schweden unter Horn erfochten.

Der zersprungene Todeswürfel, dessen eine Seite eine Eins, die andere aber eine Sechs zeigt, wird noch jetzt in der Kunstkammer des Königlichen Schlosses zu Berlin aufbewahrt.

11.

Der Rathmann und die Dohle

zu

Schweidnitz.

Vor etwa vierhundert Jahren wohnte in Schweidnitz, dem Stadtkeller gegenüber, ein alter Rathmann, der nichts lieber hatte, als das Geld, und bei Tag und Nacht nur darauf dachte, wie er dessen recht viel gewinnen möchte, ohne in die Gefahr der Strafe zu kommen. Daher, weil er selbst zum Stehlen zu alt und ungelenk war, so richtete er eine Dohle ab, daß sie Abends durch die zerbrochene Scheibe eines mit eisernem Gitter wohlverwahrten Fensters in die seinem Hause gegenüber gelegene Rathstube flog und dort von den Goldmünzen, welche der Kämmerer und sein Schreiber wegen genugsamer Sicherheit des Zimmers oftmals frei auf dem Tische liegen ließen, jedes Mal eine stahl und im Schnabel ihm zutrug.

Lange Zeit ging die Sache recht gut, und der alte Lehrer der Spitzbüberei hatte an seinem geflügelten Schüler große Freude. Aber am Ende ward dem Kämmerer der schon längst bemerkte Diebstahl doch zu arg, und weil sein Verdacht natürlich auf die Schreiber fiel, so beschlossen diese unter einander, daß jeden

Abend einer von ihnen in der Rathſtube wachen ſollte. Dies thaten ſie denn, und der Wachhabende ſah jedes Mal die Dohle durch das Fenſter hereinflattern, eine Goldmünze mit dem Schnabel entwenden und damit gegenüber in das Haus des alten Rathmannes fliegen. Der Dieb war alſo entdeckt, und mit Freuden brachten die Schreiber ihrem Herrn die Kunde. Dieſer befahl ihnen, einſtweilen noch zu ſchweigen, zeichnete ſechs Goldſtücke mit kaum bemerkbaren Einſchnitten am Rande, und ließ auch dieſe noch von der Dohle ſtehlen.

Nun trat der Kämmerer, des Beweiſes gewiß, vor den verſammelten Rath und meldete, daß ein Dieb ſich mehrmals an den ihm anvertrauten Stadtgeldern vergriffen und ihm an die fünfzig Goldmünzen entwendet habe.

Die Rathsherrn erſchraken wohl alle über ſolches Vergehen, aber keiner von ihnen ſtellte ſich ſo empört und zornig, als der Schuldige. „Schändlich, ſchändlich! — rief er — Das muß härter geſtraft werden, als je ein Diebſtahl! Wer am Gemeingute zum Diebe wird, der iſt wahrlich werth, daß man ihn auf den obern Kranz des Rathhausthurmes ſetzt, und ihn entweder herunter auf die Erde ſteigen oder droben verhungern läßt.“

Da trat ihn der Kämmerer hart an und rief: „Ihr ſeid der Dieb! Euch geſchehe, wie ihr geſagt!“ — Er erzählte Alles und erbot ſich, die Wahrheit ſeiner Rede durch die Einſchnitte an den Goldmünzen, welche man in des Diebes Behauſung gewiß finden würde, deutlich darzuthun, dieſelbe auch durch ſeine Schreiber beſchwören zu laſſen.

Die Goldmünzen wurden geholt, der schuldige Rathmann schlug die Hände vor das Gesicht, gestand Alles und unterwarf sich willig der von ihm selbst bestimmten Strafe, jede Linderung derselben mit mannhafter Bußfertigkeit ablehnend.

Am dritten Tage darauf um die neunte Stunde Morgens war der Markt und die nächsten Gassen mit einer großen Menge Volkes angefüllt, welches, Kopf an Kopf gedrängt, in banger Erwartung hinauf schaute nach dem obern Kranze des Rathhausthurmes. Droben stand, zitternd vor Todesangst, der alte diebische Rathmann und schickte sich an, von dem hohen Thurme herab zur Erde zu steigen. Kaum aber war er wenige Ellen niedergeklettert, als er sich auf einem steinernen Simse befand, wo er nicht vor- noch rückwärts, weder hinauf noch herunter konnte.

Auf diesem luftigen Pranger stand der unglückliche Greis zehn volle Tage lang vor allem Volke zur Schau, bis er endlich durch qualvollen Hungertod sein Leben endigte, nachdem er sein eigenes Fleisch von den Armen und Händen abgenagt. Den schnellen Tod des Herunterstürzens hatte sein reuevolles Herz verschmäht, um durch die schwerste Buße sich der Vergebung der Schuld bei Gott fähiger zu machen.

Später ward statt des Leichnams das Bild des Rathmanns und seiner Dohle, aus Stein gehauen, auf dem Simse des Rathhausthurmes aufgestellt. Im Jahre 1642 aber warf ein Sturmwind es herunter, so daß jetzt davon nur noch der Kopf des Rathmanns auf dem Schweidnitzer Rathhause zu sehen sein soll.

12.

Die Kirche zu Rieſenbeck.

Die heilige Reinhild oder Reinhildis ſoll auf dem Bauerhofe Kniepenhuſen zu Weſterkappel in der Grafſchaft Tecklenburg geboren worden ſein und zur Zeit des Biſchofs Wilhelm II. von Münſter gelebt haben.

Schön Reinhild ſaß am Brunnen
und blickte ſtill hinein,
ihr war's, als ob es riefe
leis aus der finſtern Tiefe:
Komm, Reinhild, komm herein!

Sie weinte heiße Thränen,
die ſchöne fromme Maid,
ſie rang ſich wund die Hände
und klagte ohne Ende
dem lieben Gott ihr Leid.

Die böſen Pflegeeltern,
ihr längſt ſchon ſpinnegram,
ſah'n neidiſch und gehäſſig,
daß Gott ſie unabläſſig
in ſeine Obhut nahm.

Sie mußte stets sich plagen,
wie keine andre Magd,
und mit den wilden Stieren
oft Pflug und Egge führen
von früh bis in die Nacht.

Sie mußte oftmals hungernd
in's schlechte Bette geh'n,
sie trug ein Kleid von Linnen,
und konnte sich darinnen
vor Niemand lassen seh'n.

Doch murrte sie darüber
mit keinem Odenzug,
und meinte Gottes Willen
darinnen zu erfüllen,
daß sie's geduldig trug.

Wenn aber von der Kirche
die Mettenglocke klang,
da ließ den Pflug sie stehen
und eilte, hinzugehen
mit frommem Herzensdrang.

Und wenn sie aus der Messe
zum Pfluge kam zurück,
voll Angst, daß eins der Ettern
die Säumniß an den Feldern
ersäh' mit strengem Blick;

Da zogen ihre Stiere
von selbst den Pflug durchs Feld,
und alle Furchen waren
gar sorgsam ausgefahren
und Alles wohl bestellt.

So ward's den Pflegeeltern
bald deutlich offenbar,
daß Gottes reichster Segen
und Schutz auf allen Wegen
mit ihrer Tochter war.

Und Neid und arge Tücke
verstockte ihren Sinn,
und sannen sie, durch Leiden
das Ende zu bereiten
der frommen Dulderin.

Sie haderten ohn' Ursach'
in ihres Hasses Wuth
beständig mit der Armen,
und schlugen ohn' Erbarmen
sie täglich bis aufs' Blut.

Drum sitzt am Brunnenrande,
drum weint die schöne Maid,
drum ringt sie ihre Hände,
drum klagt sie ohne Ende
dem lieben Gott ihr Leid.

Da ſchleicht die Pflegemutter
ſich tückiſch hinterdrein,
und ſtößt die Ahnungsloſe
mit mörderiſchem Stoße
raſch in den Born hinein.

„Da kühle deine Thränen,
du arme Schwärmerin!
Magſt's deinem Jeſu klagen,
und magſt dich laſſen tragen
von Engeln zu ihm hin!“

So höhnt die böſe Mutter
und geht in's Haus zurück,
und bringt dem Mann die Kunde,
der lobt mit freud'gem Munde
ihr ſchändlich Bubenſtück.

Am andern Morgen reitet
der Mann weit über Land;
die Frau ſchleicht auf den Zehen,
von keinem Aug' geſehen,
ſich ſtill zum Brunnenrand.

Wie ſtaunt die Rabenmutter,
als ſie die Maid erblickt,
in einem Kleid von Seide
mit prächtigem Geſchmeide
und Spangen hold geſchmückt!

Schön Reinhild saß am Brunnen
und flocht ihr goldnes Haar,
sie flocht's in lange Locken,
ihr blaues Aug' war trocken,
ihr Blick so sanft und klar.

„Ei", frug die falsche Mutter,
„wo bliebst du über Nacht?
Woher das Kleid von Seide?
woher das Goldgeschmeide?
woher der Spangen Pracht?"

„„Wie magst du fragen, Mutter?""
— sprach Reinhild wieder drauf —
„„Die lieben Englein fingen
mich auf mit ihren Schwingen
und trugen mich herauf.""

„„Ich darf nun nicht mehr pflügen,
denn ich bin Jesu Braut.
In diesem Goldgeschmeide,
in diesem Kleid von Seide
werd' ich ihm angetraut!""

Da sprach die böse Mutter:
„Komm, Reinhild, folge mir!
Im Eisenschrein im Keller,
da spart' ich manchen Heller
zur reichen Mitgift dir."

„Den will ich dir jetzt geben;
komm, Reinhild, folge mir!“ —
Nicht war es viel vonnöthen,
die Unschuld zu bereden,
und Reinhild ging mit ihr.

Sie kamen in den Keller
und an den Eisenschrein;
die Mutter zog ein Messer:
„Sieh, Kind, das wird dir besser,
als alle Mitgift sein!“

Sie stieß es ihr in's Herze,
schön Reinhild sank dahin:
„„O Jesu, muß ich sterben,
so laß' dein Reich mich erben!
Vergieb der Mörderin!““

Drauf grub die böse Mutter
den Leichnam in den Sand,
und wich scheu von der Stelle,
und wusch im Hof am Quelle
das Blut von ihrer Hand.

Da tragen zween Knechte
des Mannes Leich' heran.
Er stürzte von dem Pferde
urplötzlich todt zur Erde —
Das hatte Gott gethan!

„Die Frau ging mit dem Mägdlein
— ſo munkeln den Verdacht
die Knechte zu einander —
„zum Keller heut ſelbander,
dort hat ſie's umgebracht!“

Und Nachts, als ob dem Hauſe
ein blut'ger Stern erſtand,
da ſuchten im Bereiche
des Kellers ſie die Leiche
und fanden ſie im Sand.

Das trifft das Herz der Mörd'rin,
ſie leugnet's länger nicht,
und muß ihr böſes Leben
dem Henkersknechte geben,
und ſtirbt am Hochgericht.

Im offnen Sarge aber,
umweht von Blüthenduft,
ſank Reinhilds heil'ge Leiche
im ſtillen Todtenreiche
des Kirchhofs in die Gruft.

Wohl deckt die kühle Erde
ſo Greis wie Jungfrau zu:
Bei Reinhilds Ruheſtätte
fand auch im kalten Bette
ihr Vater ſeine Ruh;

Doch was zur Zeit des Lebens
im Denken und im Thun
so völlig war verschieden,
das soll im Bett des Frieden
nicht bei einander ruh'n.

Man fand zu dreien Malen
vom Todtenacker weit,
mit Blumen und Gezweige
bedeckt, die heil'ge Leiche
der engelreinen Maid.

Und ob man sie auch wieder
begrub in's tiefe Grab,
sie lag am dritten Tage
in gleicher Fern' und Lage
vom Todtenacker ab.

Da riethen fromme Männer:
Die Leiche möge man
auf einen Wagen betten,
und spanne dann mit Ketten
zwei weiße Stiere an.

Und dies Gespann nun lasse
man stets in freiem Trab
des Zügels ledig gehen,
und wo sie würden stehen,
da sei der Jungfrau Grab.

Dem Rathe that man Gnüge;
man schirrte das Gespann,
man bettete die Leiche
auf Blumen, Moos und Zweige,
und trieb die Stiere an.

Die zogen ohne Zügel
alsbald von Ort zu Ort
durch Wiesen und durch Felder,
durch Thäler und durch Wälder
den Wagen ruhig fort.

Und wenn der Zug der Stiere
durch eine Dorfschaft kam,
da klangen alle Schellen
und Glocken der Kapellen
von selber wundersam.

So kamen denn die Stiere
bis in ein wildes Land,
wo mitten in dem Wege
ein schattiges Gehege
von Riesenstauden stand.

Und als sie still da standen,
lud man die Leiche ab,
und grub ihr ohne Säumen
dort zwischen zween Bäumen
drei Ellen tief ein Grab.

Drauf, als der Wunder viele
an jenem Grab geſchah'n,
da ſiedelten und bauten
dort bei den Rieſenſtauden
ſich viele Pilger an.

Und da nach wenig Jahren
ein Dorf daraus entſtand,
ward es der Stauden wegen,
darinnen es gelegen,
Dorf Rieſenbeck genannt.

Und über Reinhilds Grabe
ward eine Kirch' erbaut;
dort ſchlummert unverſehret,
vom Moder nie zerſtöret,
die heil'ge Himmelsbraut.

13.

Urſprung und Name
von
Schleuſingen.

Fern abgekommen von den Jagdgenoſſen,
warf ſich unmuthig und verdroſſen
Graf Leopold, an Gold und Tugend reich,
hin auf den gelben Kieß der kalten Erde,
der kaum das dürftige Geſträuch
und Farrenkraut noch kümmerlich ernährte.

Die Nacht ſinkt rabenſchwarz hernieder
und hüllt ringsum den ganzen Gau
in ein geſpenſt'ges Nebelgrau,
verſtummt ſind aller Vögel Lieder,
und Berg und Thal und Feld und Au
netzt kühler Thau.

Furcht kannte nie der Graf, doch war's ihm ärgerlich
in ſolcher Nacht, ſo kalt und finſter, ſich
der faden Langeweile hinzugeben —
dem Thätigen das Schrecklichſte im Leben!

Der Tag war hin
und Hitz und manche Müh ertragen,
um ein schneeweißes Reh sich zu erjagen,
und dies doch nicht erreicht — das düsterte den Sinn
des tapfern Jünglings — und dafür
zum spöttischen Ersatz ein Waldquartier,
einsam und hart auf kaltem Kießgestein, —
unmuthig blickt' er in die Nacht hinein.

Doch was nun einmal nicht zu ändern ist,
muß, ob's ihn noch so sehr verdrießt,
so wie der Bettler auch der Graf erleiden.
Das fühlte Leopold, und im Gesträuche
begann er sich ein Lager zu bereiten
von Moos und Farrenkraut und Binsen und Gezweige,
und mocht' es auch nicht weich wie heim im Gaden sein,
der Müde schläft auch süß auf hartem Stein.

Doch kaum hat er's mit einem Fuß bestiegen,
so sieht — erzählt die Chronik keine Lügen —
er nahe einen hellen Glanz,
der geisterartig brennt. Er staunt und schaut,
wie sich von einem Diamantenkranz
allmählig eine kleine Grotte baut,
die, weil sie heller als die Sonne funkelt,
das Dunkel ringsum nur noch mehr verdunkelt.
In solcher Grotte stand ein Becken von Krystall,
in das mit leisgeschwätzigem Fall
drei klare Silberquellen sich ergossen,
die oben aus Rubinenurnen flossen.

Wohl tränke ſich der Graf, ſo müd und matt,
gern an dem klaren Naß der Quellen ſatt,
doch ward ihm nicht die Zeit daran zu denken,
auf Schön'res hat er ſeinen Sinn zu lenken.
Denn auf den Waſſerbogen wiegte
ſich eine wunderholde Fee.
Um ihres bloſen Nackens Roſenſchnee
und ihren Schwanenbuſen ſchmiegte
ſich zart ein perlenfarbner Schleier.
Ihr blaues Auge ſchwamm im reinen Feuer
der frommen Unſchuld; über ihre Wangen
ſchien einer Feenſonne Frühroth aufgegangen.
Die hohe Stirn trug einen goldnen Reif,
darinnen ſieben klare Diamanten
umkränzten einen laſurblauen Streif,
auf dem die Zeichen S. L. V. S. ſtanden,
und an den ſchlanken Leib der hohen Fee
ſchmiegt' ſich das vielverfolgte weiße Reh.

Zum Rathen blieb dem Grafen keine Zeit,
denn ein Geſang ertönte aus dem Munde
der holden Fee, wie ihn wohl weit und breit
kein Sterblicher gehört bis dieſe Stunde.
Sie ſang nach harmonieenreicher Weiſe
mit klarer Glockenſtimme zart und leiſe:

Leopold, ſei mir gegrüßt!
Warum forderſt du mein Weh?
Doch du ahnſt nicht, daß dies Reh
eine Feentochter iſt!

Wisse, auf dem Berge dort
wohnt der Zauberer, der zum Reh
mir mein Kind verwandelte
durch sein fürchterliches Wort.

Hilf mir, tapfrer Rittersmann,
ende meiner Tochter Noth!
Gieb dem Zauberer den Tod,
löse durch dein Schwert den Bann!

Siehst du hier die Zeichen stehn?
S. L. V. S.? — Tiefer Sinn
spricht: Sie lieb' und siege! drin;
durch sie wirst du wohl besteh'n.

Singen will ich in den Schlaf
jetzt den Zaubrer; hab' wohl Acht,
und wenn du dein Werk vollbracht,
Heil dann, Heil dir, edler Graf!

Da schlägt der Jüngling muthig an die Wehr,
sein wackrer Sinn braucht keine Bitte mehr.
„Sie lieb' und siege! sei mein Losungswort!"
so ruft er laut und stürmet fort.
Die Fee indeß begann so süß zu singen,
daß, ehe drei Minuten kaum vergingen,
der Zauberer schon fest und tief
auf seinem Felsenbette schlief.

Der Graf, als er gewahrt, daß jener schläft,
naht sich und ruft: Sie lieb' und siege!
und stößt die Klinge bis an's Heft
ihm in das Herz. Es war zur Gnüge,

denn hochauf spritzt des Blutes heißer Strahl,
und durch das Leben schnitt des Ritters Stahl.
Der Sieger dankt erfreut dem höchsten Gotte
und kehret eilig wieder zu der Grotte.

Die Fee sah freundlich dankend auf ihn nieder,
und sang mit sanfter Glockenstimme wieder:

Heil dir, Heil dir, edler Graf!
Dieses Reh, es sei dein Lohn.
Dankbar nennt die Fee dich Sohn,
weil dein Schwert den Zaubrer traf.

Sieh, das Becken von Krystall,
sieh, die Schleuse, Erl' und Nah'
mischen ihre Wellen da
friedlich mit geschwätz'gem Fall.

Sprenge dreimal mit der Fluth
dieses Rehes Nacken an,
so vernichtest du den Bann,
der seit Monden auf ihm ruht!

Sie sang's. Der Graf schöpft mit gehöhlter Hand
vom Wasser und besprengt damit das Reh
zu dreien Malen, wie es ihm die Fee
gebot, und staunt; — denn plötzlich vor ihm stand
ein Fräulein, das mit goldnem Haar,
mit Rosenwangen, blauen Augen,
wie sie zu zarter Minne taugen,
das Abbild eines Engels war.

Sie seh'n und lieben war Ein Augenblick;
denn wem ein günstiges Geschick
solch Feenmädchen je entgegenstellt,
vergißt sich und die ganze Welt.
Kaum faßt der Graf sein seltnes Glück.
Ein Blick, ein Ach! — die Huldin sagt nicht nein,
und freundlich spricht die Mutter: „Sie sei dein!"

Ob's nun den Grafen noch verdrossen,
daß er sich von den Jagdgenossen
veriret, das sagt die Chronik nicht.
Jedoch des Volkes Sage spricht,
daß „von der Brunstätt" sich der Graf genannt,
und daß er dort, wo er die Grotte fand,
ein stattlich Schloß und eine Stadt erbaute,
die nach den Zeichen, die die Fee ihm anvertraute,
S. L. V. S., den Namen Schleusingen bekam
und sich die Wasserfee zum Wappen nahm.

14.

Das Wunderblut

in

Zehdenick.

Im Jahre 1249 wohnte in Zehdenick ein Brauherr, der recht gutes Bier zu brauen verstand und keine Kosten scheute, um dasselbe durch die beste Zuthat möglichst schmackhaft zu machen, dennoch aber nur wenig Abnehmer fand. Er sann hin und her, warum wohl sein Geschäft so recht eigentlich auf den Hefen sitzen bliebe, konnte aber keine Ursache erklügeln, und ward am Ende darob so mismuthig und unleidlich, daß seine Frau ihre liebe Noth mit ihm hatte. Sie klagte den Nachbarinnen ihr Herzeleid, aber keine konnte ihr helfen, bis zuletzt eine alte kluge Frau ihr die Muthmaßung, es müsse dem Biere angethan sein, anvertraute und ihr im Stillen den Rath gab, doch einmal den Leib Jesu als Mittel gegen die etwaige Hexerei zu gebrauchen. Das abergläubische Weib des Brauherrn, dieses Rathes gar froh, beschloß ihn zu befolgen.

Am nächsten Sonntage ging sie zum heiligen Abendmahle, um sich dort das angerathene Wunder-

mittel zu erbeuten. Nichts war leichter, als dies. Sie nahm die ungenossene Hostie heimlich wieder aus dem Munde, legte sie in ihr Singebuch und eilte damit, nach Beendigung der heiligen Feier, still sich freuend nach Hause. In kommender Nacht vergrub sie dieselbe, ohne ihrem Manne ein Wort von dem Allen zu sagen, unter die Fässer im Keller, hoffend, das Bier werde nun Abnehmer in Menge finden.

Aber mehrere Tage vergingen, ohne daß sich im Bierverkaufe eine Spur von der segnenden Kraft des heiligen Brodes gezeigt hätte; vielmehr schienen seitdem auch die wenigen Kunden noch wegbleiben zu wollen, welche bisher treulich bei dem Brauherrn ausgehalten hatten. Der Frau ward es dabei mit jeder Stunde ängstlicher um das Herz; der Gedanke: Du hast um weltlichen Gewinnes willen den Leib deines Erlösers entweiht! ließ ihr bei Tag und Nacht keine Ruhe. Sie mußte den drückenden Stein von ihrem Herzen wälzen, und bereit, jede Strafe bußfertig zu leiden, eilte sie zu ihrem Beichtiger und entdeckte ihm, welche große Sünde sie gethan.

Der fromme Mann schauderte, und nur die Reuethränen des Weibes und ihre Versicherung, daß sie die böse That nicht des Gewinnes wegen, sondern um den Mißmuth ihres Mannes zu verscheuchen, gethan habe, konnten ihn zurückhalten, daß er nicht den gräßlichsten Fluch über sie aussprach. Er gebot ihr, rastlos zu beten und zu fasten, und versprach ihr, Alles zu thun, um ihre verirrte Seele zurückzuführen zu ihrem Heilande.

Noch desselben Tages kam er mit zweien Amtsbrüdern und seinem Glöckner in das Haus des Brauherrn, um den heiligen Leib Jesu aus dem ungeweihten Grabe zu retten.

Der Brauherr, welcher nicht wußte, wie er zu der Ehre eines so vornehmen Besuches käme, ward bei dem Geständniß seines Weibes so zornig, daß nur die Gegenwart der geistlichen Herrn ihn hindern konnte, die Pflichtvergessene handgreiflich zu züchtigen. Mühsam nur besänftigt durch des Beichtigers Versicherung, daß ihm kein Unheil aus diesem Vergehen erwachsen würde, da er selbst ja schuldlos daran wäre, führte er die geistlichen Herren ehrerbietig in den Keller. Die Frau zeigte weinend den Raum, wo sie die Hostie vergraben hatte, und der Glöckner leuchtete mit der gewelhten Kerze hin.

„Allmächtiger Vater im Himmel!“ — rief der Beichtiger des Brauherrn, bewegt im innersten Gemüth, und faltete die Hände unwillkürlich zum Gebet, — „seht, das heilige Blut des Erlösers quillt hervor aus dem entweihten Leibe, wie im Gottesgericht zu zeugen gegen die Sünde! Eilet, Glöckner, und bringt einen goldenen Kelch, darein ich die mit dem heiligen Blute getränkte Erde legen mag.“

Mächtig ergriffen von Verwunderung und frommer Scheu, standen die beiden Amtsbrüder des ehrwürdigen Priesters und betrachteten schweigend das Wunder. Gleich einem Brünnlein quoll das Blut aus der vergrabenen Hostie.

Jetzt brachte der Glöckner den geweihten Kelch. Während die beiden andern geistlichen Herren auf ihren Knieen zu Gott beteten um Vergebung für die Sünderin, schöpfte der Beichtiger derselben die Hostie und die blutige Erde mittelst eines goldenen Löffels in das geweihte Gefäß, und hatte dabei wohl Acht, daß kein Tropfen des Erlöserblutes verloren gehen möchte. Darauf einte auch er sein Gebet mit dem seiner Amtsgenossen, bis er gewahr wurde, daß der heilige Blutquell versiegt sei.

Der goldene Kelch mit der blutgetränkten Erde ward hierauf in feierlicher Prozession zur Kirche getragen, und das Wunderblut bewährte bald seine segnende Kraft. Die bloße Berührung desselben reichte hin, allerlei Kranke zu heilen.

Jahrhunderte hindurch strömten von allen Orten und Enden zahllose Wallfahrer nach Zehdenik, sich vom Wunderblute dort Gesundheit für Leib und Seele zu erholen; unter ihnen auch die Markgräfin Mechthildis, welche 1262 daselbst ein ansehnliches Cistercienserkloster gründete, davon aber jetzt nur noch Trümmern vorhanden sind.

Hätte sich nun die fromme Vorzeit nicht gescheut, die heilige Sage vom Wunderblute durch fernere Erwähnung eines Bierhandels zu entweihen, so würde sie uns berichten, wie alle Wallfahrer bei jenem Brauherrn eingekehrt, dort den Raum im Keller besehen, von der wunderbaren Begebenheit hin und her gesprochen und dabei so wacker getrunken, daß der Brauherr bald der reichste Mann in Zehdenick geworden.

13.

Das Pferd
in
Magdeburg.

„Gott ſei gelobt! der Krieg iſt aus;
da liegt die böſe Sieben!
Nun bin ich doch in meinem Haus
zuletzt noch Herr geblieben.“
So dachte einſt ein reicher Mann
in Magdeburg, und weinte dann
am Sarge ſeines Weibes.

Umglänzt von Todtenkerzen lag
die Leich' im Atlaskleide
zur Schau im offnen Sarkophag
und ſtrotzte von Geſchmeide,
von Perlen, Gold und Edelſtein,
von Ringen mit Demantenſchein,
von Glöckchen und von Bändern.

Dem armen Todtengräber ſtach
der Goldſchmuck in die Augen,
und dacht' er: „Ei, zu was doch mag
die Leiche dies noch brauchen?
Sie war mein Tag' ein böſes Weib,
die Würmer werden ihren Leib
auch ohne Ringe freſſen!"

Darauf, als nach dem Leichenmahl
der ſcheinbetrübte Gatte,
in ſeiner Eh' zum erſten Mal,
ſein Weib zur Ruhe hatte,
da faßt der Todtengräber ſtill
den chriſtlichen Entſchluß und will
der Frau die Laſt erleichtern.

Und wie die Nacht gekommen iſt,
da ſchleicht er ohne Zagen
zur Gruft, und hat in kurzer Friſt
die Schlöſſer abgeſchlagen,
und öffnet haſtig nun den Sarg,
der all die ſchönen Dinge barg,
beim Scheine der Laterne.

Die goldnen Ketten hat er ihr
ſchon glücklich abgenommen,
und eilt nur noch mit freud'ger Gier,
den Ringen beizukommen,
und dreht und zerrt, da plötzlich, hu!
erhebt in ihrer Todtentruh
ſich neubelebt die Leiche.

Sie ſeufzt und ſpricht mit dumpfem Ton:
„O Gott und alle Engel!
Wo bin ich? — Treibt man mit mir Hohn?
Wo iſt mein Mann, der Bengel?“
Der Todtengräber ſchnappt nach Luft
und ſtürzt wie raſend aus der Gruft
und fliegt erſchreckt nach Hauſe.

Indeßen ſaß der Wittwer, ach,
betrübt ob ſeinem Looſe,
daheim im ſtillen Schlafgemach,
und — und auf ſeinem Schooße
ein Mädchen, etwa achtzehn Jahr,
der viel daran gelegen war,
den armen Mann zu tröſten.

Sie wechſelten mit luſt'gem Sinn
ſchon die Verlobungsringe,
der Wittwer half der Tröſterin
ſtets mehr noch auf die Sprünge,
und war bereits darauf bedacht,
das ſüße Recht der Hochzeitnacht
ſchon heut ſich auszubitten.

Da ſtürzt, vor Schrecken todtenbleich,
ein Diener in das Zimmer:
„Ach Herr, die Leiche fragt nach euch
ſo ungenirt wie immer!
Der Tod ward fertig nicht mit ihr,
ſie poltert unten an der Thür
und heſſert ganz abſcheulich.“

Der Herr zwar wird ein wenig blaß
und ſpitzt erſchreckt die Ohren,
doch lacht er: „Geh, du Tropf, und laß
die Todten ungeſchoren!
So wenig, als hier je mein Pferd
durch's Fenſter guckt, ſo wenig kehrt
mein Weib zurück vom Grabe!"

Da trapp trapp trapp im raſchen Lauf
kommt auf den Treppenſtufen
das Pferd vom Stalle flugs herauf,
und tappt mit ſchweren Hufen
in das Gemach, und wiehert drin,
und ſtellt ſich ganz gemächlich hin,
und guckt hinaus zum Fenſter.

Nun war es allzu deutlich nur,
die ſel'ge Frau kam wieder.
Dem neubeweibten Wittwer fuhr
Der Schreck durch alle Glieder.
Die junge Tröſt'rin machte ſich
durch's Hinterthor fein ſäuberlich
und eilends aus dem Staube.

Die Auferſtandne, die es ſpürt,
daß eine Ande' indeſſen
an ihrer Statt hat vikariert,
ſpektakelt wie beſeſſen,
und als der Mann ſich wagt hervor,
da ſchlägt ſie ihn derb hinter's Ohr,
damit er ſie erkenne.

Faſt ſechzehn volle Jahre lang
noch ging der Krieg der Beiden
wie früher ſeinen alten Gang,
an Wunden reich und Leiden,
da ſtarb das Weib ſich wirklich todt,
und ihr beſorgter Mann gebot,
den Sarg feſt zu vernageln.

In Magdeburg ſchaut jenes Pferd
auf einem großen Bilde
noch heut durch's Fenſter, und belehrt
der Ehemänner Gilde,
daß ſich die falſche Frauenwelt
ſogar im Sarge noch verſtellt,
nur um den Mann zu ärgern.

16.

Die Glocke

zu

Attendorn.

Als die Bürger von Attendorn in Weſtphalen ſich einſt von einem berühmten Meiſter eine neue Glocke wollten gießen laſſen, das Stadtärar aber zu arm war, um die Koſten zu tragen, rieth der Gießermeiſter ſelbſt, es ſollte jeder Bürger geben, was er von altem Metallgeräthe in ſeinem Hauſe vorfände, und verſprach, daraus eine Glocke zu gießen, die ihm und der Stadt Ehre bringen ſollte. Der Vorſchlag fand Beifall. Jeder Bürger gab willig, was er von tauglichem Metall eben entrathen konnte. Zerbrochene Häfen, Leuchter, Ketten und allerlei Bruchſtücke von Silber, Kupfer und Meſſing häuften ſich in buntem Gemiſch in der Wohnung des Gießers.

Nun lebte in Attendorn auch eine alte Wittwe, die vor mehreren Jahren ihren Sohn nach Holland geſchickt hatte, dort die Handlung zu erlernen. Der

junge Menſch war aber wohl recht fleißig und ſparſam, denn oft ſchickte er ſeiner alten Mutter Geſchenke, darunter auch einſt eine ziemlich große, ſchwarzangeſtrichene Metallplatte. Dieſe ſuchte die Wittwe, die doch auch gern ihr Theil zur neuen Glocke beitragen wollte, jetzt hervor, trug ſie zum Gießermeiſter, legte ſie zu dem Uebrigen und ſprach: Es iſt freilich nur ſchlecht Eiſen, ehrenwerther Meiſter, aber Beſſeres hab' ich nicht. Mag's Gott ſegnen!

Der Gießermeiſter, ſpöttiſch lächelnd, dankte kein Wort und murrte halblaut: Eiſen bleibt Eiſen, mag's Gott ſegnen oder der Teufel! — Der Geſell aber, der dabei ſtand, war deſſen beſſern Sinnes und verwies dem Meiſter ſein böſes Wort und ſprach: Meiſter, lieber Meiſter, verſündigt euch nicht! Die arme Frau thut ihr Beſtes; aber wiſſet, wenn — was Gott verhüte! — wenn der Teufel das Eiſen ſegnet, ſo können wir beide darüber ſterben müſſen! — Doch der gottloſe Meiſter lachte ihm in's Geſicht und wandte ihm verächtlich den Rücken.

Des andern Tages reiſte der Glockengießer nach Arnsberg, um auch dort eine Glocke umzugießen, und ließ in Attendorn ſeinen Geſellen zurück mit dem Auftrage, die Form zu fertigen und Alles vorzubereiten, damit er bei ſeiner Rückkehr ſogleich den Guß beginnen könnte. Der fleißige Geſell that nach dieſem Gebot und legte alsbald ſo eifrig Hand an's Werk, daß in kurzer Zeit Alles zum Guße bereit war. Nun erwartete er ſehnlichſt die Rückkehr ſeines Meiſters.

Als aber Tag um Tag verging, und der Meiſter immer noch nicht kam, da war er des Gelüſtens, an der Attendorner Glocke ſeinen Probeguß zu thun, nicht länger mehr Herr. Nach beſtem Wiſſen ſchmolz er die Glockenſpeiſe, und als die Windpfeifen ſich bräunten, ſtach er in Gottes Namen los.

Der Guß war herrlich gelungen, und die Glocke behagte den Attendornern über die Maßen wohl, denn auf derſelben waren ſchöne erbauliche Reime, der Stadt Wappen, Jahr und Tag gar zierlich geſchildet, und zudem klang ſie auch voller, heller und reiner, als alle Glocken des Weſtphalerlandes.

Der Geſell, des gelungenen Werkes höchlichſt froh, hatte nun kein Bleiben mehr in Attendorn. Er konnte die große Freude nicht in ſeinem Herzen allein beherbergen, er mußte nach Arnsberg und es ſeinem Meiſter verkünden. Mit dem nächſten Frühroth wollte er ſich dahin auf den Weg machen.

Als dies dem Bürgermeiſter zu Ohren kam, gab er ihm einen guten Zehrpfennig auf den Weg und befahl obendrein, daß ihm mit der neuen bereits aufgehängten Glocke nachgeläutet würde, ſo weit er es hören könnte.

Ob ſolcher Ehre ſich nicht wenig dünkend, ſchritt der Geſell zum Thore hinaus, das nach Arnsberg führt. Viele wackere Bürger begleiteten ihn und tranken's ihm zu aus großen Kannen, welche ſie voll Wein aus der Stadt mitgenommen hatten, und des Redens und Rühmens von der Glocke, die hell und rein von der Stadt her ihnen nachtönte, war gar

kein Ende. So kam der Zug an die steinerne Brücke zwischen Attendorn und dem Fürstenberg'schen Schlosse Schnellenberg. Da ritt aus der Ferne ein Reiter heran; es war der Glockengießer.

„Willkommen, lieber Meister, willkommen!" — rief der Gesell, seinen Begleitern voraneilend und des Meisters Roß am Zügel haltend, mit selbstgefälliger Freude — „hört ihr, wie meine Glocke klingt? Wie voll und rein! Und das Gebilde dran müßt ihr erst sehen! Euch wird das Herz im Leibe lachen, Meister."

So rief der Gesell. Der Meister aber lauschte schweigend dem Geläute, und immer finsterer ward sein Auge, und die Zornader an seiner Stirne schwoll. „Fürwitziger, was hast du gethan?" rief er außer sich vor Wuth, riß das Pistol aus der Halfter und schoß den Gesellen durch's Hirn, daß er lautlos vorn am Rosse niedersank. — Wie erschraken, wie ergrimmten da die Bürger von Attendorn! Sie fielen dem Rosse in die Zügel, rissen den Mörder herab aus dem Sattel und banden ihm mit ihren Gürteln die Hände fest. Auf sein Pferd luden sie die Leiche des Gesellen. So kam der Zug nach Attendorn zurück.

Noch desselben Tages ward der Mörder vor der Versammlung des Rathes befragt, warum er seinen Gesellen, mit dessen Arbeit so Rath wie Bürgerschaft wohl zufrieden gewesen, so zähzornig erschossen habe, und begann darauf: „Ehrenfeste Herrn, mein Gesell hat die Glocke gegossen wie ein andrer Schelm! Ihr mögt wohl kluge Männer sein, aber auf die Glocken versteht ihr euch gar schlecht, sonst

würdet ihr sagen: Der schlimme Gesell hat uns um ein großes Gut gebracht! Als ich heute von Arnsberg herübergeritten kam und die Glocke läuten hörte, da sagte mir ihr Klang gar deutlich, daß eine gute Masse Goldes in ihr sei, und dies — hab' ich doch einmal mein Leben verwirkt, und will ich, also von Herzen reden! — dieses Gold hätte ich wahrlich nicht dabei gelassen, sondern mir damit für mein ganzes Leben helfen und recht froh und glücklich leben wollen. Darum aber hatte mich der Fürwitz des ungehorsamen Gesellen betrogen, und deshalb — Doch das wißt ihr selbst, edle Herrn."

Auf dieses Geständniß ward dem Glockengießer der Tod durch das Schwert zuerkannt, und solches Urthel nach sieben Tagen vollstreckt.

Den Gesellen läutete die neue Glocke zu Grabe, und auf der Brücke, wo er den Tod gefunden, ward ihm zum Gedächtniß ein eisernes Kreuz aufgerichtet.

Woher wohl das Gold in die Glocke gekommen wäre, darüber wurden nun unzählige Vermuthungen aufgestellt, aber keine taugte, und die Sache blieb ein seltsames Geheimniß.

Einige Jahre später kehrte der Sohn jener Wittwe, welche die schwarzangestrichene Metallplatte zu der Glocke gegeben hatte, als ein reicher Kaufherr nach Attendorn zurück. Er war weit gereist und hatte sich in fernen Ländern bedeutende Schätze erworben. Die Mutter umarmte den so lange Ersehnten mit sprachloser Freude, und die ganze Stadt empfing ihn mit Freundschaft und Ehre. Alles drängte sich an ihn, um

die Erzählungen ſeiner Reiſen zu hören, Alles wetteiferte, ihm dieſelben durch Neuigkeiten der Stadt, welche während ſeiner langen Abweſenheit ſich ereignet, zu vergelten. So erzählte man ihm auch die Mähr vom Guße der neuen Glocke und was ſich dabei Schreckliches zugetragen. Schweigend und tiefergriffen hörte er dieſelbe an, zuletzt aber ſprang er entſetzt auf und rang die Hände und rief: „Allmächtiger Gott, ſo trag' ich die Schuld des Todes zweier Menſchen! Jene ſchwarzangeſtrichene Platte, die ich meiner Mutter ſchickte, war reines Gold. Ich kann es wohl entrathen, und mag es immerhin in der Glocke den Bürgern meiner Vaterſtadt zur Luſt klingen, ich begehr' es nicht zurück; aber dreimal ſo viel wollte ich geben zu einer Glocke, deren Klang die beiden Unglücklichen wieder in's Leben riefe!“

Er weinte, und wohl Mancher noch, der den Weg von Arnsberg nach Attendorn zog und vom eiſernen Kreuze auf der Schnellenberger Brücke die traurige Mähr hörte, hat dem armen Gießergeſellen eine Thräne geweint und die unſelige Goldplatte im Herzen verwünſcht, nicht ahnend, daß dieſelbe den Attendornern ſpäter gar wohl zu Statten kommen würde.

Nemlich wohl über hundert Jahre nach jener Begebenheit ſchlug das Wetter in den Kirchthurm. In der geſchmolzenen Glocke, welche man unter dem Brandſchutt hervorgrub, fand ſich bei genauerer Erprobung Erz, das an Gehalt den Goldgulden gleich kam und zum Wiederaufbau und zur Bleibedachung des Thurmes hinreichte.

17.

Die Bettlerin
zu
Stralſund.

Nachſtehende geſchichtlich begründete Begebenheit fällt in das Jahr 1424.

Mittags einſt in Stralſund ſchleppte
an der Krück' ein armes Weib
mühſam durch die langen Gaſſen
ihren alten morſchen Leib.
Barfuß und die welken Glieder
nur mit Lumpen karg bedeckt,
bettelte ſie vor den Thüren,
von dem Kindertroß geneckt.

Flüchtend vor dem Spott der Buben
trat ſie in ein ſtattlich Haus,
klopfte zitternd an die Thüre,
und die Herrin trat heraus.

Rasch, um einen Rest der Mahlzeit
bittend, hielt die Bettlerin
eine große leere Schüssel
von gediegnem Silber hin.

Doch die Hausfrau finstern Blickes
schilt sie hart ob dem Begehr:
„Fort, du Unflath, aus dem Hause!
Pack' dich, du bekommst nichts mehr!
Geh', es thut uns Leid im Herzen,
daß für so vornehmen Gast,
der aus Silberschüsseln tafelt,
unsre schlichte Kost nicht paßt!

Doch kommt her, des Scherzes wegen!
setzt euch auf die Lattenbank!
Heute will ich euch noch füttern,
doch begehr' ich was zum Dank.
Haarklein müßt ihr mir erzählen,
welcher böse Geist euch plagt,
daß ihr bei dem Bettelgehen
eine Silberschüssel tragt."

Traurig setzt sich da die Alte
und empfängt mit feuchtem Blick
einen Napf voll Zugemüse
und von Fleisch ein ziemlich Stück,
und verzehrt die seltne Speise
schweigend mit des Hungers Hast;
sinnend stehn' der Hausfrau Kinder
um den wunderlichen Gast.

„Habt schön Dank! Mag's Gott euch segnen!
— spricht darauf die Bettlerin —
Hört nun, so ihr's noch nicht wisset,
wer ich sonst gewesen bin.
Freilich schlummerte der Kummer
meines Herzens kaum erst ein,
und ich soll ihn wieder wecken?
Doch, euch kann's zur Warnung sein!

Reicher Eltern einz'ge Tochter,
wuchs ich auf im Ueberfluß,
Arbeit kannt' ich nie; mein Leben
war nur Freude und Genuß.
Ich ging stets in Sammt und Seide,
aß nur theu're Leckerei'n,
badete wohl zweimal täglich
meinen Leib in Ungarwein.

Als des Pommerlandes Schönste
pries mich laut die ganze Stadt,
freilich meine Wangen waren
damals rosig, rund und glatt,
und die zarten Händchen nahm ich
vor der Arbeit wohl in Acht,
und die angebornen Reize
hob der Kleider stolze Pracht.

Drum, wie ich schon eine Waise
und erst neunzehn Sommer alt,
warb um mich schon mancher Jüngling,
reich und reizend von Gestalt.

Wulflam war's, der Säckelmeiſter
dieſer Stadt, ein junger Mann,
der durch Schönheit und durch Aufwand
mir das Jawort abgewann.

Ach, wenn ich der Hochzeit denke —
welche Pracht! Die Dienerſchaft
ging in Sammt; den Weg zur Kirche
deckten Teppiche von Taft.
Perlen und Demantenketten
ſchmückten mir das braune Haar,
meinen Leib umſchloß ein Gürtel,
der für tauſend Mark nicht war.

Sieben volle Tage währte
das Bankett; die Leckerei'n
koſteten bei tauſend Gulden,
und wohl mehr noch kam der Wein.
Doch dies Alles reut mich minder,
unſer Reichthum trug es ſchon;
aber ach, kein Armer hatte
einen Biſſen Brod davon.

Wie zur Hochzeit ging es fürder
groß und prächtig bei uns her,
und ſo wurden unſ're Truhen
mit der Zeit am Ende leer.
Mein Gemahl, der vielen Schulden,
doch des Schwelgens nimmer ſatt,
Half ſich durch geheimen Diebſtahl
an dem Säckel dieſer Stadt.

Just noch, eh' man seine Untreu
am vertrauten Gute fand,
starb er auf dem Bergner Kirchhof
durch verborgne Mörderhand.
Alle unsre schönen Güter,
Häuser, Gärten, Wald und Feld,
fielen in der Gläub'ger Hände,
mir blieb nur das Wittwengeld.

Wehe, wer in seiner Jugend
nichts gelernt als Schwelgen hat!
Wohl war ich noch immer reicher,
als so Manches in der Stadt;
doch so, wie bisher, zu prunken,
reicht' es freilich nicht mehr hin,
und der Groll gebeugten Stolzes
nistete in meinen Sinn.

Eines Mittags klopft' ein armer,
kranker Greis an meine Thür,
und begehrte, starr vor Kälte,
etwas warme Kost von mir.
Aus den Silberschüsseln dampfte
manches köstliche Gericht,
und gar herzlich bat der Bettler,
doch ich lacht' ihm in's Gesicht:

Komm, da kannst du auch mit tafeln;
sieh, aus Silber speist der Hund.
Knochen sind für deine Zähne,
alter Narr, gewiß gesund! —

Somit ſtieß ich mit den Füßen
ihm des Hundes Schüſſel hin,
zeigte höhniſch mit den Fingern
auf die ſchmutz'gen Knochen drin.

Da verächtlich ſah der Bettler
mich mit zorn'gem Auge an:
Hohe Frau, nach wenig Jahren
denket an mich alten Mann!
Hier mit dieſer Hundeſchüſſel
ſollt ihr ſelbſt noch betteln geh'n,
und wie ihr an mir jetzt thatet,
alſo wird's an euch geſcheh'n! —

Höhniſch ihn verlachend, warf ich
meine Thüre vor ihm zu,
ſetzte wieder mich zur Tafel,
aß und trank mit Herzensruh.
Und in Füll' und Luſt und Freude
brachte ich noch zwei Jahre hin,
aber ach, im dritten ward ich
allgemach zur Bettlerin.

Alles nahmen mir die Gläub'ger,
nur die Silberſchüſſel hier,
draus die Hunde einſt gefreſſen,
und dies Kleid da ließ man mir.
Beides muß ich immer tragen,
und wenn mich der Büttel ſieht
ohne dieſe, ach, dann peitſcht er
flugs mich aus dem Stadtgebiet.

Funfzehn Jahre ſind es, ſeit ich
vor den Thüren betteln geh';
oft ward ich hart abgewieſen,
und, o Gott, wie thut das weh!
Niemand hat mit mir Erbarmen,
wer die Silberſchüſſel ſieht,
denn dieſelbe ſagt ja Jedem,
wie ich in die Noth gerieth.

Nun, Gott nimmt ſich meiner Leiden
bald vielleicht in Gnaden an,
weil ich herzlich jetzt bereue,
was ich Böſes ſonſt gethan.
Habt ſchön Dank für euer Eſſen,
ſegn' es Gott euch tauſendfach,
und bewahr' euch und die Kinder
vor dergleichen Schuld und Schmach!"

Alſo ſprach die arme Alte,
griff zur Krücke drauf und nahm
ihre Schüſſel und ging wieder
fort, von wo ſie vorhin kam.
Und die Hausfrau zu den Kindern
ſprach: „Denkt an die Bettlerin!
Eitler und liebloſer Hochmuth
komme nie in euern Sinn!"

18.

Die linkiſche Windmühle

bei

Greifswald.

Dieſe Sage fällt wahrſcheinlich in die erſte Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die Nikolaikirche wird zuerſt im Jahr 1298 erwähnt.

Wer Wunder thun und faſten kann,
wird ſicher bald ein reicher Mann!
Dies ward in Greifswald ſonnenklar
am heil'gen Niklas offenbar,
deß goldnes Bild an einer Wand
der ihm geweihten Kirche ſtand.
Ein Kaſten, voll mit Gold gefüllt,
ſtand gegenüber jenem Bild,
darinnen hatte kaum der Schatz
des Heiligen zur Gnüge Platz,
dieweil der goldne Nikolas
das ganze Jahr nichts trank und aß,

und ſeine Wunder überdies
ſich immer gut bezahlen ließ.
Da ſchleicht ſich einſt ein Dieb allein
ſpät Abends in die Kirche ein,
und tritt zum Bilde hin und ſpricht
mit hämiſch ſchmunzelndem Geſicht:
„O heil'ger Niklas, Wundermann,
ſag', ſteht dir wohl ein Wettlauf an?
Du haſt viel Geld und braucheſt nichts,
Ich brauche viel und habe nichts!
Drum hör' mal im Vertraun ein Wort:
Laß uns zu deinem Kaſten dort
wettlaufen, und wer dann den Platz
zuerſt erreicht, bekommt den Schatz!"
Drauf läuft er, was er laufen kann,
doch als er langt beim Kaſten an,
da ſteht das Heil'genbild ſchon da.
„Ei Jemine, da biſt du ja!"
ſo ruft der Dieb, „Poz Element,
wie flink ihr Heil'gen laufen könnt!
Du haſt geſiegt, das Geld iſt dein,
doch wird dir's wenig nützlich ſein.
Dich hungert nicht, dich dürſtet nicht,
dein Goldrock iſt noch gut und dicht,
du haſt dein eignes Haus dahier,
nun ſprich, was ſoll der Bettel dir?
Du brauchſt es nicht, und wär's, je nun,
du kannſt ja gleich ein Wunder thun!
Mithin — du wieſt's nicht ungern ſeh'n —
Leb' wohl! Ich danke auch recht ſchön!"

Nach solcher Demonstration
nimmt er das Geld und schleicht davon.
Sanct Niklas blickt ihm nach und denkt:
Wart' nur! Geborgt ist nicht geschenkt!

Bald drauf fiel jach der Sensenmann
den galgenreifen Gauner an,
und blies ihm, schonend gnug, zu Haus
im Bett das Lebenslämpchen aus,
so daß er christlich aufgebahrt,
beläuten und besungen ward.

Doch kommt dem Diebe nicht die Ruh
im Schooß geweihter Erde zu.

Kaum sank die Mitternacht herab,
da machten an des Gauners Grab
sich flugs zwei Teufel, schwarz und groß,
und gruben emsig darauf los,
bis sie den Leichnam ausgehackt.
Drauf haben sie ihn angepackt
und fortgeschleppt im Sturmgebraus
bis an ein nahes Windmühlhaus,
und da die Mühle eben stand,
so hingen sie mit flinker Hand
den Dieb an einem Flügel auf
und eilten fort im schnellsten Lauf.

Als nun in ebenselber Nacht
der Müller aus dem Schlaf erwacht,
und mit halboffnem Augenlid
einmal nach seiner Mühle sieht,
Da sträubt sein Haar sich hoch empor,
sein Mund klafft wie ein Scheunenthor,

er ſtaunt und ſteht von Schreck verſteift,
denn ha, die Flügelwelle läuft
linkeum!
dieweil der Dieb, der daran hing,
noch nie auf rechten Wegen ging.
Das Wunderbarſte aber iſt
dabei, daß ſeit derſelben Friſt
die Mühl', im Fall ſie noch beſteht,
noch heut'gen Tages linksum geht!

19.

Der Rittersprung

auf

Altenahr.

Altenahr, Altenaar, sonst blos Ahr, ist ein Flecken der Bürgermeisterei gleiches Namens im Kreise Ahrweiler. Nicht fern davon liegen auf hohen Felsen die Ruinen des alten Schlosses Ahr. Hart an dem schroffen Abgrunde auf der Morgenseite soll sonst die Hauptwarte der Burg gestanden haben. Nachstehende Erzählung mag etwa in das 14. Jahrhundert fallen.

Auf der Warte in mondlicher Sommernacht
steht das liebliche Fräulein von Ahr;
still hält sie der Minne vergnügliche Wacht,
nicht achtend der nahen Gefahr.

Im Thale tief unten, da reget sich was —
Er ist es, er klettert heran!
Wohl zwinget ihn der Väter unseliger Haß
zur steilen gefährlichen Bahn.

Wie klimmt er so kecklich am Felsen empor,
nicht achtend den lauernden Tod!
Wie lauscht er bisweilen mit ängstlichem Ohr,
ob wohl ein Verräther ihm droht.

Noch klimmt er behutsam am Thurme hinauf,
in der Mauer kaum haftet sein Fuß;
dann nehmen die Arme der Liebe ihn auf,
dann lohnt ihn der glühende Kuß.

Wohl flüstern die Beiden gar heimlich und leis;
wohl deckt sie die Oede der Nacht;
doch die Mauer hat Ohren, die hören so leis,
und der böse Verräther erwacht.

Es knarret die Thüre. Das Fräulein erschrickt:
„O Jesu, mein Vater ist wach!
Entfliehe, bevor dich sein Auge erblickt,
sonst trifft uns Verderben und Schmach!"

Und die Stimme des Vaters im Thurme erklingt,
und der Jüngling noch flüstert: Ade!
Gott wird mich beschützen! — und eilet, und springt
hinab von der schwindlichen Höh'.

Vielzackig wohl gähnte der Abgrund ihn an,
doch der Himmel erbarmte sich sein —
der muthige Springer ohn' Schaden gewann
einen platten, weichrasigen Stein.

20.

Das Crucifix zu Königsberg.

Noch im Jahre 1526 befand ſich neben dem Schloſſe in Königsberg ein Crucifix, welches durch ſeine wunderthätige Kraft weit berühmt war. Die Sage erzählt davon Folgendes:

Zur Zeit, da Conrad von Feuchtwangen Meiſter des deutſchen Ordens war, befand ſich unter den Ordensbrüdern ein frommer gottesfürchtiger Ritter, der Karwenzherr Michael Rimpitz. Derſelbe hielt auf die heilige Jungfrau Maria gar große Stücke, und wer etwas von ihm begehrte, durfte ihn nur um der heiligen Maria willen bitten, ſo konnte er der Gewährung gewiß ſein. Das wußten denn vorzüglich die Bettler recht gut, und wo ſich Rimpitz nur blicken ließ, da ſah er ſich von Armen und Kranken umringt, die ihn alle um der heiligen Jungfrau willen um ein Almoſen anriefen.

Einſt gegen Abend ging der fromme Rimpitz über

Feld, und traf auf einen Krüppel, der am Wege lag und ihn um Marien willen bat, daß er an ihm ein Werk der Barmherzigkeit thun möchte.

Der Ritter neigte sich zu dem jammernden Bettler nieder, und obgleich er sahe, daß derselbe voll Aussatz und Schwielen, so scheute er sich davor doch nicht, sondern lud den Bettler auf seinen Rücken und trug ihn in seine Klause, wo er ihn in sein eigen Bett, sich selbst aber auf den harten Fußboden zur Ruhe legte. Dann betete er laut sein Nachtgebet, der Bettler betete mit, und beide schliefen ein.

Aber kaum eine kleine Weile mochte der Ritter geschlummert haben, da weckte ihn sein kranker Gast mit dem Rufe: „Um der heiligen Jungfrau willen, reicht mir einen Trunk Wassers, mich dürstet gar zu sehr!“

Unverdrossen reichte ihm der Ritter das Begehrte, und legte sich wieder zur Ruhe. Doch wieder über ein Kleines, da wiederholte der Bettler sein Begehr, und trieb es dergestalt die halbe Nacht hindurch, so daß der gute Ritter, obgleich es ihm Freude machte, den begehrlichen und unruhigen Gast zu bedienen, weil ihn derselbe um Marien willen bat, doch gegen Morgen so müde ward, daß er unwillkürlich in einen festen Schlaf versank.

Als er erwachte, war er betroffen darüber, daß er geschlafen und so seinem kranken Gaste vielleicht nicht die gehörige Handreichung gethan habe. Er raffte sich auf von seinem harten Lager und sahe nach dem Bette. Aber — o Wunder! — der kranke Bettler

voller Aussatz und Schwielen lag nicht mehr darinnen, sondern statt desselben ein Crucifix, auf welchem das Bild des Erlösers in wunderbarem Schimmer glänzte.

Da wußte der fromme Ritter Rimpik wohl, wen er beherbergt, und wurde freudig darüber im Herzen und glücklich und gesegnet sein Lebenlang.

21.

Der Rabe
in
Merſeburg.

In den Jahren 1466 bis 1514 war Thilo von Trotta Biſchof von Merſeburg. Zu ſeinem Andenken wird noch heute ein Rabe in einem ſtattlichen Käfig auf dem äußern Schloßhofe gehalten. Der Wärter dieſes Raben genießt die demſelben ausgeſetzte Penſion von zwölf Scheffeln Korn und zwölf Thalern Geld, muß aber auch dafür, wenn der Rabe mit Tode abgeht, einen neuen ſchaffen.

Mit dem Frühroth begann ſich's im Biſchofsſchloß
zu Merſeburg luſtig zu regen,
der Biſchof Thilo hielt hoch zu Roß,
der Jagdluſt im Grünen zu pflegen,
daneben, gekrümmt von der Jahre Laſt,
auf duldſamer Stute ſein würdiger Gaſt,
Herr Gerhard, der Biſchof von Meißen,
und ringsum ertönte der Morgengeſang
der Jäger und luſtiger Hörnerklang,
dem Gaſte groß' Ehr' zu erweiſen

Die Scheibe der Sonne ſtieg höher empor
und gab zum Aufbruch das Zeichen.
Der Biſchof gewahrt es, doch will er zuvor
dem Gaſte den Morgentrank reichen,
und ruft ſeinem Kämmerling: „Bringe uns Wein,
und laß ihn fein würzig und dampfend ſein,
damit er die Adern durchglühe!
Denn, nicht wahr, mein Gerhard, wir reiten nicht ſcharf?
Und wahrlich, des Feuers von innen bedarf
der Leib in der kühligen Frühe!“

Flugs reicht ihm Johannes, der zitternde Greis,
den Becher hinauf an dem Roſſe.
Der Wein in dem Becher iſt glühendheiß,
und Johannes gedrängt von dem Troſſe,
und Ulrich, der Jäger, tritt haſtig heran,
und ſtößt ohne Willen den Kämmerling an;
da erhält er den Becher nicht weiter.
Der glühende Wein fließt über den Rand,
und brennet dem Biſchof heiß auf die Hand
und befleckt ihm die köſtlichen Kleider.

„Ha, nimm das, du alte zitternde Brut,
damit ich dir Achtſamkeit lehre!“
So knirſchet der Biſchof und ſchlägt in der Wuth
den zitternden Greis mit dem Speere,
ſtürmt wüthend dann über den Jäger auch her,
und ſchlägt ihm mit langem, gewichtigem Speer

den Rücken voll blutiger Flecken,
und kehrt sich zum Bischof von Meißen, und spricht:
„Sieh, Gerhard, so weiß ich das träge Gezücht
der achtlosen Träumer zu wecken.“

Doch Gerhard schüttelt das greise Haupt,
und straft ihn mit zürnenden Blicken:
„So meinst du, es sei dem Gewalt'gen erlaubt,
die Diener wie Hunde zu drücken?
O Thilo, mein Thilo! Der Kämmerling war
ein ehrlicher Greis mit schneeweißem Haar,
der zitternden Hände nicht mächtig;
der Jäger, der ihn am Arme stieß,
war ein hastiger Jüngling, doch that er wohl dies
nur, weil er zu wenig bedächtig.“

Da finster schweigend drückt Thilo dem Roß
die Sporen auf's Blut in die Weichen,
und winkt zum Aufbruch dem harrenden Troß,
und gebietet den Hörnern zu schweigen,
denn widrig stimmen die Klänge der Lust
zum stürmischen Kampfe in seiner Brust,
und klingen ihm grell in die Ohren.
Er sprengt mit dem Gaste dem Trosse voran,
und redet kein Wörtlein und sieht ihn nicht an,
in der Irre des Herzens verloren.

Und wie sie ferne gekommen vom Troß,
da ergreift ihn die Trauer der Reue,
und tiefauf seufzend anhält er das Roß,
und blickt in des Himmels Bläue

wehmüthig, und wischt das Auge, und faßt
bei der Hand den ehrwürdigen Freund und Gast,
und spricht: „Du magst mir vergeben!
Ich strafte im Jähzorn das kleine Vergeh'n
zu strenge, doch soll's mir nie wieder geschehn,
ich will mich der Sanftmuth befreben!“

„Mein Thilo!“ erwiedert ihm jener darauf,
und drückt ihm die Hand voller Freuden,
„Das hofft' ich! Du mochtest von Jugend auf
ja niemals das Unrecht verstreiten.
Doch hat mich dein Jähzorn nicht wenig betrübt,
und hätt' ich nicht länger als Freund dich geliebt,
so wär' ich für immer geschieden!
Mein Thilo, drum übe dich in der Geduld,
leicht führet der Jähzorn zu blutiger Schuld,
und bringt dich um Frohsinn und Frieden.“

„Da nimm dies Ringlein! Bewahr' es getreu,
und will die Geduld dir zerreißen,
betracht' es und denke des Freundes dabei,
dem heute du Sanftmuth verheißen.
Auch magst Du mir geben ein Ringlein dafür,
das will ich zum freundlichen Andenken dir,
am Finger zu jeder Zeit tragen,
und ob du gehalten dem Freunde das Wort,
zu zähmen den häßlichen Jähzorn hinfort,
das wird mir das Ringlein sagen.“

Sie wechſeln die Ringe mit Handſchlag und Kuß,
und reiten dann wieder zum Troſſe,
und laſſen die Gäule, und gehen zu Fuß
Hand in Hand ſelbander zum Schloſſe;
und als Thilo zum Kämmerling gütig ſpricht:
„Johannes, ich meint' es ſo böſe nicht!“
da hört es der Biſchof mit Freuden,
und bleibt noch drei Tage im Schloſſe als Gaſt,
bis daß ſeine Pflicht ihn drängt, ohne Raſt
vom Hauſe des Freundes zu ſcheiden.

Und Thilo ward unter des Ringes Huth
von Stund' an ſanfter und linder,
er war mit dem Kämmerling freundlich und gut,
und mit Ulrich, dem Jäger, nicht minder.
Die Narben, die jüngſt ſein gewichtiger Speer
dem Jäger geſchlagen, ſie ſchmerzten nicht mehr,
geheilt war der rünſtige Rücken;
doch immer noch kochte der Rache Gluth
im Herzen des Jägers, noch leuchtete Wuth
aus ſeinen heimtückiſchen Blicken.

Er hegte im Herzen den böſen Verdacht,
der Kämmerling habe mit Willen
ihn jüngſt durch den Becher in Strafe gebracht,
und ſchwur einen Eid ſich im Stillen,
hinfort zu ſparen nicht Mühe noch Fleiß,
um den alten Johannes, den argloſen Greis,

recht ſicher und ſchlau zu verderben,
und dann in dem Herzen des Biſchofs die Huld,
die Johannes genoß, und als Beute der Schuld
vielleicht ſein Amt auch zu erben.

Er buhlte nun ſchlau um des Biſchofs Gunſt,
las jeglichen Wunſch an den Augen
ihm ab, und wußte die höfiſche Kunſt
des Schmeichelns aufs Beſte zu brauchen,
und opferte für das Vergnügen des Herrn
die Stunden der Ruhe freiwillig und gern.
Das ſahe der Biſchof mit Freuden,
und lobte ihn ſehr, und wo er nur ging,
da mußte, wie früher der Kämmerling,
ihn jetzt der Jäger begleiten.

Im Schloßhof wurde ſeit längerer Zeit
ein kirrer Rabe gehalten,
der mußte beim Biſchof in Mißmuth und Leid
das Amt eines Narren verwalten.
Auf einſamer Thurmeshöh' niſtete er,
und flog in dem Hofe furchtlos umher,
und rief ihn ſein Herr und Gebieter,
der Biſchof, da kam er, als hätt' er Verſtand,
und fraß ihm ſo ſorglos und kirr aus der Hand,
und ſaß auf die Schultern ihm nieder.

Drob hatte der Biſchof dann herzlichen Spaß,
und oft, um Zerſtreuung zu haben,
ſo ſetzt' er ſich einſam im Garten in's Gras,
und rief ſeinen Markus, den Raben.

Der flog dann behend mit freudigem Schrei,
dem bekannten Rufe gehorsam, herbei
und trieb seine drolligen Possen,
und pfiff und hüpfte bald nah und bald fern,
und wurde nicht müd', bis dem geistlichen Herrn
die Sorgen im Herzen zerflossen.

Drum schätzte der Bischof den Vogel gar hoch
und gebot, ihm gut Futter zu reichen,
und wo der Markus auch saß und flog,
da durfte ihn Niemand verscheuchen.
Das wußte der Jäger, und um in der Gunst
des Bischofs zu steigen, versucht' er die Kunst,
den Vogel zum Sprechen zu bringen,
und sagte ihm einzelne Worte oft vor,
und endlich doch ließ das gelehrige Ohr
des Raben sein Plänchen gelingen.

Wie freute der Bischof sich herzlich darob,
als Markus mit Worten ihn grüßte!
Den Jäger, als Lehrer, belohnte das Lob,
daß er gut zu belustigen wüßte;
und der Rabe, der Jäger und Gerhards Ring,
das war's, woran nun der Bischof hing,
das war ihm das Liebste auf Erden.
Der Jäger hatte gewonnenes Spiel
und hoffte, sobald erst der Kämmerling fiel,
Nachfolger desselben zu werden.

Da begab es ſich einſt, daß ein Kettchen von Gold
dem Biſchof ward heimlich entwendet,
und ob er auch Worte und klingenden Sold,
den Dieb zu erforſchen, verſpendet, —
die Diener ſind alle ſo ehrlich und treu,
auf keinen kommt ihm ein Argwohn bei,
und der Jäger nur äußert ſich leiſe:
„Gewiß, daß der Dieb kein Fremdling war,
vielleicht — doch nein! das ſchneeweiße Haar,
da geſchähe wohl Unrecht dem Greiſe!“

„„Und wem? — ſpricht der Biſchof — welchem Greis?
Ha, traun! du meinſt den Johannes?
Nein, Ulrich, der nicht! Wie fein Haar ſo weiß
iſt die Unſchuld des ehrlichen Mannes.
Was ſollt' ihm das Kettchen? Was hälf' ihm das Gold?
Er hat ja als Kämmerling gnüglichen Sold
und braucht nicht zum Diebe zu werden.
Drum, ob auch der Schein oft betrügeriſch ſei,
deß bin ich verſichert: Johannes iſt treu
und der ehrlichſte Diener auf Erden.““

„Habt Recht, ehrwürdiger Herr, ſo iſt's!“
ſpricht Ulrich und reibt ſich die Brauen.
„Ich meinte nur ſo, und freilich, ihr wißt's
am beſten, was Jedem zu trauen!“
Er ſprach das gar ſchlau, denn wie ſchwer die Treu
des Greiſes dem Herrn zu verdächtigen ſei,

das ward er deutlich jetzt innen,
und dachte im Stillen: „Gilt jener so viel,
so ist die Verläumdung ein mißliches Spiel,
und muß ich's denn anders beginnen."

Der Dieb blieb verborgen. Der Sommer verging,
es reifte die Traub' an den Reben,
da vermißte einst morgens der Bischof den Ring,
den Gerhard, sein Freund, ihm gegeben.
Er hatte ihn immer getreulich bewacht,
und wenn er zur Ruhe ging, jegliche Nacht
in ein Kästchen am Bette verwahret,
und weil er ihn hielt als sein köstlichstes Gut,
so erfüllte sein Herz jetzt Jammer und Wuth,
sobald er den Diebstahl gewahret.

Er tobte und schrie: „Das soll mir, bei Gott!
das soll mir der Räuber entgelten!"
und heftig begann er mit hämischem Spott
den alten Johannes zu schelten:
„Du hütest die Thüre des Gadens bei Nacht,
nun wahrlich, du hast mich fürtrefflich bewacht,
ich will dich nach Würden belohnen!
Ja, wäre dein Haar nicht wie Silber so weiß,
jetzt müßtest du, träger, unachtsamer Greis,
am Pranger im Schlafsessel thronen!"

Johannes mit Thränen versichert, es sei
kein Schlaf in sein Auge gekommen,
und hab' er, das schwört er auf Leben und Treu,
Niemanden geseh'n und vernommen.

Doch nicht achtet's der Biſchof, und ſtürmet durch's Schloß,
und ruft zuſammen den Dienertroß,
und hält in der offenen Halle
mit ſämmtlichen Dienern ein ſtrenges Gericht,
und wie er ſo heftig zu ihnen ſpricht,
da zittern und beben ſie alle.

Er ſpricht: „Das Köſtlichſte, was ich beſaß,
mein Fingerring, ward mir entwendet!
Nun, wenn ſich von euch eins deſſen vermaß,
durch den Schimmer des Goldes verblendet,
der mag mir den Fehler jetzt offen geſteh'n
und wahrlich, es ſoll ihm nichts Uebles geſcheh'n,
das ſchwör' ich beim Heiland der Welten.
Doch leugnet der Bube, und wird es dann klar,
daß er mich beſtohlen, dann ſoll er, fürwahr!
dann ſoll er mir's gräßlich entgelten!"

„Ihr zittert? Ihr ſchweigt? — Wohlan denn, es ſei!
So büßen mir Alle für Einen.
Geh', Ulrich, und rufe den Henker herbei,
er ſoll mit dem Schwerte erſcheinen.
Beim Vater im Himmel, ich treibe nicht Scherz!
Sprich, heilloſer Böſewicht, haſt Du das Herz,
durch dein Schweigen ſo Viel' zu verderben?
Ihr weint, und keiner bekennt? — Es ſei!
Raſch, Ulrich, und rufe den Henker herbei;
dem Diebe gelüſtet's zu ſterben."

Der Jäger zögert, doch aber er muß,
und will nach dem Henker gehen.
Rings stürzen die Diener dem Bischof zu Fuß,
und ringen die Hände und flehen,
da plötzlich erschallt eine Stimme im Saal:
Hans Dieb! Hans Dieb! und zum dritten Mal
Hans Dieb! durchschallt es die Hallen.
Der Rabe saß oben am Pfeilerkarniess,
und schlug mit den schwarzen Flügeln, und ließ
sein Hans Dieb! noch einmal erschallen.

Johannes der Dieb? so fragte der Troß
der Diener sich ängstlich und leise,
und das funkelnde Auge des Bischofs schoß
wild nach dem erschrockenen Greise,
und Ulrich drängte sich freudig hervor,
und raunte dem Bischof heimtückisch in's Ohr:
„Der Markus sagt wahrlich nicht Lügen!
Das ist gar ein kluges Geschöpf! Ha, seht,
wie bestürzt der entlarvte Betrüger da steht;
solch Zeugniß wohl kann euch schon gnügen."

Da schrie der Bischof: „Du schändlicher Dieb!
wie magst du's noch länger verhehlen?
Pfui! Hatt' ich dich etwa deswegen so lieb,
damit du mich solltest bestehlen?
Pfui über den Undank! — Kein Zweifel ist hier,
Gott hat durch das unvernünftige Thier

noch zeitig enthüllt das Verbrechen.
Ihr Andern, ihr, die er in Kümmerniß ſtieß,
jetzt faßt ihn und werft ihn in's finſt're Verließ,
jetzt könnt für die Angſt ihr euch rächen!"

Doch zitternd ſchleichen die Diener davon,
und Ulrich nur faßt an den Armen
den alten Johannes mit hämiſchem Hohn,
und zerret ihn ſonder Erbarmen
hinab in des Kerkers tiefunterſten Thurm,
und ob ſich der Greis auch krümmt wie ein Wurm,
und ſich wirft vor den Füßen ihm nieder,
er ſchlägt und mißhandelt den alten Mann,
und legt ihm die Feſſeln und Fußeiſen an,
und kehret zum Biſchof dann wieder.

Der ladet das Blutgericht zu ſich, und ſpricht
das Urthel dem alten Johannes,
und die Richter zwar widerſprechen ihm nicht,
doch ſchmerzt ſie das Alter des Mannes,
und wie nun derſelbe, mit Ketten geſchnürt,
vom Henker zum Richtplatz wurde geführt,
da gab in unzähligen Zähren
das Volk am Schaffot ſein Mitleid kund,
und harrte mit Angſt, von des Biſchofs Mund
das Wort der Gnade zu hören.

Johannes betrat das Blutgerüſt
mit wankenden Schritten, und kniete
demüthig, und betete kurze Friſt,
und rief mit erhobnem Gemüthe:

„So wahr ein Richter dort oben wohnt,
der jegliche That nach Verdienſten belohnt,
so wahr muß ich unſchuldig ſterben! —
Gott Vater, du ſchauſt ja in's Herz mir hinein,
rechtfertige mich und erbarme dich mein,
und laß mich dein Himmelreich erben!"

Drauf ſauſte das Schwert; hoch ſprützte das Blut.
Der Biſchof mocht' es nicht ſchauen,
und wandte ſich weg mit bangem Muth,
mit heimlichem Zittern und Grauen.
Den Rohſten im Volke kam Weinen an,
es that ihnen weh um den alten Mann,
daß derſelbe ſo traurig geendet;
nur Ulrich blickte gleichgültig darein,
und ſchien ſich im tückiſchen Herzen zu freu'n,
daß das Werk ſeiner Rache vollendet.

Am Abende drauf der Biſchof ſtand
am Fenſter im einſamen Gaden,
und ſann auf den Greis, der um ſchnöden Tand
ſeinen Freund und Gebieter verrathen,
und war voll Betrübniß; — da ritt mit dem Troß
der Biſchof Gerhard von Meißen in's Schloß,
und Thilo empfing ihn mit Freuden —
doch Gerhard blickte mitleidig ihn an:
„O Thilo, mein Thilo, was haſt du gethan!
Du ließeſt vom Jähzorn dich leiten!"

„Nimm zurück deinen Ring! Er sprang mir entzwei;
du hast dein Gelübde gebrochen.
O Thilo, ich fürchte, du hadest auf's neu'
ein ungerecht Urthel gesprochen.
Sieh, wenn auch Johannes zum Diebe ward
die Strafe des Todes, sie war zu hart,
dir frommte es mehr, zu verzeihen!
Wenn aber der Greis unschuldig war, —
o Thilo, mein Thilo, du dauerst mich gar,
du wirst es mit Schrecken bereuen!"

„Leb' wohl! Es weinet mein Herz um dich,
doch kann ich hier länger nicht weilen,
der zerbrochene Ring — ernst mahnt er mich,
aus deinem Schlosse zu eilen.
Leb' wohl!" — Er sprach es und schwang sich auf's Roß,
und verließ in derselbigen Stunde das Schloß,
und kehrte in Jahren nicht wieder.
Vernichtet stierte ihm Thilo nach,
dann schloß er sich ein in das düst're Gemach,
und warf sich auf's Ruhebett nieder.

Und ernst und düster verblieb er fortan,
und mied die unschuldigste Freude,
und alle Diener im Schlosse sah'n
sein Trauern mit innigem Leide.
Er betete täglich im Dome, und schlich
auf einsamen Wegen, und peinigte sich

mit bangen und düſtern Gedanken,
ihn freute wie vormals ſein Rüde nicht mehr,
er hatte nach luſtiger Jagd kein Begehr,
ſein Geiſt ſchien gefährlich zu kranken.

Zum ſiebenten Male ſchon gildte das Gras
auf dem Grabe des armen Johannes,
der alternde Biſchof allmählig vergaß
das blutige Ende des Mannes,
und öffnete wieder für harmloſen Scherz
und geſellige Freude ſein heilendes Herz,
und lud zu dem fröhlichen Feſte
der Kirchweih viel Ritter und geiſtliche Herrn
aus Thüring' und Sachſen von nah und von fern
auf's Schloß als willkommene Gäſte.

Sie kamen. Auch waren der Gaukler viel
und Harfner und Sänger erſchienen,
mit Mummereien und Saitenſpiel
ſich reichlichen Sold zu verdienen.
Doch ſchien der Himmel nicht günſtig zu ſein;
am Vorabend brach ein Gewitter herein,
als wollt' es die Feier verkümmern.
Im Schloßhof tobte am ärgſten der Sturm,
und ſtürzte den alten verlaſſenen Thurm
mit dem Neſte des Raben in Trümmern.

Schon bangte den Harfnern um ihren Verdienß,
ſchon begannen die Gaukler zu ſorgen,
da lüpfte ſich mählig der Wolken Geſpinnſt
und gebar einen friedlichen Morgen.

Das Glöcklein schellte zum festlichen Mahl,
der Bischof führte im prunkenden Saal
zur Tafel die stattlichen Gäste.
Es kreisten die Becher mit lustigem Klang,
hell schallten die Hörner zum Jubelgesang,
die Harfner auch spielten das Beste.

Da plötzlich trat eilends der Hausvogt herein
und sprach zum Bischof voll Freuden:
„Ehrwürdigster Herr, wohl mögt ihr euch freu'n,
ich hab' euch was Gutes zu deuten.
Denn schaut nur dies Kettchen, mit Steinen besetzt,
und den Ring da, dies fanden die Maurer anjetzt
am Thurme im Neste des Raben.
Der hat sie gestohlen, 's mag lange her sein,
doch scheinet das Wetter dem goldenen Schein
nur wenig geschadet zu haben."

Der Bischof sah hin und erkannte den Ring:
„Allmächtiger Gott!" — Er erschreckte,
als ob ihm ein Messer durch's Innerste ging,
und Leichenblässe bedeckte
sein starres Antlitz; er wankte empor,
es ward um ihn Nacht, es krachte ihm in's Ohr
wie Ladung zum jüngsten Gerichte;
er brach im Sessel zusammen alsbald,
es glotzten die Augen starr und kalt
aus seinem entstellten Gesichte.

Da verstummten die Hörner, da schwieg der Gesang,
da ward es den Rittern und Mannen
und geistlichen Herrn gar ernst und bang,
und sie zogen in Eile von dannen.
Darauf, wie der Bischof in später Nacht
erschöpft aus dem fiebernden Schlafe erwacht,
und die Diener ihn weinend umstehen,
da rafft er sich auf, und redet kein Wort,
und wankt auf schlotternden Füßen fort,
in die Domkirche beten zu gehen.

Und als er kommt vor des Schlosses Thor,
da hört er ein Winseln am Häger,
und gehet dahin, und es rafft sich empor,
und der Bischof erkennet den Jäger.
„Ha, Ulrich, du?" — „Ja, Bischof, ich bin's!
Ich bringe der Hölle jetzt Lehen und Zins —
mich gelüstete sehnlich zu sterben.
Schon wirkt das Gift, und darum, so hört:
Ich hatte dem Raben die Worte gelehrt,
aus Rache den Greis zu verderben!"

Er rief es, und brüllte fürchterlich,
und wand sich in gräßlichen Schmerzen.
Der Bischof schauderte heftig, und wich
von da mit zerschnittenem Herzen,
und eilte zum Dome, und betete dort,
und verließ erst am Morgen den heiligen Ort,

und ſchlich zu des Kämmerlings Grabe,
und kniete daneben, und betete heiß:
„Vergieb mir, du armer unſchuldiger Greis,
was ich an dir verſchuldet habe!“

Drauf ließ er die Leiche mit feſtlichem Glanz
begraben in heiliger Erde,
und daß die Unſchuld des ehrlichen Manns
vor Jedermann offenbar werde,
ſo ließ er in ſeinem Wappenſchild
von Künſtlerhand ein getreues Bild
des Raben und Ringes geſtalten,
und ordnete dann im Vermächtniß auch an,
man ſolle für ewige Zeiten fortan
einen Raben im Schloſſe erhalten.

Und täglich ſchlich er zum Dome hin,
ſich mühſam erhaltend am Stabe,
und täglich kniet' er mit reuigem Sinn
an des armen Johannes Grabe;
doch wie er auch weinte und betete ſehr,
er fand keine Ruhe auf Erden mehr,
er fand ſie erſt auf der Bahre.
Drum hüte ein Jeder vor Jähzorn den Sinn!
Zur Schuld reicht oftmals ein Augenblick hin,
zur Reue reichen nicht Jahre!

22.

Das Bügeleisen
zu
Glogau.

Zu Glogau in Schlesien war einst ein Schneidermeister, Namens Gottfried, der fleißig und geschickt die Scheere und Nadel führte, noch zehnmal fleißiger aber und flinker läſterte und fluchte. Hol' mich der Teufel! war bei ihm immer das dritte Wort, er glaubte an keinen Gott, kam das ganze Jahr in keine Kirche, und that ſich ordentlich etwas darauf zu gut, daß ihn die Leute meiſt nur den gottloſen Fluchgottfried nannten.

Seine Frau dagegen war fromm und gottesfürchtig, und betrübte ſich oft über ſein Fluchen und Läſtern, und bat und ermahnte ihn, davon abzulaſſen und ſich wieder zu Gott zu wenden. Aber da kam ſie ſchön bei ihm an! Er gerieth dann in die Hitze, griff zur Elle und ſuchte ihr das Chriſtenthum aus dem Leibe herauszuprügeln, und die Bußpredigerin

mußte Gott danken, wenn ſie mit einem blauen Auge davon kam. Beten und in die Kirche gehen durfte ſie nicht, ebenſo wenig als eine Bibel oder ein Geſangbuch in das Haus bringen, ſonſt brannte es bei Meiſter Gottfrieden gleich an allen vier Ecken.

Eines Tages, als die arme Frau in der Küche ein Bügeleiſen hitzen ſollte, glaubte ſie unbemerkt zu ſein, kniete am Herde nieder und betete mit gefalteten Händen recht andächtig zu ihrem lieben Gott. Aber, o weh! — ihr gottloſer Mann war heimlich von ſeiner Werkſtatt aufgeſtanden, und ſahe durch die halboffene Thüre, wie ſie in der Küche betete. — Warte! warte! ich will dir das verfluchte Beten ſchon einſtreichen! rief er jähzornig, und eilte in die Werkſtatt, um die Elle zu holen. Aber als er wieder in die Küche trat, war die Frau ſchon die Treppe hinunter und mit ängſtlichem Hülfegeſchrei hinaus auf die Gaſſe. Wüthend erfaßt er jetzt das Bügeleiſen aus den Kohlen und ſtürmte ſeiner Frau nach, um ihr daſſelbe an den Kopf zu werfen. Das war ein Laufen! Voran die Frau in Todesangſt mit fliegenden Haubenbändern, und hinterdrein Fluchgottfried mit ſeinen vielbeweglichen Schneiderfüßen! — Die Leute ſahen die Noth der Frau, aber Niemand wagte den greulichen Gottfried aufzuhalten. Gaſſe auf, Gaſſe nieder ging die Hetzjagd, bis endlich die arme Frau auf der Schwelle der Kirche odemlos niederſank. Jetzt warf der gottloſe Mann nach ihr und würde ihr ohnfehlbar den Kopf zerſchmettert haben, wenn Gott nicht Wunder gethan hätte.

Kaum war das Bügeleisen noch wenige Spannen vom Kopfe der Frau entfernt, als es sich im Fluge plötzlich wendete, und von lichtem Schimmer umflossen langsam an der Kirchthür bis zum Fenster darüber emporschwebte, wo es sich zur Hälfte in die Mauer fügte.

Fluchgottfried stand wie vernichtet. Das Zeichen der göttlichen Gewalt hatte seinen gottlosen Trotz gebeugt; er sahe jetzt klar, daß es mit dem lieben Gott doch etwas wäre, und ging in sich. Weinend hob er seine ohnmächtige Frau auf und trug sie nach Hause, wo er ihr tausend Mal alle Unbill abbat und ihr ein bessres Leben versprach, mit welchem es ihm auch Ernst war. Denn kein Fluch ging mehr aus seinem Munde, er ging in die Kirche und zum Abendmahl, betete und las früh und Abends recht andächtig in der Bibel.

Darüber freuten sich außer seinem Weibe auch alle seine Mitbürger, und nannten ihn nicht mehr Fluchgottfried, sondern den lieben frommen Meister Gottfried.

Das ist die Geschichte vom Bügeleisen in Glogau, welches noch heute an jenem Kirchenfenster zu sehen sein soll.

25.

Sanct Rusticus und Sanct Goar

in

Trier.

Diese Sage fällt in das sechste Jahrhundert.

Es war einmal ein Erzbischoff,
mit Namen Rusticus,
der trug ein Kleid vom feinsten Stoff,
und lebt' in Ueberfluß.
Er liebte theure Leckerei'n
und trank gern Traubenblut,
doch mehr noch als dem besten Wein
war er den Mädchen gut.

Auch war einmal ein Heiliger
allda, der Goar hieß,
der zog arm und zerlumpt umher
in einem Rock von Frieß;

sein Mantel war morsch und verbrannt,
zerrissen seine Schuh',
und dennoch lief das Volk im Land
ihm schaarenweise zu.

Denn wißt nur, er kurirte ja
die Menschen und das Vieh,
und, was das Volk am liebsten sah,
umsonst, durch Sympathie,
und that auch and're Wunder mehr,
und was man von ihm bat,
er gab sich gleich zu Allem her,
wußt' immer guten Rath.

Drum, wo er ging, da drängten sich
die Hörer um ihn her,
als ob der Bruder Liederlich
gleich gar der Herrgott wär',
und alle dünkten sich beglückt,
den heil'gen Mann zu schau'n,
er wurde oft beinah' erdrückt
vornehmlich von den Frau'n.

Dies gab zu viel Gesprächen Stoff,
und so von ungefähr
erfuhr denn auch der Erzbischoff
vom Wundermann die Mähr,
und ward darüber voller Neid,
und dacht' ein wenig nach,
und rief voll Selbstgefälligkeit
den Kämmerling, und sprach:

„Man ſagt, es zög in meinem Land'
ein Heiliger umher,
der weit und breit gar wohlbekannt
als Wunderthäter wär';
drum ſchaffe du den Wundermann
mir bald einmal zur Stell,
ich muß doch ſehen, was er kann,
der ſchmutzige Geſell!"

Des Tages drauf, als Ruſticus
Synode eben hält,
tritt Goar ein mit frommem Gruß:
„Ihr habt mich herbeſtellt.
da bin ich! Was verlangt ihr mich?"
Er ſprach's, und lächelnd ſah'n
die Herren bald einander ſich
und bald den Bettler an.

Und Ruſticus blickt ſtolz umher,
und ſpricht recht höhniſch drauf:
„Ich merk, dir wird der Mantel ſchwer,
je nun, ſo häng' ihn auf!
Zwar iſt kein Nagel dir zur Hand,
doch ſchadet das nicht viel;
wer ſo durch Wunder iſt bekannt,
dem iſt das Kinderſpiel!"

„„Ja, Herr"" — ſpricht Goar harmlos drauf —
das macht mir keine Qual;
Leicht häng' ich meinen Mantel auf
an dieſem Sonnenſtrahl!""

Flugs nahm er seinen Mantel ab
und hing ihn auf, und ha!
als wär' der Strahl ein Eisenstab,
so hing der Mantel da.

Die hohen Herren rings herum,
sie riefen allzumal:
„Miraculum! miraculum!
Es hält der Sonnenstrahl!"
Jedoch der stolze Rusticus
sah ifegrimmig drein,
und dachte bei sich voll Verdruß:
„Dem stell' ich bald ein Bein!"

Und während er so Böses sinnt,
da tritt der Sakristan,
im Arm ein nacktes Wochenkind,
ihn plötzlich also an:
„Seht, Herr, dies Würmchen fand ich jetzt
im Dome am Altar!
Wer weiß, wer es dort ausgesetzt,
weil es ihm lästig war."

Da kommt der Erzbischoff in Wuth
und spricht: „Beim höchsten Gott!
Solch fühllos Volk, das so was thut,
gehört auf das Schaffot!
O seht, ihr Herrn, das Knäblein zart,
wer muß sein Vater sein?
Erforsch' ich ihn, bei Petri Bart!
er soll es schwer bereu'n!"

„Ei, wie ſich's ſchickt! Da ſteht, fürwahr!
der rechte Wundermann,
der uns gewiß das Elternpaar
des Kindes nennen kann.
Sprich, Goar, ſprich, wer war die Hur'?
und weſſen iſt das Kind?
Betrachte dir's genauer nur,
und ſag es mir geſchwind."

Drauf Goar ſchaut das Knäblein an,
und muſtert's kurze Zeit,
und ſpricht: „Ihr hohen Herrn, wohlan,
ſo höret den Beſcheid.
Die Wahrheit ſchneidet wie ein Schwert,
jedoch wie dem auch ſei,
ihr habt mein Urtheil ſelbſt begehrt,
nun denn, ſo red' ich frei!"

„Die Dirne, die es weggeſetzt,
heißt Jungfer Flavia;
ſie that es, weil ſie eben jetzt
ſich ohne Hülfe ſah.
Ihr Buhle ſchwelgt indeſſen ſchier
in lauter Ueberfluß,
es iſt der Erzbiſchoff von Trier,
mit Namen Ruſticus!"

Da ſchrie'n die Herren rings: „O weh!
En parvum Rusticum!
Fit scandalum terribile!
Das Späßchen endet dumm!" —

Der Erzbischoff im spitzen Hut
nahm seinen Hirtenstab,
und ging, roth wie gestrichnes Blut,
ohn' alle Antwort ab.

Er dankte ab und macht' es klug,
und weil er Vater war,
so diente er mit vollem Fug
als Pater noch zehn Jahr,
und starb, und ward mit Rebensaft
im Sarg noch balsamirt,
und später, trotz der Vaterschaft,
sogar kanonisirt.

Man sagt wohl oft von ungefähr
zu Jemand: Ei, du bist
ein wunderlicher Heiliger!
und weiß nicht, was das ist;
und ei, jetzt fällt mir's plötzlich ein:
Ein wunderlicher muß
am Ende solch ein Heil'ger sein,
wie Vater Rusticus!

24.

Der Staroſt

von

Seekath.

Nicht fern vom Dorfe Seekath *),
da breitet ſich ein See,
aus ſeinem Spiegel ragen
drei Inſeln in die Höh.
Auf einer von den Inſeln,
da ſtand dereinſt ein Schloß,
Drin hauſten die Staroſten
mit ihrem tapfern Troß.

Jetzt iſt das Schloß zertrümmert,
zerborſten Thurm und Wand,
zerbrochen iſt die Brücke
vom Schloß an's feſte Land.
Der See hat ſie gerüttelt,
daß ſie's Gebälk verlor,
nur morſche Joche ragen
noch aus der Fluth hervor.

*) Im Stargardter Kreiſe.

Und todt sind die Staroſten,
gefällt in blut'gem Strauß,
sie ruh'n in kühlen Grüften
von ihren Fehden aus,
und einer nur von ihnen,
der Letzte, noch erwacht
aus seinem Schlaf alljährlich
in der Johannisnacht.

Der war in seinem Leben
ein kluger, wack'rer Mann,
der hielt gleich seinem Kinde
jedweden Unterthan,
und war der ganzen Gegend
Berather, Helfer, Freund,
drum als er kam zu sterben,
hat jedes Aug' geweint.

Und weil ihm ging zu Herzen
der Unterthanen Leid,
so sprach er: „Meine Liebe
bleibt euch für alle Zeit!
Nicht wird das Grab mir sperren
den Weg zu guter That,
und was ich dort erkenne,
das geb' ich euch zu Rath!"

Er sprach's und schloß mild lächelnd
sein müdes Augenlied,
und faltete die Hände
zufrieden und verschied,

und was er ſterbend hoffte,
  und was er da verſprach,
das iſt ihm wahr geworden,
  dem kommt er treulich nach.

Er träumet von den Seinen
  im Grabe, und erwacht
aus ſeinem Schlaf alljährlich
  in der Johannisnacht,
und ſchreitet ſtill und langſam
  durch das verfall'ne Thor,
ein großes Buch im Arme,
  aus ſeinem Schloß hervor.

Und ſetzt ſich auf die Trümmer,
  und lieſt in ſeinem Buch;
der Mond ſcheint auf daſſelbe
  und leuchtet ihm genug.
Er lieſt im Buch der Zukunft,
  und hilft mit gutem Rath
gern Allen, die ihn fragen,
  wie er's im Leben that.

Und mit dem Hahnenrufe,
  da ſchlägt das Buch er zu,
und geht und legt ſich wieder
  in's kalte Grab zur Ruh,
und ob das Schloß zertrümmert,
  und Thurm und Brück' entzwei,
der wack're Staroſt von Seekath
  bleibt ſeinem Worte treu.

23.

Der Wirth

von

Bielefeld.

Einſtmals zur Kriegszeit lagen bei einem Wirth zu Bielefeld in der Grafſchaft Lutterbach (im weſtphäliſchen Regierungsbezirk Minden) vier Soldaten im Quartier, welche des Nachts viel Geſchäfte zu haben ſchienen und gewöhnlich erſt mit grauendem Morgen heimkamen, zu deutſch: vier Erzſpitzbuben.

Dies merkte bald auch der Wirth, der gar nicht ohne Anlagen war; aber weil er wenig dabei zu gewinnen hoffte, wenn er ſie anzeigte, ſo ſchwieg er und gab ihnen durch ein beifälliges Lächeln zu verſtehen, daß ſie von ihm keinen Verrath zu befürchten hätten.

Jetzt wurden die uniformirten Diebe vertraulich und rückten dreiſt mit dem Anerbieten heraus, daß der Wirth, wenn er bei ihren nächtlichen Recognoscirungen und Deportirungen als Schildwache dienen wollte, da-

für den fünften Theil der Beute ungeschmälert empfangen sollte.

„Die Sache läßt sich hören!“ sagte der verschmitzte Wirth. „Mitgehen will ich, aber daß ich etwas angriffe, was nicht mein ist? Da sei Gott vor! — Was ihr mir schenkt, das nehm' ich an; aber gestohlen haben will ich nichts!

Die Soldaten bewunderten die Gewissenhaftigkeit des Wirths, lobten ihn lachend darum, nannten ihn ihren lieben Kameraden, und brauchten ihn lange Zeit bei ihren Einbrüchen als Schildwache.

Da Nachts einmal ward die feine Gesellschaft eingezogen und festgesetzt, und sollte am Ende auch noch gehangen werden. Dies war in Bielefeld Sitte und Recht, aber den Soldaten und dem Wirthe war es gar nicht recht. Daher, ob auch jene, als bei der That ergriffen, nicht leugnen konnten, so that doch der Letztere sein Möglichstes, um sich vom Galgen loszudemonstriren, und glaubte seine Unschuld unwiderlegbar zu beweisen mit den Worten: „Ich bin ja gar nicht mitgegangen, um zu stehlen, sondern blos um — um — mitzugehen!“

Die Richter lächelten und schwiegen. Als aber der Tag gekommen war, an dem die vier Soldaten gehenkt werden sollten, da ging der Frohn, auch den Wirth aus dem Thurme zu holen.

„Was ist mein Schicksal?“ — rief dieser ihm erwartungsvoll entgegen.

„Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen!“ — erwiederte der Frohn achselzuckend, und zwei Stunden

darauf hing der Wirth, als ein — freilich sehr schwankender — Beweis für die Gültigkeit dieses Sprichworts bei seinen vier Diebskameraden am Galgen.

In Bielefeld aber ist seitdem ein vieldeutiges Sprichwort gangbar geworden, das lautet:

Er geht mit wie der Wirth von Bielefeld!

26.

Die drei Linden auf dem Heiligen-Geist-Kirchhofe zu Berlin.

„Brüder, ich war bei ihr! Ich redete mit ihr!“ — rief Bruno, voll freudiger Begeisterung in's Zimmer tretend und die Geige rasch bei Seite legend — „Ich war bei ihr! Ich habe ihr die Hand gereicht, und — Michael, Gotthold, ihr guten Brüder, so freut euch doch! — als ihre Hand in der meinen ruhte, da — der sanfte Druck, wie ging der mir heiß zu Herzen, und der Blick — Ihr hättet es sehen sollen! Aber nein — ihr würdet mich beneiden, gute Brüder, ihr würdet meine Nebenbuhler werden.“

So schwatzte der entzückte Bruno, und lächelnd sahen ihn seine Brüder an. „Sieh doch, du bist ja ganz Feuer und Flamme“ — rief Michael — „aber sprich, von wem redest du?“

„Du kannst noch fragen, von wem? Von der schönsten der Schönen in ganz Berlin, von Laura Rap-

poſi, deren Liebreiz würdig zu ſchildern, die Harfner alle ihre ſchönſten Worte und die Maler ihre Farben vergeuden."

„Von der Tochter des kurfürſtlichen Kapellmeiſters aus Welſchland?" fragte Gotthold verwundert, und legte Pinſel und Palette weg.

„Von derſelben!" antwortete Bruno wieder. „Ihr werdet nicht begreifen, wie ich zu ihr kam; wohl, ſo hört! Vor einigen Tagen beſuchte ich meinen Freund Ludwig. Wir unterhielten uns mit Muſik; ich geigte und er ſpielte die Harfe dazu. Da ſchaute in dem Hauſe gegenüber ein Mädchen aus dem Fenſter, ein Mädchen, ſo ſchön, wie ich noch keines ſah. Wer iſt der Engel dort? fragte ich. Laura Rapposi, erwiederte Ludwig. Wir ſpielten weiter, aber meine Augen und meine Gedanken hingen an dem Engelsbilde drüben, meine Finger glitten unachtſam auf den Saiten hin und her. Ludwig bemerkte es und meinte, wenn mein Herz ſich der reizenden Ausſicht erfreute, ſo ſollte ich ihn öfter beſuchen. Dieſe Einladung benutzte ich des Tages wohl zwier, und das Glück war mir günſtig. Nie kehrte ich von da, ohne ihres Anblicks mich erfreut zu haben. Bald reifte in mir der Entſchluß, mich ihr zu nähern, und weil ich hörte, daß in dieſem Monate noch ein großes Konzert am Hofe ſollte ſtattfinden, ſo faßte ich mir ein Herz, und ging heute zu Signor Rapposi, und bat ihn um die Erlaubniß, daß ich in dem bevorſtehenden Konzerte meine geringe Fertigkeit auf der Geige zeigen dürfe. Der Signor iſt ein ſtolzer, finſterer Mann. Gleich als ich in das Zim-

mer trat, winkte er seiner Tochter, und mit einer flüchtigen Verbeugung gegen mich entfernte sie sich. Mit wohlbedachten kurzen Worten brachte ich mein Gesuch vor, und der Kapellmeister genehmigte es, aber mit einem so vornehmen und stolzen Tone, der fast beleidigen konnte. Unwillig über so gleichgültigen Empfang ging ich von ihm. Auf der Stiege begegnete mir Laura, welche mit einem Strauße der schönsten Blumen aus dem Garten zurückkam. Als ich das himmlische Geschöpf mir so nahe sah, weiß Gott, wie mir's da um's Herz ward. Anzureden wagte ich sie nicht, und gewiß, ich muß recht ungeschickt vor ihr dagestanden haben! Aber doch wohl nicht! denn ich schien ihr zu gefallen, und sie sah mich gar holdselig an und lispelte freundlich: Werdet ihr uns bald wieder heimsuchen? und als ich mir ein Herz faßte und ihr antwortete, wie ich dies für mein größtes Glück halte, da lächelte sie freundlich, und wir reichten uns die Hände. Wer zuerst? — Ich oder sie? — das weiß ich nicht. Es war, als ob wir schon Jahre lang einander kennten und als ob dies so sein müßte. Nun, Brüder, so freut euch doch!" —

Michael und Gotthold wünschten lächelnd dem entzückten Bruder Glück, und luden sich im Voraus als Gäste zur Hochzeit ein, welche wohl bald erfolgen würde, wenn er erst im Konzert seine Kunstfertigkeit bewiesen und den Beifall seines zukünftigen Schwähers, des Signor Rapposi, sich würde erworben haben.

Bruno besuchte seinen Freund Ludwig fortan recht fleißig, und sahe aus dessen Fenster hinüber nach sei-

ner Laura, welche ihm, so oft ihr Vater es nicht gewahrte, so freundlich zunickte, daß Ludwig in seines Freundes Glück nicht den geringsten Zweifel mehr zu setzen wagte.

Endlich war der langersehnte Abend gekommen. Der Kurfürst Johann Georg und alle Vornehmen seines Hofes waren im hellerleuchteten Konzertsaale versammelt. Signor Rapposi eröffnete das Konzert mit einem schwierigen, aber wohldurchgeführten Satze für die Geige, und erntete allgemeinen Beifall. Nach ihm trat Bruno auf, ängstlich und schüchtern, denn alle Augen sahen erwartungsvoll auf ihn; und ob er auch seiner Kunst gewiß war, vor so hoher Versammlung hatte er doch noch nie gespielt. Der stolze Kapellmeister lächelte spöttisch über ihn.

Das Vorspiel war vorüber; Bruno trocknete sich die Stirn, und begann den Bogen zu regen, bald rauschend wie Wettersturm, bald klagend wie Liebesseufzer, bald girrend und lispelnd wie Vogelgesang. Alles war Ohr; die Melodieen schienen überzuströmen aus dem vollen Herzen des Geigers, und drangen in die Tiefen der Herzen. Als er geendet hatte, war des lauten tausendstimmigen Beifalls kein Ende. Der Kurfürst schritt zu ihm hin, klopfte ihm auf die Achsel und sprach: „Ihr sollt mein zweiter Kapellmeister sein!" — Alle, die um ihn standen, wünschten ihm Glück; nur Rapposi wandte ihm mürrisch den Rücken und sahe ihn scheel an.

Der harmlose Jüngling, vom Uebermaß der Freude überrascht, bemerkte den scheelen Blick des ehrneidischen

Kapellmeisters nicht, und als das Konzert geschlossen war, eilte er nach Hause mit dem festen Entschluß, um Laura's Hand zu werben, und voll fröhlicher Zuversicht, daß ihr Vater dieselbe ihm, als seinem nunmehrigen Amtsgenossen, gewiß gewähren würde. Dieselbe Hoffnung äußerten auch seine Brüder, nachdem er ihnen sein Glück erzählt hatte; auch sie riethen ihm, nun ohne Säumen bei dem Signor um Laura's Hand zu werben.

Am andern Morgen legte Bruno sein sammtnes Festtagskleid an, strählte seine blonden Locken, drückte das schwarze Barett darauf und schritt, also stattlich geschmückt, nach Rapposi's Hause. Hoffnung und Furcht stritten in seinem Gemüthe; doch was er sann, immer zuletzt siegte die Hoffnung. Als er die Stiege hinaufging, wo er das erste Mal mit ihr gesprochen, wo die Herzen sich im Händedruck verlobt hatten, da blieb er stehen und dachte: Wann du wieder herunterkommst, wirst du da weinen oder wirst du freudig hinabeilen, den Brüdern die fröhliche Kunde zu bringen, daß auf Erden Niemand mehr so glücklich ist als du? — Rasch dann, als ob er seines Glückes gewiß sei, klopfte er an die Thür und trat ehrerbietig ein.

Rapposi saß beim Morgenimbiß und sahe den Eintretenden so finster und verächtlich an, daß demselben fast aller Muth sank.

„Was sucht ihr bei mir?" fragte der stolze Signor, ohne sich von seinem Sessel zu erheben. „Wollt ihr euch etwa Raths erholen, wie ihr euren neuen Beruf würdig ausfüllen möchtet?"

„Nein, das nicht!" — entgegnete Bruno ruhig und bescheiden — „aber meine Bitte an euch, edler Signor, ist leider so bedeutend, daß ich kaum wage, sie euch kund zu geben, weil ich sehe, daß ihr nicht guter Laune seid. Vergönnt also, daß ich —"

„Wozu die Umstände? Redet, was wollt ihr? Ich bin, fürwahr, bei recht guter Laune!" — unterbrach ihn Rapposi barsch, und stieß unwillig den Becher auf dem Tische von sich, so daß Bruno nur zu deutlich sah, wie der Beifall und die Ehre, die er gestern durch sein Spiel sich errungen hatte, den Ehrgeiz des stolzen Welschen schwer gekränkt habe. Dennoch, er war einmal da, und gab also mit kurzen bündigen Worten seine Bitte um Laura's Hand kund.

Lange mußte er der Antwort harren. Rapposi erhob sich und blickte zum Fenster hinaus, höhnisch in sich lächelnd, als freute er sich der Rache, den deutschen Jüngling, welcher ihm gestern den Ruhm geschmälert hatte, jetzt demüthigen zu können.

Endlich, als ob er sich erst wieder besänne, daß er einem Gaste Antwort zu geben habe, wandte er sich verächtlich zu Bruno: „Ja so denn, ihr wünscht meinen Bescheid? Der ist kurz: Mit mittelmäßigem Spiele kann man wohl den vorübergehenden Beifall einer Menge von Nichtkennern gewinnen, nimmermehr aber eine Laura Rapposi! — Ich hoffe, ihr werdet mich verstehen."

Schweigend da mit zerknirschtem Herzen eilte Bruno von der Schwelle des bösen Welschen, die unter seinen Füßen brannte, und stürzte nach Hause. Alle seine

Hoffnungen waren vernichtet. Seine Brüder erſchraken über ihn, als er heim kam, und hörten mit innigem Mitleid die Erzählung ſeines Unſterns. Sie ſuchten ihn mit der Hoffnung zu tröſten, daß er gewiß bald die Huld des Kurfürſten gewinnen und durch deſſen Fürſprache vielleicht auch das Jawort Rappoſi's erringen werde.

Der guten Brüder Zuſprache richtete den Muth des unglücklichen Bruno auf. Er that Alles, um in der Gunſt des Kurfürſten zu ſteigen, was ihm auch ſo gelang, daß derſelbe ſich durch ſeine Bitten bewegen ließ und den Kapellmeiſter bat, die Hand ſeiner Tochter dem braven Jünglinge nicht zu verweigern. Aber je höher Bruno in der Gunſt des Kurfürſten ſtieg, deſto heftiger ward auch der Haß des ehrſüchtigen Rappoſi gegen ihn, ſo daß derſelbe die Fürſprache des Kurfürſten ohne Bedenken, wie ſehr er denſelben dadurch beleidigen könnte, unbeachtet ließ.

So ſahe Bruno keine Hoffnung mehr, jemals zum Ziele ſeiner Wünſche zu gelangen. Doch oft noch beſuchte er ſeinen Freund Ludwig, ſah ſeine Laura, und — ſüßer Troſt ihm! — jeder Blick von ihr, der ihm hinter den Blumen am Fenſter entgegenleuchtete, ſagte ihm, daß ihre Liebe den Haß ihres Vaters um ein Großes übermeſſe.

Zwei Jahre ſchon waren vergangen ſeit jenem Konzert, wo Bruno ſein Glück erhaſcht zu haben glaubte;

da führte ein Unſtern die drei wackern Brüder in große Gefahr und Angſt.

Es war im Frühlingsmond 1585, als bei der Langenbrücke eine Kindesmörderin geſäckt werden ſollte. Kopf an Kopf drängte ſich das Volk, das traurige Schauſpiel zu ſehen. Die Unglückliche ward herbeigeführt, und die letzten Gebräuche an ihr vollzogen. Todtenſtille banger Erwartung herrſchte unter dem Volke.

Da rief plötzlich eine ängſtliche Stimme: Mord! Mord! — Die Schaarwächter ſprangen hinzu; der Volkshaufen, aus dem der Ruf erſcholl, theilte ſich. Rappoſi lag blutend am Boden; ein Dolch ſaß bis an's Heft in ſeiner linken Seite. „Ich bin erſtochen!„ ſtöhnte er und zeigte auf Bruno, welcher mit ſeinen Brüdern nicht fern von ihm ſtand.

Wohl war Keiner unter den Anweſenden, der da behaupten konnte, die That geſehen zu haben, und Bruno hatte dem Ermordeten zur rechten Seite geſtanden; dennoch aber glaubten die Schaarwächter dem Winke des Sterbenden, und ergriffen Bruno als den Mörder, und nahmen ihn in engen Verhaft.

Der arme Jüngling wußte nicht, wie ihm geſchah. Todtbleich vor Schreck und niedergedrückt von dem Gewichte der gräßlichen Schuld, die der Ermordete auf ihn wälzte, ſchritt er, von den Schaarwächtern geführt, durch die Menge. Seine Brüder, von ſeiner Unſchuld überzeugt, blickten ihm verzweifelnd nach; das Volk ſelbſt bedauerte den jungen Mörder, dem der Tod durch das Henkersſchwert bevorſtand, mehr als den Ermorde-

nen, der als ein ſtolzer und ehrſüchtiger Ausländer verhaßt war. Gern hätte Jeder an die Unſchuld Bruno's geglaubt, aber — er hatte um Laura's Hand geworben und war von Rapposi ſchimpflich zurückgewieſen worden, — er liebte das Mädchen über Alles und war auch ihrer Liebe ſich gewiß, — nur Rapposi ſtand ſeinen Wünſchen im Wege; — dies Alles war offenkundig, und nur allzu nahe lag der Schluß, daß er, um zum Ziele zu gelangen, den Widerſacher ſeines Glücks ermordet habe.

Leider ſchien dieſer Schluß auch den Richtern Bruno's hinreichend, ihn ſeines Verbrechens zu überführen, und in der feſten Zuverſicht, daß derſelbe bald geſtehen würde, ließen ſie manche Nebenumſtände, welche zu ſeiner Entſchuldigung hätten führen können, ganz unberückſichtigt. Wie ſehr ſie darin gefehlt hatten, ſahen ſie wohl ein, als Bruno durch ſtandhafte Betheuerung ſeiner Unſchuld in mehrmaligem Verhöre ihre Gewißheit ſchwanken machte. Aber um die Mängel ihres Verfahrens, welche eine längere Unterſuchung nur noch mehr an den Tag geſtellt haben würde, zu verdecken, ſo erklärten ſie den Angeklagten für überwieſen und ſprachen das Todesurtheil über ihn aus.

Schon war der Tag zur Hinrichtung beſtimmt, als ſich eines Morgens Gotthold, des Verurtheilten Bruder, vor Gericht drängte und dort offen und laut bekannte, daß er der Mörder Rapposi's ſei.

Die Richter ſtaunten und ließen ihn in Verhaft bringen. Noch größer aber war ihre Verwunderung, als wenige Tage darauf auch Michael, der dritte der

Brüder, ſich deſſelben Mordes auf gleiche Weiſe anklagte. Bruno ſollte nun freigelaſſen werden, doch ſobald er hörte, daß er dieſe Begünſtigung der Selbſtanklage ſeiner Brüder zu danken habe, und einſah, daß dieſelben ihn mit ihrem eigenen Leben retten wollten, da, hochherzig das Opfer verſchmähend, bekannte er ſich als Mörder und drang auf die Gültigkeit des einmal gefällten Urtheils.

Jetzt waren die Richter keines Rathes mehr mächtig und übertrugen die Entſcheidung dem Kurfürſten.

Der fromme Johann Georg, wohl einſehend, daß Menſchenklugheit zu keinem Endurtheil hierin ausreiche, ſtellte die Sache Gott anheim und gebot:

„Man ſollte das Gericht Gottes walten laſſen. Jetzt, ehe der Oſtermond zu Ende ginge, ſollte Jeder der drei Brüder ein kerngeſundes Lindenbäumchen auf dem Heiligen-Geiſtkirchhofe verkehrt pflanzen. Wenn die Zweige in der Erde wurzeln und die Wurzeln oben grüne Sproſſen treiben würden, ſo ſollte man dies als ein Zeugniß Gottes für die Unſchuld der drei Brüder anerkennen. Nur weſſen Bäumchen verdorren würde, der ſollte auf ſeine Selbſtanklage zum Tode verurtheilt werden.

Dieſer Befehl des Kurfürſten fand bei dem wundergläubigen Volke großen Beifall. Die Richter beſtimmten den Sct. Markustag, als den 25. des Oſtermondes, zur Pflanzung, und den Sct. Jakobustag, als den 25. des Heumondes, zur Beſichtigung und Entſcheidung. Die Brüder wurden indeß ihrer Haft entlaſſen. —

Trübe Wolken verspäteten das Anbrechen des Pfanzungstages. Noch um die neunte Stunde des Morgens lag dichter Nebel in der Georgen- und Heiligen-Geiststraße, welche sich mit schaulustigem Volke füllten. Alles drängte sich, den Zug zu sehen, der vom alten Rathhause her durch diese Straßen kommen sollte. Die Thüren und Fenster waren mit Neugierigen reich besetzt. Immer dichter und dichter ward der Gedrang in den Straßen.

Als die zehnte Stunde schlug, ertönten die Glokken von den Thürmen der Nikolai- und Marienkirche, und der Zug setzte sich in Bewegung. Voran schritten die Schaarwächter, bemüht, durch das von beiden Seiten andrängende Volk eine Gasse zu öffnen. Diesen folgten singend die Chorknaben der Heiligen-Geistkirche. Hinter ihnen gingen in ihrem Amtsornate die sämmtlichen Geistlichen der Stadt nebst den Gerichtspersonen. Diesen folgte der greise Kanzler Distelmeier, im stattlichen Schmucke und von mehreren Vornehmen des Hofes umgeben, denn er vertrat die Person des Kurfürsten, den eine Unpäßlichkeit von dem Zuge zurückhielt. Hinter dem Kanzler schritten sechs schwarzgekleidete junge Bürger, deren je zwei einen der Brüder geleiteten. Dann folgten drei Knaben in weißer Kleidung, welche die drei jungen Linden trugen. Eine starke Reiterschaar beschloß den Zug.

Das trübe Wetter machte Alle mißmuthig; bange Besorgniß, ein Zeichen herzlicher Theilnahme, lagerte auf allen Gesichtern. Ernst, aber voll Gottvertrauens, schritten die drei Brüder einher.

Als die Vordersten des Zuges durch das Thor des Kirchhofes einzogen, da mit einem Male hob sich der Nebel, und durch die grauen Wolken brach die Sonne mit freudigem Strahle. Wunderbar erhob dies alle Herzen. „Gott ist nahe!“ rief der greise Kanzler mit frommer Freude und gebot, die Pflanzung der Bäumchen zu vollziehen.

Nun beteten die geistlichen Herren inbrünstig zu Gott, daß er die Unschuld behüten und rechtfertigen, den Schuldigen aber überführen möchte. Indessen pflanzte ein Jeder von den Brüdern seine Linde, wie es befohlen war. Dann knieten sie alle drei zusammen nieder und beteten recht andächtig, und befahlen ihre Bäumchen in die Obhut Gottes. Der Gesang der Chorknaben beschloß die ernste Handlung, und der Zug trat seinen Rückweg an. —

Die drei Linden waren nunmehr das Ziel ungezählter Spaziergänger. Fast täglich gingen die Freunde der drei Brüder auf den Kirchhof zu den Bäumchen, um zu sehen, ob sich oben an den Wurzeln etwa ein Keimchen entdecken ließe, und — welche Freude! — nach wenigen Wochen fingen die Bäumchen an Keime zu treiben, und ehe der Sct. Jakobustag gekommen war, prangten sie alle drei mit frischem grünen Laube.

Durch göttliches Zeugniß, dem das Volk willig glaubte, war nunmehr die Unschuld der treuen Brüder gerechtfertigt. Rapperti's Ermordung erklärte man als einen Selbstmord, durch den der ehrenräuberische und heimtückische Welsche den arglosen Bruno habe um Ehre und Leben bringen wollen. Bestimmtes ließ sich darüber nicht ermitteln.

Der Sct. Jakobustag ſchien für ganz Berlin ein wahrer Freudentag zu ſein. Um die zehnte Stunde morgens wallte derſelbe Zug, der die drei Brüder zur Pflanzung ihrer Bäumchen geführt hatte, wieder durch die Georgen- und Heiligen-Geiſtſtraße hinaus auf den Kirchhof. Der Kurfürſt war diesmal ſelbſt gegenwärtig und nahm die drei Linden in Augenſchein. „Gott hat Wunder gethan an euch!“ — rief er mit bewegter Stimme und reichte den drei Brüdern die Hand — „ihr ſeid frei von aller Schuld!“, und zum Volke wandte er ſich und ſprach: „Seht da, ſie hielten treu zuſammen, bereit für einander zu ſterben, darum iſt Gott ihnen auch treu geweſen. Gelobt ſei Gott!“

Die Brüder ſanken auf ihre Kniee. Die Geiſtlichen aber und alles Volk dankten Gott und lobten ihn, und Allen gingen die Augen über vor Freuden. —

Ein Jahr darauf, als die Linden ſchon breite Zweige getrieben hatten, hielt Bruno unter ihnen ſeine Verlobung mit Laura. Sie hatte wie eine gute Tochter ihren Vater beweint, nie aber dem Verdachte Raum gegeben, daß ihr Geliebter ſein Mörder ſei. Ihre Liebe war nicht verkühlt, und jetzt, da Bruno vor aller Welt gerechtfertigt daſtand, und ſie den Leumund nicht mehr zu ſcheuen hatte, reichte ſie ihm gern die Hand.

Der Kurfürſt ſelbſt wohnte ihrer Vermählungsfeier bei und ehrte den Bräutigam nicht nur dadurch, daß er ihn zu ſeinem erſten Kapellmeiſter ernannte, ſondern auch, indem er ihn und ſeine beiden Brüder in den Adelſtand erhob, ſo daß ſie ſich fortan „von der Linden“ nannten.

Noch vor wenigen Jahren war das Familienwappen und die Namen derer von der Linden in der Heiligen-Geiſtkirche zu ſehen. Die drei Linden aber, obgleich ſie ſo wohl gediehen, daß ihre Zweige den ganzen Kirchhof überdeckten und im Jahre 1623 geſtützt werden mußten, haben das ſiebenzehnte Jahrhundert nicht überdauert.

27.

Der Dieb

zu

Thorn.

Diese Begebenheit, welcher Zernecke's Thornsche Chronik S. 277. Glaubwürdigkeit zuschert, fällt auf den 19. Februar des Jahres 1629.

Krieg war im Lande. Obrist Wrangel zog
von Ort zu Ort, und Furcht und Schrecken flog
vor seinen Fahnen her, denn Brand und Mord
war seiner Schaaren Losungswort.
Den Thornern auch entging die Kunde nicht,
doch tröstete sie das Gerücht,
daß Wrangel, wie aus Allem schien,
abseits vorüber würde zieh'n,
und also war die Stadt ganz ohne Sorgen,
und dünkte sich vor der Gefahr geborgen.
Kein Thor ward zugesperrt, kein Wall besetzt,
man ließ den lieben Gott im Himmel walten,
und war noch keck genug, gerade jetzt
ein Volksfest seltner Art zu halten.

das heißt: Es ward ein Dieb, der ſich bei Nacht
in fremde Häuſer oft verlief
und in der Finſterniß vielleicht einmal vergriff,
auf's Hochgericht hinausgebracht.
Die Armenſünderglocke ſchelte
ſo eifrig, als ob das Geläut
dem beſten Freund des Thürmers gälte.
Der Rath der Stadt im Galakleid,
ein Prediger, der vielgeſchäft'ge Frohn
und von der Bürgergarde ein P'loton,
der Henker und ſein Knecht, des Lohnes froh,
begleiteten ſchon ex officio
den Dieb auf ſeinem letzten Gange,
und rechts und links, voran und hinterdrein
zog Alt und Jung und Groß und Klein,
Matronen mit geſchminkter Wange,
Großväter, Bürger, Handwerksleute,
verliebte Junker, feiſte Pächter,
leichtfüß'ge Zofen, Bürgerstöchter,
Gevatterinnen, Baſen, Bräute,
geführet von ihren Auserwählten,
und daß der Weg zum Hochgericht
ja ganz bevölkert ſei, ſo fehlten
denn auch die Gaſſenjungen nicht.
Wie nun der Zug beim Galgen angelangte,
der, von dem Stadtthor nicht zu weit,
auf einem Hügel wie ein Luſtſchloß prangte,
da betete der Dieb noch kurze Zeit,
und ſahe todesmuthig rings herum
noch einmal auf das dichte Publikum.

Dann winkt der Henker freundlich ihn zur Leiter,
die auf die Höhe seiner Werkstatt führt,
und spricht: „Geht nur voran! Dem Gast gebührt
der Vortritt! Ziert euch doch nicht weiter,
ich bin zu Hause hier und folg' euch gleich!"
Da wird's dem Diebe um das Herz so weich,
er denkt: „Wie wunderschön ist Gottes Erde
und werth, darauf vergnügt zu sein —
doch weil ich einmal denn gehangen werde,
wohlan, so sei's! Ich füge mich darein."
Und muthig ruft er mit verklärtem Blick:
„Lebt wohl, lebt wohl, ihr guten Leute!
Hinauf — hinauf! — Die Erde flieht zurück —
kurz ist der Schmerz, und ewig währt die Freude!"
Er knüpft sein Halstuch los, und steigt darauf
die Todesleiter rasch hinauf.
Doch kaum, daß er am Ziele seiner Bahn,
da sieht er von der Höhe seines Standes,
wie sich die Feinde seines Vaterlandes
der Stadt gar still und heimlich nah'n,
und schreit: „O lauft, wer laufen kann!
Die Schweden rücken an!"
Da, wie die Hühner, wenn ein wilder Hund
in ihre Mitte fährt, so stoben jetzt
die Leute, von der Todesangst gehetzt,
und Weh und Zeter schrie ein jeder Mund.
Der Pred'ger und der Bürgermeister floh'n,
der Henker lief mit Knecht und Strick davon,
und hinter ihm der Dieb. Nach wenigen Minuten
schon war der Platz um's Hochgericht

wie abgekehrt mit Besenruthen,
und wahrlich, Säumen galt auch nicht!
Denn kaum, daß noch der Letzte durch das Thor,
und drinnen Schloß und Balken vor,
da kommt auch schon mit Macht der Feind,
der leicht die Stadt zu überrumpeln meint.
Jedoch die rüst'gen Bürger stellen
sich rasch zur Wehre auf den Wällen,
und steh'n so sorglos und so wohlbereit,
daß Wrangel, zweifelnd, ob er wohl am Ende
die feste Stadt erobern könnte,
von dannen zieht nach kurzer Zeit.
So war die Stadt gerettet, und dem Diebe
nun schenkte man zum Dank das Leben,
nachdem man ihm die Mahnung noch gegeben,
daß er hinfort nachts hübsch zu Hause bliebe.
Jedoch, der hatte gar zu große Liebe
für sein Geschäft und stahl bald wie zuvor,
und stieg drei Jahre drauf zum zweiten Mal
am Galgen auf der Leiter still empor,
und guckt', im Kopfe kratzend, überall
sich ängstlich um in seines Herzens Nöthen,
doch diesmal — kamen keine Schweden!

28.

Der Schellen-Moritz

in

Halle.

In der Moritzkirche zu Halle hängt das Bild eines Bischoffs, welcher ein Schellengehänge trägt; das ist der Schellen-Moritz.

Derselbe war, so erzählt die Sage, vor alter Zeit Bischoff in Halle und ein harter und tückischer Mann, der da meinte, weil er reich wäre, die Leute nach Belieben plagen und mishandeln zu können. Er hatte den Bau einer Kirche unternommen und dabei eine Menge Handwerksleute angestellt, war aber als Bauherr so garstig gegen dieselben, daß sie bald alle Lust zur Arbeit verloren und mit jedem Tage säumiger und lässiger wurden. Statt sie nun durch milde Zusprache und jezuweilen einen Labetrunk aufzumuntern, nahm der hartherzige Bischoff einen knotigen Riemen, ging wie ein Frohnvogt unter den Arbeitern umher und

keifte und schlug in seinem Aerger bei dem kleinsten Versehen unbarmherzig auf sie los. Weil er sie aber doch nicht alle zugleich übersehen konnte, so nahm er ein Schellengehänge über und schüttelte dasselbe unaufhörlich, damit sie wenigstens alle seine Nähe fürchten sollten. Diesen Zweck erreichte er auch, aber die Handwerksleute hatten die Plackerei am Ende so satt, daß sie ihr Werkzeug zusammenpackten und dem Schellen-Moritz, wie sie den Bischoff spöttisch nannten, einer nach dem andern die Arbeit aufkündigten, was ihnen auch gar nicht zu verargen war, da sie sogleich ein anderweitiges Unterkommen wußten.

Es baute nämlich zu gleicher Zeit die Schwester des Bischoffs das Schloß, welches jetzt die Moritzburg heißt, und nahm die ihrem Bruder fortgegangenen Arbeiter willig an. Ueberdies, wenn auch der Bischoff sich ein kluger und gelehrter Mann dünkelte, wußte seine Schwester doch weit besser ihren Nutzen in Acht zu nehmen. Sie ließ den Handwerksleuten an heißen Tagen bisweilen einen erquickenden Trunk reichen, sie lobte die Fleißigen, sie ermahnte die Lässigen mit Sanftmuth, und so waren ihr alle gut, und mühten sich um ihren Beifall, und arbeiteten rüstig, und ruhten nicht, bis der stattliche Bau vollendet war.

Mit grimmigem Aerger sah der Bischoff, dessen Kirchenbau wegen Mangel an Arbeitern noch weit zurück war, das neue Schloß seiner Schwester, und derselben längst schon gehässig, faßte er jetzt gar den tückischen Entschluß, sie zu ermorden. Er stellte sich aber, als wollte er sich mit ihr versöhnen, und sandte einen Boten

an ſie, daß er zu ihr kommen wollte, damit der Unfriede zwiſchen ihnen ein Ende gewänne.

Freudig hörte die argloſe Schweſter dieſe frohe Kunde und ließ ihrem Bruder zurückſagen, wie ſie ihn ſehnlich erwarte; und als er bald darauf wirklich kam, ſie heimzuſuchen, da ging ſie ihm bis vor das Thor der Burg entgegen und empfing ihn mit offenen Armen. Und der tückiſche Bruder that nicht minder freundlich, und drückte ſie an ſich, küßte ſie und ſtieß ihr dabei den Dolch in die Bruſt.

So lautet die Sage vom böſen Schellen-Moritz. Das Andenken ſeiner Greuelthat bewahrt ein Bild über dem Thor der Moritzburg, die Prinzeſſin mit dem Dolche in der Bruſt darſtellend.

29.

Die heilige Dorothea

von

Marienwerder.

Ausgezeichnet durch frommes Leben und wunderbaren Tod nimmt die heilige Dorothea unter den Wunderthätern Preußens die erste Stelle ein. Ihr Grabmal in dem kleinen Chore der Domkirche zu Marienwerder war lange Zeit das Ziel zahlloser frommer Wallfahrer.

„Die Stunde naht! Schon träger geh'n die Pulse,
zum Leben drängt das Fieber sich hinan.
Bis Mitternacht, dann — — Schwestern, weinet nicht!
Seht, meine Seele ist zum Sterben freudig
und sehnt sich nach dem Endziel ihres Hoffens.
Der Haushalt meines Herzens ist bestellt,
und nur noch einen Wunsch hab' ich auf Erden:
Den Beichtiger mögt ihr eilends zu mir bitten,
daß er mich salbe mit dem heil'gen Oel
und für mich bete in dem letzten Kampfe."

So sprach mit sanfter Bitte Dorothea,
die fromme Jungfrau, jüngst noch die Prophetin

des fernen Schickſals ganzer Nationen,
jetzt todesmuthig ihren Sterbeblick
auf das Bereich der eignen Zukunft wendend.

Sie lag in ſtiller Zelle, nah am Dome,
auf weichem Lager, und die Schweſtern ſaßen
ſtilltrauernd um ſie her im engen Kreiſe,
und weinten. Ihrer eine aber ging,
den Beichtiger Johannes zu berufen.

Er kam und ſah voll Wehmuth auf die Kranke,
und reichte ihr die Hand zum Gruß, und ſprach:
„Mich dünkt's zu früh noch, Schweſter Dorothea,
daß ich dich mit dem heil'gen Oele ſalbe.
Wohl magſt du von dem Fieber noch geneſen,
dein Auge leuchtet noch von Lebenskraft,
und deine Wange iſt noch ſanftgeröthet,
kein Zeichen iſt des nahen Todes da —
warum denn, Schweſter, fürchteſt du zu ſterben?"

„Nicht fürchte ich den Tod, ehrwürd'ger Vater",
erwiederte mildlächelnd Dorothea,
„doch daß er mir auf wenig Stunden nah,
das ſeh' ich klar vorher in meinem Geiſte.
Drum reichet mir den Troſt des Sakraments,
des heil'gen Oels, danach mein Herz verlangt."

Gern war der Beichtiger ihr da zu Willen,
und ſalbte ſie mit dem geweihten Oele
und betete gerührt das Weihgebet.

Drauf bog die Kranke ſich zurück aufs Kiſſen,
das fromme Herz voll freud'ger Zuverſicht,

und still die Hände auf dem Busen faltend,
sah sie sanftlächelnd auf den Kreis der Schwestern,
als ob sie sagen wollte: Trauert nicht,
bald bin aller Erdenlast enthoben!

Da unterbrach das Schweigen in der Zelle
der dumpfe Glockenschlag der eilften Stunde,
und alle Schwestern Dorotheens weinten,
denn nah und näher kam die Mitternacht.

Die Kranke aber hob sich auf vom Lager:
„Hört ihr vom Dom die Sterbeglocken läuten
Den Grabgesang der Engel, die mich grüßen
und mich hinüber zu geleiten kommen?“

Die frommen Schwestern lauschten tiefergriffen,
denn von dem Dome tönte das Geläute,
und wunderlieblich wehte durch die Zelle
im Wiederhall der Engel Chorgesang:

Wahre Wonne geben
kann die Erde nicht,
jenseits lacht das Leben,
jenseits strahlt das Licht!

Brechen muß die eitle Hülle
und der Geist muß werden frei,
daß er des Entzückens Fülle,
zu umfassen mächtig sei.

Sei gegrüßt! Wir geben
dir das Heimgeleit
in das bess're Leben
ew'ger Seligkeit.

So klang der unſichtbaren Sänger Lied,
und dumpf harmoniſch ſcholl Geläut dazwiſchen.
Ein goldner Schein, gleich einem Diademe,
umfloß den heil'gen Scheitel Dorotheens.

Der greiſe Prieſter ſank auf ſeine Knie,
und neben ihm, rings um das Bett der Kranken,
auch knieten alle Schweſtern und erhoben
die Hände wie zu innigem Gebet,
und lauſchten dem Geſang und dem Geläute.
In ihren Augen trockneten die Thränen,
und ihre Herzen hoben ſich zu Gott,
getragen auf den Schwingen der Geſänge.

Da plötzlich ſchwieg der Chor und das Geläut,
die Schweſtern blickten ahnend nach der Kranken —
ſie war hinüber in das Reich der Wonnen! —
Vom Thurme aber ſchlug die zwölfte Stunde.

50.

Der Affe

zu

Daun.

Unter den Ueberresten des hohen Felsenschlosses Daun, welches, sonst der Sitz der alten Wild- und Rheingrafen, noch jetzt als Ruine den Thalgrund von Simmern schmückt, zeichnet sich ein runder Thürbogen aus, an welchem ein schlummerndes Kind und ein Affe, der demselben einen Apfel darhält, aus rothem Sandstein gehauen, zu sehen ist. Davon geht folgende Sage:

Ein Wildgraf von Daun hatte einstmals von seinem Zuge in das heilige Land einen Affen mitgebracht, welcher so wohl abgerichtet war, daß man ihn frei umhergehen lassen konnte. Er ergötzte die Bewohner des Schlosses durch Possen, und war vorzüglich dem dreijährigen Söhnlein des Wildgrafen ein lieber Spielgefährte.

Stundenlang oftmals trieb er allerlei luſtige Kurzweil mit dem Kinde und gewann dabei daſſelbe ſo lieb, daß er zuletzt nicht mehr von ihm weichen wollte und voll Betrübniß war, wenn es mit Andern ſchäckerte und ihn unbeachtet ließ.

Einſt an einem heißen Sommertage führte die Wärterin das Knäblein hinaus auf den Vorſprung vor das Schloß, und ſaß mit ihm im kühligen Schatten einer Linde nieder. Der Affe lief ihnen nach und ſpielte mit dem Kinde ſo ruhig und friedlich, daß die Wärterin, von der Schwüle des Tages ermüdet, dem aufdringlichen Schlummer nicht länger wehren zu müſſen glaubte.

Aber als ſie wieder erwachte, wie erſchrack ſie da! Das Kind ſammt dem Affen war verſchwunden. — Sie rief es bei Namen, ſie ſuchte es überall; nirgends eine Spur! — War es in den nahen Abgrund gefallen? War es in das Schloß zurückgelaufen? — — Zitternd und mit Todesangſt im Angeſicht ging ſie zurück in das Schloß und frug nach ihrem Pflegling. Aber weder das Kind, noch den Affen hatte man geſehen.

Groß war des Wildgrafen Zorn über die Unachtſamkeit der Magd, größer noch ſeine Angſt und ſein Kummer. Er gebot allen ſeinen Knechten, die Umgebung der Burg zu durchſuchen; er ſelbſt führte ſie an. Alle Dickichte des nahen Forſtes, alle Höhlen und Schlünde durchſuchten ſie, aber die Nacht brach herein, und ſie fanden keine Spur.

Es war eine ſchreckliche Nacht. In trauriger Be-

stürzung rannte Alles im Schlosse wider einander; die Thore blieben offen; Boten kehrten zurück, und neue Boten mit Windlichtern und Fackeln wurden ausgesendet. Der Wildgraf irrte in entsetzlicher Angst bald hinaus in die nächtige Gegend, bald kehrte er zurück in das Schloß und jammerte und rang die Hände, denn das verlorne Kind war sein einziges, und sein höchstes Gut.

Gegen Morgen endlich ward die frohe Kunde laut, daß der Affe wieder in das Schloß eingelaufen sei. Freudig sprang der Wildgraf auf und eilte hinab in den Hof. Der Affe bewillkommte ihn mit freudigen Geberden, wandte sich dann aber eilig nach der Speisekammer. In gespannter Erwartung ließ man ihn ein; hastig griff er nach einigen Aepfeln und lief damit wieder durch das Schloßthor hinaus, scheu zurückblickend, ob Jemand ihm folge. Der Wildgraf eilte ihm mit klopfendem Herzen nach.

Der Burg gegenüber lag ein fürchterlich steiler Abhang, mit dichter Waldung bedeckt. Dorthin rannte der Affe so eilig, daß der Wildgraf Mühe hatte, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Endlich erreichte er ihn bei einer Höhle, welche so dicht mit Dornen und Gestrüpp verwachsen war, daß Keiner der Schloßbewohner von derselben wußte. Hier saß das Kind auf einem Lager von Moos und Blättern, und vor ihm kniete der Affe und reichte ihm einen Apfel dar. —

Dem Wildgrafen gingen vor Freuden die Augen über; stürmisch preßte er sein wiedergefundenes

Kind an die Vaterbruſt und trug es mit froher Haſt in das Schloß zurück. Der Affe aber folgte langſam nach, gleich als voll Trauer, daß man das Kind, welches er entführte, um deſſen Geſpielſchaft und Pflege mit keinem Andern theilen zu müſſen ihm wieder entzogen hatte.

31.

Der Sprung vom Kynaſt.

Die Burg Kynaſt, ¾ Meile ſüdweſtlich von Hermsdorf im Hirſchberger Kreiſe, ward am 31. Aug. 1675 durch den Blitz zur Ruine.

Die in dieſer Sage erwähnte Herzogin Eliſabeth war die Tochter des Burggrafen von Zollern und die Gemahlin Herzog Ludwigs II. von Liegnitz.

In des Gartens Schattengängen
irrt der Edelknab' allein,
ſtimmt zu ſehnſuchtsvollen Klängen
ſeiner Zither Saiten ein,
lauſcht im Roſenhag am Weiher,
bis die Liebliche ſich naht,
deren Götterreiz das Feuer
ſeiner Bruſt entzündet hat.

Lange hat er's ſtill verſchloſſen
in des Herzens engem Schrein,
Thränen hat er viel vergoſſen,
Thränen ſtummer Liebespein,

und er mag's nicht länger tragen,
meint vor Sehnsucht zu vergeh'n,
will es heute muthig wagen
und ihr seine Gluth gesteh'n.

Großes hat er sich erkühnet,
denn, nach der sein Sehnen steht,
ist die Herrin, der er dienet,
Herzogin Elisabeth.
Wenn sie's dem Gemahl verriethe?
Schmach und Schande träf' ihn dann!
Doch er baut auf ihre Güte,
wagt, was er nicht lassen kann.

Und wie einsam er von weiten
die Ersehnte nahen sieht,
greift er in die goldnen Saiten
und beginnt ein heißes Lied,
singt im Feuerstrom der Worte
von der Liebe Lust und Pein;
stürmisch rauschen die Accorde
seines Saitenspiels darein.

Und den Sänger übermeistert
das Gefühl, davon er singt,
von sich wirft er, wild begeistert,
seine Zither, daß sie springt,
stürzt der Herzogin zu Füßen,
blickt entzückt zu ihr empor,
und die hellen Thränen schießen
aus den Augen ihm hervor.

Da betroffen und erbleichend,
steht die edle Herzogin,
blicket lange ernst und schweigend
auf den holden Schwärmer hin.
Edler Zorn und Mitleid streitet
sich in ihrem keuschen Blick;
hastig kehrt sie um und schreitet
eilends in das Schloß zurück.

Wie aus einem Fieberschlummer
ward der Edelknabe wach,
blickte ihr, das Herz voll Kummer,
bis zur Thür des Gartens nach,
nahm dann die zersprungne Zither
aus dem Grase wieder auf,
weinte Thränen, heiß und bitter,
Thränen der Verzweiflung drauf.

Und, sonst lebend für die Freude,
ward er jetzt nie fröhlich mehr,
trug sich stets mit stillem Leide,
schlich betrübt im Schloß umher.
Seine Zither war zersprungen,
der Gesang war ihm verhaßt,
Spiele und Erlustigungen
dünkten seiner Wehmuth Last.

Da mit Ludwig, ihrem Gatten,
zog die Herzogin zu Gast,
ihren Heimsuch abzustatten,
zu der Gräfin von Kynast.

In dem Zug der Edelknaben,
die nach der gewohnten Pflicht
das Geleit dem Herzog gaben,
fehlte Franz von Chila nicht.

Lauter Jubel scholl im Schlosse,
Feste hielt man allerlei,
Lustritt, Jagd zu Fuß und Rosse,
Tanz, Bankett und Schimpfturnei.
Alles gab sich hin der Freude,
heiter glänzte jeder Blick;
Franz allein in seinem Leide
wich vor Spiel und Lust zurück

Da im Jugendmuthe fiel es
einst den Edelknaben ein,
durch die Keckheit eines Spieles
ihren Herzog zu erfreu'n,
und, die Kletterkunst zu zeigen,
wollten sie des Luginsland
höchste Zinne kühn ersteigen
außerhalb an schroffer Wand.

Und die Ritter und die Frauen
kommen sammt der Herzogin,
solchem Wagstück zuzuschauen,
und bestimmen zum Gewinn
einen Becher, blank von Golde
und gefüllt mit altem Wein,
den der Sieger leeren sollte
auf das Wohl des Liebchens sein.

Da mit neuer Gluth im Blicke
drängt sich hastig Franz hervor,
klimmt mit seltenem Geschicke
an der schroffen Wand empor,
hat die Zinne bald erstiegen,
faßt den goldenen Gewinn,
schaut mit seligem Vergnügen
nieder auf die Herzogin —

Hebt dann rasch den vollen Becher,
ruft: „Die du mein Herz verschmäht,
deinem Wohle dieser Becher,
himmlische Elisabeth!
Auf dich gieße Gott die Fülle
aller Seligkeit herab!
Heil dir! — aber mich umhülle,
mich und meinen Schmerz das Grab!“

Drauf mit todesfreud'gem Sinne
trinkt er rasch den Becher leer,
blickt noch einmal von der Zinne,
wie mit schmerzlichem Begehr,
auf die Herzogin hernieder —
springt dann von der Höh' hinab —
und des Jünglings edle Glieder
birgt das finst're Felsengrab.

52.

Der heilige Brunnen

zu

Königsberg.

Unweit der Roßgärtischen Kirche zu Königsberg quillt der heilige Brunnen, das ist eine schöne klare Quelle, welche sonst wegen ihrer Heilkraft weit berühmt war. Von nah und fern strömten Kranke herzu, um durch den Gebrauch dieses Wassers zu gesunden.

Dies brachte die reiche und geizige Frau Gevadrey, auf deren Grund und Boden der Brunnen sich befand, auf den unseligen Gedanken, denselben verbauen und das Wasser sich mit Geld theuer bezahlen zu lassen. So hoffte sie jährlich großen Gewinn zu ziehen.

Als nun der Bau nicht ohne bedeutende Kosten vollendet, und der Brunnen also für die Aermern, welche den Zins nicht zahlen konnten, gänzlich versperrt war, da erhoben sich vielfache Klagen, und dringende

Bitten ergingen an die Gevadron, aber die habsüchtige Frau hörte nicht darauf.

Deshalb strafte sie Gott. Plötzlich verlor das Wasser des Brunnens seine Heilkraft, und die Kräuter zogen betrübt von dannen und verwünschten die böse Gevadron. Diese aber ärgerte sich über das mit dem Baue vergeudete Geld so sehr, daß sie tiefsinnig wurde.

33.

Die weiße Jungfrau

zu

Elsey.

Elsey iſt ein Dorf der Grafſchaft Limburg, im Iſerlohner Kreiſe des Regierungsbezirkes Arensberg.

Nachts, wenn die eilfte Stunde ſchlägt,
da ſchleicht vom Rabenſtein
der Schatten einer ſchönen Maid,
gehüllt in weißes Sterbekleid,
nach Elsey ſtill herein.

Sie ſchleicht vorbei am Gotteshaus
bis auf den Stiftsplatz hin,
und tritt zum Brunnen dort, und bückt
ſich weit darüber hin, und blickt
hinein und ſucht darin.

Dann läßt den Eimer ſie hinab
und zieht ihn voll heraus,
und ſieht, ob das Geſuchte drin,
und gießt mit tiefbetrübtem Sinn
das Waſſer wieder aus.

Und dreimal läßt sie ihn hinab,
und gießt ihn dreimal aus,
und wenn die zwölfte Stunde schallt,
dann eilt sie schüchtern alsobald
zum Dorfe rasch hinaus.

Sie ringt die Händ' und ächzt und stöhnt,
und eilt auf schmalem Rain
durch die Heckhäuser Fluren fort
zur Rheerheid', und verschwindet dort
im Hag am Rabenstein.

Sie war einst wohl im ganzen Gau
die allerschönste Maid,
war Stiftsfräulein, an Ahnen reich
und Gütern, aber nicht zugleich
an frommer Sittsamkeit.

Sie hatte einen Jüngling lieb,
der kam zu ihr bei Nacht,
und da die Lust ihr höher galt
als ihre Unschuld, war sie bald
um Ehr' und Ruh' gebracht.

Bald ward ihr weh im Leib und Sinn,
kaum trug sie noch mit Müh
die Folgen ihrer bösen Lust,
und Angst erfüllte ihre Brust,
sie weinte spät und früh.

Und als die Zeit vollendet war,
da hat sie in der Nacht
im Kämmerlein, bei wilden Weh'n,
ein Knäblein, zart und wunderschön,
mit Angst zur Welt gebracht.

Wohl wie ein Engel lächelt sie
der Kleine freundlich an,
jedoch ihr Herz erfreut das nicht,
sie drückt die Hände vor's Gesicht
und weint, so sehr sie kann.

Sie weint und ringt die Händ' und legt
sich ihre Schande aus,
und achtet nicht ihr holdes Kind,
und was sie denkt und was sie sinnt,
ist Jammer, Angst und Graus.

Die Zukunft droht der Sünderin
mit ungemessner Schmach.
Das Kleine schreit, sie fährt empor,
ihr klingt es fürchterlich in's Ohr,
sie sinnt nicht länger nach —

Sie drückt das Kind verzweiflungsvoll
tief in ein Kissen ein,
und schleicht, scheu blickend, durch das Haus
zum Brunnen im Gehöft hinaus,
und wirft ihr Kind hinein.

Da dröhnt und stöhnt es dumpf und bang
tief in der Wässer Schooß.
Die Mörd'rin mehr Entsetzen an,
sie flieht hinweg, so rasch sie kann,
todtbleich, besinnungslos.

Sie irrt und weiß es nicht wohin,
sie irrt auf schmalem Rain
durch die Heckhäuser Fluren fort
zur Rheerheid' hin, und wirft sich dort
in's Gras am Rabenstein.

Zu Tode krank an Seel' und Leib
krümmt wie ein Wurm sie sich,
und reibt das Bast sich von der Hand,
kratzt mit den Nägeln in den Sand
und wimmert fürchterlich.

Drauf, als der Morgen kam, da trieb
ein Hirt am Rabenstein,
der fand des Mädchens Leiche dort,
und grub sie an demselben Ort
tief in den Sand hinein.

Dort schläft die Kindesmörderin
bei Tag in dumpfer Ruh,
doch jede Nacht Glock' eilf, da schleicht
sie, aus dem Grabe aufgescheucht,
dem nahen Dorfe zu,

Und huscht vorbei am Gotteshaus
bis auf den Stiftsplatz hin,
und tritt zum Brunnen dort und lugt
mit stierem Aug' hinein, und sucht
des Kindes Leiche drin.

Dann läßt den Eimer sie hinab
und zieht ihn voll heraus,
doch ach, das Kind ist nicht darin! —
sie gießt mit hoffnungsleerem Sinn
das Wasser wieder aus.

Und wieder eilt sie dann betrübt
dem Rabenſteine zu,
und wenn sie das ertränkte Kind
nicht aus dem Brunnen zieht, gewinnt
sie ewig keine Ruh.

34.

Der große Stein
bei
Görlitz.

Als die Sct. Peter- und Paulkirche zu Görlitz erbaut wurde, und auf der vierfachen Reihe der achtzig Fuß hohen Säulen das stattliche Gewölbe sich hob, da ergrimmte der Teufel darüber, riß von der Landeskrone, welcher Berg eine kleine Stunde südwestlich von Görlitz liegt, ein ungeheures Felsenstück los und trug es hoch durch die Luft, um damit das Gewölbe der Kirche zu zerschmettern. Aber Gott beschirmte sein Haus und lähmte die Krallen des bösen Feindes, daß er den Felsblock fallen ließ, ehe er die Stadt erreichte.

Noch heutigen Tages liegt auf dem Wege von der Landeskrone nach Görlitz ein gewaltiger Steinblock, an welchem man noch deutlich die Stellen sieht, wo sich die glühenden Krallen des Teufels beim Anfassen eingedrückt haben.

3.5.

Das steinerne Kreuz

in

Berlin.

Das Steinkreuz auf dem Marienkirchhofe soll nach den meisten Chronisten Berlin's ein Wahrzeichen der 1335 hier geschehenen Ermordung des Probstes Nikolaus von Bernau sein. Aber die Sage giebt dem Kreuze eine andere Bedeutung.

Ein Musikus lebt' einstens in Berlin,
den jeder Freund der Tonkunst pries,
weil er die allerschwersten Melodien
gar schön auf seinem Horne blies.
Ihn ehrte der Senat und übergab
das Amt ihm, an den Feiertagen
vom Sanct Marienthurm herab
ein frommes Lied früh vorzutragen.

Er that das gern und ohne Lohn,
denn Herzenslust war ihm das Blasen,
und weithin über Markt und Straßen
erscholl sein Horn mit starkem Ton.

Wohlthätig wirkten seine Klänge
auf jedes Ohr, auf jede Brust,
und stundenlang mit frommer Lust
lauschte' ihnen oft des Volkes Menge.
Schon manches Herz, von Gram verzehrt,
fand in den Klängen Trost und Frieden,
schon manches, das von Gott geschieden,
ward wiederum ihm zugekehrt.

Dies ärgerte den Herrn der Hölle,
und knirschte er in seiner Wuth:
„Geduld, du trotziger Geselle,
das büßest du mit deinem Blut!" —

Einst stand der wack're Musikus
hoch auf des Thurmes freier Zinne,
und blies mit wohlgemuthem Sinne
ein frommes Lied zum Morgengruß;
da plötzlich brauset um den Thurm
mit gräßlichem Geheul ein wilder Sturm.
Der Musikus hält sich mit Beben
an des Geländers Eisenstäben,
und rufet Gott um Hülfe an.
Doch wilder tobt der brüllende Orkan,
und faßt ihn mit verdoppelter Gewalt
und wirft ihn von der Höhe nieder,
und in des Sturmes Brausen hallt
des Satans Hohngelächter wieder.

Doch Gott verläßt die Seinen nicht
und weiß sie mächtig zu erhalten! —

Kaum, daß der Muſikus vom Thurme fliegt,
da rauſcht der Sturmwind ſeines Mantels Falten
und trägt den frommen, wackern Mann
friſch und geſund zur Erde nieder,
daß er noch viele fromme Lieder
zu Gottes Preiſe blaſen kann.

Noch jetzt kann man ein Kreuz, aus Stein gehauen,
an jenem Ort, wo einſtens der Hornist
zur Erde unverletzt gekommen iſt,
auf dem Marienkirchhof ſchauen.

36.

Die Glocke im grundlosen Kolk bei Warendorf.

Als vor grauer Zeit in der Stadt Warendorf an der Ems, im Regierungsbezirke Münster, eine neue Glocke auf dem Kirchthurme aufgehängt wurde, war man unvorsichtig genug, dieselbe nicht erst durch die feierliche Weihe vor den Anfeindungen des Teufels zu sichern. Daher ertönte kaum ihr erstes Geläut, da fuhr der böse Feind, dessen Haß gegen alles Heilige älter ist als die Welt, mit furchtbarem Hohngelächter, in Feuer und Rauchdampf gehüllt, durch die Lüfte und riß die Glocke aus dem Thurme heraus und schleuderte sie eine halbe Stunde von der Stadt in die Ems, in einen tiefen Kolk, welcher, weil noch Niemand seine Tiefe hat ergründen können, gewöhnlich nur der grundlose Kolk genannt wird.

Jahrhunderte sind vergangen, aber daß die Glocke noch in dem Kolke liegt, daran ist kein Zweifel. Denn wenn an den hohen Festtagen die Glocken in Warendorf zu Abend läuten, und man wirft ein Geldstück in den Kolk, so vernimmt man deutlich das dumpfe Geläute der Glocke in der grundlosen Tiefe.

57.

Der Meßner
auf
Bartenstein.

Die Trümmer der alten Ordensburg Bartenstein liegen in der Nähe der Stadt Bartenstein an der Alle, im Friedländer Kreise des Regierungsbezirkes Königsberg.

Die Ordensbrüder waren
im Schlosse Bartenstein
vom Heidenheer belagert
in's vierte Jahr hinein.
Sie hatten starken Muthes
viel Stürme abgewehrt,
und oftmals das Verderben
dem Feinde zugekehrt.

Doch brach zuletzt der Hunger
der Helden stolze Kraft,
von gift'ger Seuche wurden
die Besten hingerafft,
und gleich Gerippen schwankten
die Uebrigen umher;
die Veste zu behaupten
war keine Hoffnung mehr.

Da gingen ſie zu Rathe
in ihrer großen Noth.
Es war ein traurig Wählen:
Flucht oder Hungertod! —
Wohl, weil es für den Nutzen
des Ordens beſſer ſchien,
beſchloſſen ſie zuſammen
nachts aus der Burg zu flieh'n.

Doch wie dem Feind entkommen? —
Sie hielten lange Rath,
bis daß der Aelt'ſten einer
in ihre Mitte trat.
Um Kinn und Scheitel wallte
das Haar ihm ſilberweiß,
und alſo zu den Brüdern
begann der blinde Greis:

„Nicht zweifl' ich, wack're Brüder,
daß ihr dem Feind entgeht,
wenn nicht die Still' im Schloſſe
ihm eure Flucht verräth.
Drum rathſam iſt's, daß Einer,
indeß die Andern flieh'n,
hier in der Burg verbleibe,
den Glockenſtrang zu zieh'n."

„Ich aber ſteh' am Grabe,
mir fehlt das Augenlicht,
die alten Knochen taugen
zum Kampfe fürder nicht,

und möcht' ich doch dem Orden
die letzte Kraft gern weih'n,
drum wehrt nicht meiner Bitte,
laßt mich den Meßner sein!"

Da blieb den Brüdern allen
kein Auge thränenleer,
sie willigen dem Greise
sein trauriges Begehr,
bestatten ihre Todten,
wie's Christenpflicht gebeut,
und halten noch das Ave,
und sind zur Flucht bereit.

Und als die Nacht gekommen,
da führen sie bewegt
den blinden Greis zum Kirchlein,
wo man zu läuten pflegt,
und geben ihm die Leine
des Glöckleins in die Hand,
und scheiden dann, mit Schmerzen
den Blick hinweggewandt.

Gott leitet ihre Schritte,
und günstig ist die Nacht.
Sie täuschen und umgehen
der Feinde Lagerwacht,
und als aus fernen Bergen
der goldne Morgen steigt,
da hatten sie schon glücklich
den sichern Forst erreicht.

Den Feinden blieb's verborgen,
denn zur gewohnten Zeit,
zum Ave und zur Hora,
erscholl das Burggeläut,
und erst, als auf die Fluren
der Abend niedersank,
da allgemach verstummte
des Glöckleins schwacher Klang.

Da regte in dem Schlosse
nichts Lebendes sich mehr,
da ward es still darinnen,
als ob's ein Grabmal wär'.
Und als die Nacht vorüber,
da drang der Feinde Troß
mit rohem Siegsgesange
in das verlass'ne Schloß.

Sie hofften dort die Leichen
Verhungerter zu seh'n,
und nirgends war ein Zeichen
des Todes zu erspäh'n
Der blinde Greis nur lehnte
im Kirchlein an der Wand
entseelt, die Glockenleine
noch in der kalten Hand.

Und rasch dem Feldherrn meldet
der Heidentroß die Mähr,
der ruft im wilden Ingrimm:
„So schleppt den Leichnam her

und henkt ihn auf die Zinne
vor männiglich zur Schmach,
daß er zum Fraß den Geiern
und Raben werden mag!"

Da stürmt der rohe Haufe
zum Kirchlein wieder hin;
doch nicht mehr lehnt der Leichnam
des blinden Meßners drin.
Ihn hatten Gottes Engel,
von seiner Treu gerührt,
vor Schmach ihn zu bewahren,
in's Paradies geführt.

53.

Der Hofnarr
in
Düsseldorf.

Als Herzog Wilhelm IV. im Jahre 1539 zur Regierung der Lande Cleve, Jülich, Berg, Mark und Ravensberg gelangte, da sah es dort mit der Gerechtigkeitspflege gar übel aus, und der Herzog vermochte beim besten Willen, den er 1550 auch durch die Einführung einer neuen Rechtsordnung bewies, nicht so schnell, als er hoffte, dem vielfachen Unfuge der Beamten zu steuern.

Einst an einem schönen Frühlingstage erging sich des Herzogs Hofnarr vor der Stadt Düsseldorf am Ufer des Rheins, und sahe das frische Grün der Auen und die Blüthen der Bäume, und lauschte dem Summen der Käfer und Bienen und dem Zwitschern und Pfeifen der Vögel, die sich alle des Lenzes freuten, und es ward ihm darüber so wohl und so freudig im Herzen, daß er lieber gleich die ganze Welt hätte umarmen mögen. Da kam des Weges ein Bauersmann, der trug einen Pack Schriften unter dem Arme und schritt so traurig und betrübt einher, als ob er ginge, seine Leichenträger zu bestellen. Weil es aber dem Hof-

narren nicht zu Sinn wollte, daß Einer, der noch zwei gesunde Augen habe, um zu sehen, wie die schöne Gotteserde ihn so fröhlich anlachte in ihrer Frühlingspracht, also traurig sein möchte, so trat er den Bauer mit freundlichem Gruße an und frug ihn nach der Ursache seines Kummers.

„Ach, lieber Herr, — seufzte der Bauersmann — gestern hatte ich noch ein stattliches Gut und Feld und Wald, und heute — Alles verloren! Betrogen haben sie mich darum! Seht dies vermaledeite Geschrift, darinnen steht mein Unglück geschrieben!" und ingrimmig warf er die Schriften vor sich auf die Erde nieder, daß die Blätter herumflogen. Der Hofnarr aber, der wohl errieth, daß es die Urkunden und Briefe eines verlornen Rechtsstreites waren, sagte: „Ei, gemach nur, lieber Freund! Laßt doch sehen, ob man euch Unrecht gethan." Somit raffte er die Schriften zusammen, nahm den Bauer bei der Hand, ging mit ihm wegab und setzte sich auf einen grünen Rain und las mit großem Eifer in den Schriften, und nachdem er dieselben fast eine Stunde lang hin und her durchgeforscht, hub er an: „Euch ist Unrecht geschehen, aber ich will euch zu eurem guten Rechte verhelfen. Der Junker soll euer Gut nicht behalten, und die gewissenlosen Richter, die das ungerechte Urtheil gefällt haben, sollen ihr Amt nicht länger führen. Das verspricht euch des Herzogs lustiger Rath!"

Wohl heitrer ward da das Angesicht des Bauers, doch, wie der Hofnarr sein Versprechen wahr machen möchte, das konnte sein schlichter Verstand nicht ermessen.

und mit bescheidenem Lächeln äußerte er seine Zweifel. Aber der Narr versprach es ihm nochmals hoch und theuer und frug nur noch, ob ihm die Habsucht der Richter noch einige Groschen übrig gelassen, und als der Bauer ihm seinen Beutel zeigte, darin noch einige Güldengroschen klimperten, da rief er freudig: „Ei, vollauf, vollauf! Jetzt kommt und laßt uns zu allen Glöcknern in der Stadt gehen, damit wir dieselben durch Geld und gute Worte gewinnen, daß sie morgen Mittag allzugleich die Todtenglocke läuten. Wenn aber der Herzog zur Tafel sitzt morgen Mittag, dann kommt mit eurem Schriftenpack in das Schloß, damit ihr zur Hand seid, wenn ich euch rufe.“ Der Bauer versprach es, und sie gingen zu den Glöcknern und gewannen sie für ihr Vorhaben.

Am andern Tage, als der Herzog Wilhelm mit seinen Räthen und Beamten zur Mittagstafel saß, da erklangen plötzlich die Glocken aller Thürme zu traurigem Todtengeläute. Der Herzog fragte, welchem vornehmen Manne das gemeinsame Läuten gälte, und die Räthe fragten auch einer den andern, aber Keiner wußte es zu sagen. Da erhob sich der Narr und rief: „Weil ihr denn begehrt, gnädiger Herzog, zu wissen, wem das Geläute gilt, so will ich es euch sagen: Die Glocken läuten das gute Recht zu Grabe!“

Verwundert sahen sich da die Räthe einander an, und einige von ihnen waren erschrocken und verfärbten sich. Der Narr aber ging zur Thüre und rief den Bauersmann herein, und nahm ihm die Schriften ab und legte sie dem Herzog auf den Teller hin und sprach:

„Mit Verlaub, Herr! Ein bitteres Gericht tische ich euch auf! Schaut diese Urkunden und Briefe. Das gute Recht ist in euern Landen gestorben, und darum hab' ich es zu Grabe läuten lassen!"

Staunend nahm der Herzog die Schriften auf und las schweigend und aufmerksam darinnen. Je länger er aber las, desto finstrer ward sein Blick, und als er zum Ende kam, da fuhr er in seinem gerechten Zorne die gewissenlosen Richter, die eben mit zur Tafel saßen, hart an und rief: „Jetzt ist euer Unrecht am Tage! Ihr sollt euer Amt nicht länger führen!" — und zum Bauer wandte er sich dann freundlich: „Armer Mann, sie haben übel an dir gethan, aber sei getrost, du sollst dein Gut behalten. Gehe hin und mache es dem ganzen Lande kund, daß das gute Recht wieder lebt!" —

Da neigte sich der Bauer tief vor seinem Herzoge, und dankte ihm zu tausend Malen und ging. An der Thür aber faßte ihn der Hofnarr lächelnd am Arme und fragte: „Nun, Freund, hat der lustige Rath sein Wort nicht wohl gehalten?"

39.

Der Dubberworth und die dürren Hügel

auf

Jasmund.

Auf Jasmund liegt im Pommerland
ein Berg, der Dubberworth genannt,
dort hat sich in der Vorzeit Tagen
ein schnurrig Mährchen zugetragen.

Ein Riesenmädchen, noch nicht groß,
so an die hundert Ellen blos,
lustwandelt' einst und überlegte,
was sie wohl eben spielen möchte.

„Ach", seufzte sie, „so ganz allein,
was soll mein Zeitvertreib da sein?
Ja, wenn ich dürft' der Mutter trauen,
so wollt' ich mir ein Brückchen bauen."

„Ei ja, ein Brückchen! daß ich dann
nach Rügen gleich hinüber kann,
ohn' daß ich mit der garſt'gen Pfütze
mir die Pantöffelchen beſprütze."

„Die Mutter ſieht's nicht ſo geſchwind!"
So denkt das loſe Rieſenkind,
und füllt das Schürzchen voll mit Sande,
und eilt dann nach dem Meeresſtrande.

Bei Sagard war ſie ſchon vorbei,
da riß das Schürzchen ihr entzwei,
und ließ dort einen kleinen Haufen
des trocknen Sandes niederlaufen.

Und ſo entſtand der Sandberg dort,
der heut noch heißt der Dubberworth,
dieweil die beiden alten Rieſen
ihr Mädchen Dubberworthchen hießen.

Wie jammerte das Mädchen da,
als ſie das Loch im Schürzchen ſah:
„O lieber Gott, wie wird mir's gehen,
wenn das die Mutter erſt wird ſehen!"

Die Spielluſt aber blieb ihr doch,
klug hielt ſie mit der Hand das Loch
in ihrem Schürzchen zu und rannte,
ſo ſchnell ſie konnte, nach dem Strande.

Und als sie ihn erreichet bald,
da guckt' die Mutter über'n Wald,
und droht' ihr mit der langen Gerte,
und rief mit zorniger Geberde:

„Na warte, komm' du nur zu Haus'!
Ich gerbe dir das Fellchen aus;
du böses Kind, dir will ich's weisen,
ob du das Schürzchen sollst zerreißen!"

Als dies das Töchterchen vernahm,
groß Schrecken in ihr Herzchen kam;
sie konnt' die Gerte gar nicht leiden
und ließ vor Angst das Schürzchen gleiten.

Da lief nun aller Sand heraus;
die dürren Hügel wurden draus,
die noch bei Litzow sind zu sehen,
als Zeichen, daß dies so geschehen.

40.

Das Schnibbenthor

in

Gardelegen.

In Gardelegen (im Regierungsbezirk Magdeburg) war ſonſt am Ende der Burgſtraße ein Stadtthor, welches nach der alten, nunmehr abgetragenen Burg oder ſogenannten eiſernen Schnibbe führte. Weil nun die Beſitzer der Burg, die Herren von Alvensleben, bisweilen die Alleinbenützung dieſes Thores ſich anmaßten, wozu ſie die Befugniß vielleicht in der Gerichtsbarkeit über die Burgſtraße zu finden meinten, ſo war der Streitigkeiten zwiſchen ihnen und dem Magiſtrat der Stadt kein Ende, jedoch ohne daß daraus perſönlicher Groll entſtanden wäre.

Da begab es ſich einſt, daß die Herren des Rathes ein frohes Mal hielten, zu dem auch der Herr von Alvensleben als Gaſt geladen werden war. Die Gartei, das weltberühmte Bier, das ſelbſt Peter der Große bei ſeiner Durchreiſe durch Gardelegen als das beſte Getränk auf Erden lobte, hatte die Gemüther fröhlich aufgeregt, und im friedſamen Scherze neckten, als das Geſpräch es gab, Einige von den Rathmännern den

Herrn von Alvensleben, daß sie ihm das Schuldenthor schon noch zeitig genug vermauern würden. Aber der schüttelte lächelnd den Kopf und erwiderte: „Doch wohl nicht so schnell, als ihr meint! Weil euch aber, ihr Herren, so viel daran gelegen, daß das Thor versperrt werde, so laßt uns einen Vergleich schließen. Wenn ihr während der Zeit, daß ich um die Stadt reite, das Thor könnt vermauern lassen, so soll es gesperrt bleiben für alle Zeiten; wenn ihr aber dies nicht vollbringen könnt, so bleibt es mir offen, wie bisher! Hierdurch führen wir die langen Streitigkeiten mit einem Male zu Ende."

Die Herren des Rathes besprachen sich unter einander eine kleine Weile, erklärten dann, daß sie diese Wette eingingen, und setzten mit Alvensledens Zustimmung den neunten Tag zur Ausführung fest.

Am andern Morgen aber schon ließen sie den Obermeister der Maurer auf das Rathhaus entbieten, trugen ihm Alles haarklein vor und verhießen ihm eine ansehnliche Summe Geldes, wenn er ihnen die Wette zu gewinnen vermöchte. Er versprach es und ging sodann unverzüglich, die nöthigen Vorrichtungen zu treffen, ließ an dem zu vermauernden Schuldenthore einen genügenden Haufen Steine aufladen, ließ dieselben zuhauen, daß sie genau in einander paßten, ließ Kalk und Sand einrühren und die Böcke zum Daraufreten zurecht stellen.

Wie nun der neunte Tag gekommen war, da wählte er klüglich die Geschicktesten und Nüchternsten von seinen Gesellen, führte sie an das Schuldenthor und sprach:

zu ihnen also mit eindringlicher Rede: „Gesellen, jetzt gilt's! Dieses Thor sollen wir zumauern, aber nur kurze Zeit ist uns dazu gegeben. Denn wenn der edle Herr von Alvensleben die Stadt eher umritten hat, als das Thor zu ist, so ist Alles verloren und Schmach und Schande kommt über uns. Darum rasset euch, Gesellen, und bedenket, daß in dem Buche der Weltgeschichte —

Hier unterbrach den Redner die Ankunft der Rathsherren, in deren Mitte auf flüchtigem Rosse der Herr von Alvensleben ritt. Der Bürgermeister gebot den Maurern, sich bereit zu machen, und hastig griffen Einige nach Kalkfaß und Kelle, Andere nach Hammer und Steinen. So stellten sie sich, des Zeichens harrend, quer vor dem Thore auf, während der von Alvensleben mit seinem Pferde den bestimmten Stand einnahm.

Das Zeichen erscholl, und wie ein Vogel flog das Pferd mit dem Reiter von dannen. Die Maurer aber, welche damals noch nicht so an der Tabakspfeifenneth krankten, fielen über die Arbeit her wie Besessene. Da flogen die Steine, da schwappte der Kalk, und zum ersten Male trieb der Schweiß den eifrigen Gesellen von den Gesichtern, und zwar stromweise, so daß, wenn der Rath denselben, nach der gewöhnlichen Taxe, den Tropfen mit einem Dukaten, hätte bezahlen sollen, der Stadtsäckel wohl mit Schanden würde bestanden haben.

Dieser Eifer, dem der Sieg nicht entgehen konnte, würde die wackern Maurer mit unsterblichem Ruhme

gekrönt haben, wenn nicht der Sieg ihnen dadurch erleichtert worden wäre, daß der Herr von Alvensleben, ehe er das Ziel erreichte, mit dem Pferde stürzte. Doch der Rath, der gewonnenen Wette froh, erkannte lobend den Eifer der Maurer an und zahlte ihnen den versprochenen Lohn mit Freuden.

Seit der Zeit blieb das Schuldenthor vermauert.

41.

Die Gründung des Klosters Trebnitz.

Der Herzog Heinrich irrt' im Walde,
die Nacht war nah und müd' sein Roß,
und seines Hornes Nothruf hallte
umsonst, denn ferne war der Troß.

Er trabte zwischen hohen Eichen
planlos einher in banger Hast,
da plötzlich sinkt bis an die Weichen
sein Pferd in einen Waldmorast.

Er bebt sich ängstlich in den Bügeln,
er drückt dem Roß die Sporen ein,
er zerrt's empor an beiden Zügeln,
doch immer tiefer sinkt's hinein.

Da ruft er laut mit frommem Flehen:
„Mein Gott, begehst du meinen Tod,
wohl denn, so sei's! Doch kann's geschehen,
so hilf mir gnädig aus der Noth!"

Und eh' ihm mehr ein Wort entgleitet,
da tritt zu ihm an den Morast
ein Knab', in Köhlertracht gekleidet,
und reicht ihm einen starken Ast,

Und winkt ihm, daß er dran sich halte,
und hilft ihm glücklich aus dem Moor,
und zeigt den Weg ihm aus dem Walde,
und — schwingt als Engel sich empor.

Da sinkt der Herzog betend nieder
und dankt dem Herrn aus tiefster Brust,
und ruft: „O Gott, so lacht mir wieder
durch deine Huld des Lebens Lust!"

„Ein Kloster will ich dir erbauen,
hier, wo dein Engel zu mir trat,
dran soll die Nachwelt noch erschauen,
was deine Gnade an mir that."

Und eh das dritte Jahr vergangen,
sah man im Thale am Morast
das neue Kloster Trebnitz prangen,
von grünen Gärten eingefaßt.

Das Kloster Trebnitz im Trebnitzer Kreise des Regierungsbezirks Breslau, ein bedeutendes Cistercienser-Nonnenkloster, ward von dem Herzog Heinrich I., dem Bärtigen (starb 1241), gestiftet und von seiner frommen Gemahlin Hedwig so reichlich beschenkt, daß, als der Herzog einst die Nonnen fragte,

ob sie noch etwas verlangten, ihm dieselben einstimmig antworteten: Wir bedürfen nichts. Daher soll das Kloster Trebnitz, d. i. auf Polnisch: Wir bedürfen nichts, genannt worden sein.

Die fromme Herzogin Hedwig wurde nach ihrem Tode unter die Heiligen versetzt und zur Schutzpatronin Schlesiens erkoren. In der ihr geweihten Hedwigskapelle, in der Klosterkirche zu Trebnitz, zeigt man ihr marmornes Grabmal, und in der unterirdischen Kapelle den Hedwigsbrunnen, welcher als wunderthätig jährlich durch zwei Hauptwallfahrten gesucht wird.

42.

Die Danielshöhle

bei

Halberstadt.

Eine Meile von Halberstadt im Hurwalde, am mitternächtlichen Abhange des Berges, dessen Gipfel das Kloster Hurseburg trägt, befindet sich eine künstlich ausgehauene Felsenhöhle von beträchtlichem Umfang. Jetzt, da der Wald dort sehr gelichtet ist, kann man sie leicht auffinden, aber sonst war sie vom Dickicht völlig versteckt. Sie scheint in zwei Gemächer getheilt gewesen zu sein, deren eines vielleicht als Wohnung für Menschen, das andere als Pferdestall diente. An der obern Decke bemerkt man eine Oeffnung, welche durch den starken Felsen in das Freie mündet. Von dieser Höhle geht unter dem Volke folgende Sage:

Susanne, die schmucke Hirtentochter aus dem Dorfe Dingelstädt, ging in den nahen Hurwald, um dort Nüsse zu pflücken. Unbefangen und uneingedenk des Gerüchtes, daß schon Mancher, der diesen Wald betrat, spurlos darin verschwunden sei, schritt sie durch das Dunkel der hohen Buchen, als plötzlich ein Räuber

mit gezücktem Messer auf sie losſprang. Erſchrocken ſtürzte ſie ihm zu Füßen und bat weinend und händeringend um ihr Leben. Aber Thränen und Bitten hätten nicht das Herz des fühlloſen Räubers zu erweichen vermocht, und ſie wäre ſicher des Todes geweſen, hätte nicht ihre Schönheit ſie gerettet. „Ja, du ſollſt leben, du ſollſt mein Weib ſein!“ rief mit wollüſtigem Blick der Räuber, ergriff ſie und ſchleppte ſie in ſeine Felſenhöhle. Hier forderte er unter den gräßlichſten Drohungen, daß ſie ihm ſchwören ſollte, nie ihn böslich zu verlaſſen und keinem Menſchen ſeinen Aufenthaltsort zu verrathen. Suſanne war ihr junges Leben lieb, und — ſie ſchwur.

Ihr Leben in der Höhle war fortan eine ſtete Angſt und innres Zittern, denn ſchrecklich waren die Entdeckungen, die ſie von Tag zu Tage machte.

Daneil, ſo hieß der Räuber, ritt täglich auf Raub und Mord in der Umgegend aus. Damit man nun die Spuren zu ſeiner Höhle nicht entdecken möchte, ſo hatte er die Hufeiſen ſeinem Roſſe verkehrt angeheftet. Auch hatte er ſeine Höhle im Umkreiſe von einer halben Stunde mit verborgenen Drathfäden umgeben, welche, ſobald ſie ein menſchlicher Fuß berührte, einige Glöckchen in der Höhle in Bewegung ſetzten und ihm ſo von der Nähe eines Wanderers und von der Gegend, wo derſelbe nahte, Kunde gaben.

Nach neun Monden gebar Suſanne dem Räuber ein herziges Knäblein und hoffte nun, ihren ſchrecklichen Zuſtand erleichtert zu ſehen. Aber der unmenſchliche Vater nahm das ſchuldloſe Kind und, wie auch die

arme Mutter jammerte und bat, er zerschmetterte es an dem Felsen, damit dessen Schreien nicht etwa seinen Aufenthaltsort verriethe, und als Susanne schaudernd den Zorn des Himmels über den Mörder rief, da lachte er teuflisch auf: „Mein Bruder, der Steinhauer, hat mir diese Höhle nach meinem Begehr eingerichtet, und ich habe ihn nachher erdrosselt, damit er mich später nicht verrathen könnte; meinst du nun, daß ich des Wurmes da schonen soll, um durch sein Schreien verrathen zu werden?"

Mit derselben Grausamkeit ermordete er noch vier Kinder, welche Susanne ihm gebar.

So waren sieben grausenvolle Jahre vergangen, und Susanne schien sich in ihr Schicksal ergeben zu haben, als sie es einstmals wagte, Daneilen zu bitten, er möchte sie nach Halberstadt gehen lassen, um dort einige Bedürfnisse und Lebensmittel einzukaufen. Die Gewährung dieser Bitte schien zwar erst dem Räuber bedenklich, doch, da er ihrem Schwure traute, erlaubte er ihr zu gehen.

Am nächsten Morgen in der Frühe machte sie sich auf den Weg. Wie ward ihr wohl, als sie nach sieben Jahren enger Gefangenschaft zum ersten Male wieder bebaute Fluren sah! Als sie nach Halberstadt kam, waren die Gassen noch menschenleer. Mit gesenktem Blicke, traurig und der Rückkehr in ihre grauenvolle Haft gedenkend, schritt sie auf den Markt. Da fiel ihr die große, steinerne Rolandssäule an der Ecke des Rathhauses in die Augen, und überwältigt von ihrem Jammer, kniete sie nieder vor dem steinernen Bilde

und schüttete weinend die langgeduldeten Leiden und Geheimnisse ihres Herzens vor ihm aus, und bat es inbrünstig, daß es sich ihrer Noth erbarmen möchte.

Kaum hatte sie ihre Bitte geendet, als ein Diener des Rathes, der ihre Worte belauscht hatte, sie ergriff und vor den Rath führte. Hier wollte sie aber, frommgläubig erzogen, nichts entdecken, als bis ein Priester sie ihres Eides entbunden hätte. Dies geschah, und nun schilderte sie den Räuber und ihr trauriges Leben bei ihm so ergreifend, daß sich der Magistrat sogleich entschloß, die geeignetsten Maaßregeln zu treffen, um dieses Ungeheuer zu fangen oder zu tödten. Da aber die Höhle eigentlich unentdeckbar war, so bestreute Susanne bei ihrer Rückkehr dahin den Weg mit Erbsen.

Am andern Morgen, noch ehe der Tag graute, nahten schon Bewaffnete der Höhle, um den Räuber im Schlafe zu überfallen; aber — er erwachte. Mit Mühe entkam Susanne seiner Wuth. Er schlug rasch die Eisenthür der Höhle zu und, sich nun sicher dünkend, verlachte er die Ohnmacht seiner Verfolger. Diese vermehrten sich stündlich durch die Bürger von Halberstadt und die Landleute der nahen Dörfer. Es begann eine förmliche Belagerung.

Die Felsenmassen mit Gewalt zu zerstören, war zu jener Zeit gar schwer, aber die List fand ein Mittel, Verderben in die Höhle zu bringen. Man goß siedendes Wasser in alle Spalten und Luken der Felsen, um so den Räuber zu tödten; doch dieser wußte dem eindringenden Wasser bald Ableitung zu verschaffen, und lachte. Da befahl der Rath von Halberstadt, Wasser

und Mehl zu einem heißen Brei zu kochen und in die Höhle zu gießen. Es geschah, und unaufhörlich fuhr man damit fort. Am zweiten Abend ward es still in der Höhle. Nun erbrach man das Eisenthor und fand in dem Brei die verbrannte Leiche des Räubers.

43.

Die Teufelskanzel

bei

Altenahr.

Hoch ragt mit weitgewölbtem Bogen
ein rieſenhaftes Felſenthor,
von Dornen und Geſtrüpp umzogen,
im Thalgrund an der Ahr empor.
Es wird ſeit alten grauen Zeiten
die Teufelskanzel nur genannt,
und nur die Sage weiß zu deuten,
wie wunderbar es einſt entſtand.

Als aus der Thalbewohner Mitte
noch nicht der Götzenglaube wich,
da lehnte eine kleine Hütte
an jene Felſenmauer ſich.
Ein frommer Klausner wohnte drinnen,
der predigte des Kreuzes Heil,
und bald gelang's ihm, zu gewinnen
der Thalbewohner beſſern Theil.

Drob war der Teufel ihm gehässig
bis in den Tod, und suchte ihn,
schlau ihn versuchend unablässig,
dem Pfad der Tugend zu entzieh'n.
Er lockte ihn mit Geld und Schätzen,
er leg' ihm Schlingen allerlei,
doch stets entwand sich seinen Netzen
der Klausner und blieb Gott getreu.

Einst schlief er nachts in seiner Hütte,
da klopft es an die morsche Thür;
er horcht — mit flehentlicher Bitte
begehrt ein Mägdlein Nachtquartier.
Das darf der fromme Mann nicht weigern,
denn kalt und stürmisch ist die Nacht,
und seine Eile noch zu steigern,
klopft's draußen abermals mit Macht.

Er öffnet rasch die Pfort', und führet
die fremde Maid mit gut'gem Sinn
zur Blätterstreu, und weil sie friert,
schürt er ein Feuer im Kamin.
Bald flackert aus den dürren Spänen
mit hellem Schein die lohe Gluth
und zeigt den Reiz der fremden Schönen,
die üppig auf dem Lager ruht.

Sie schien geschaffen zum Verführen,
ihr Auge dürstete nach Lust,
und stürmisch in des Mieders Schnüren
schwoll vom Verlangen ihre Brust.

Schwarz floß ihr Haar zum Nacken nieder,
schlau stahlen aus des Kleides Flor
die üpp'gen Formen ihrer Glieder,
von Wollust gleißend, sich hervor.

Der Klausner sieht mit Jünglingsblicken
den Wunderreiz der fremden Maid,
doch weiß er standhaft zu erdrücken
den bösen Keim der Lüsternheit.
Er macht sein Bett von dürrem Laube,
legt sich gedankenvoll zur Ruh,
und hüllt sich tiefer in die Schaube,
und kehrt der Maid den Rücken zu.

Doch wie er immer mag sich wenden,
stets liegt die Dirne vor ihm da
und kommt ihm mit den sammtnen Händen
und mit den rosigen Lippen nah,
und zieht ihn zum Genuß der Minne
an ihre volle Schwanenbrust,
und haucht im Kuß in seine Sinne
die Glut nach verbot'ner Lust.

Der Klausner fühlt der Menschheit Schwächen,
doch ist er seinem Gott getreu
und denkt erschreckt, welch schwer Verbrechen
die Lust verbotner Liebe sei.
Er reißt sich aus der Dirne Armen,
und ruft voll Angst: „Herr Jesu Christ,
o hab' mit deinem Knecht Erbarmen,
daß er nicht dein Gebot vergißt!" —

Und wie, am Felsen wiedertönend,
der heil'ge Name Jesu schallt,
da, statt des Mägdleins, krümmt sich stöhnend
des Teufels gräßliche Gestalt
im Kreise zu des Klausners Füßen,
und grinst ihn zähnefletschend an,
und eilt, die Thür sich aufzuschließen,
um zu entflieh'n dem Gottesbann.'

Doch feindlich schimmert an der Pforte
ein Jesuskreuz in seinen Blick,
er taumelt vor dem heil'gen Orte
mit gräßlichem Gebrüll zurück,
und drückt mit der Gewalt der Hölle
so ängstlich durch die Felsenwand,
daß alsobald an dieser Stelle
das hohe Felsenthor entstand.

44.

Der Brodſtein zu Oliva

bei

Danzig.

Die Theurung lag ſchwer auf dem Lande, und vornemlich in Danzig war große Noth. Da ging eines Tages ein wohlgenährter Jakobsbruder vom Kloſter Oliva nach Danzig und trug ein Brod in ſeinem Bruſtwamms.

Unterwegs begegnete ihm ein armes Weib. Schmuzzige Lumpen bedeckten kärglich ihre Blöße, ihre Augen hatte das viele Weinen entzündet, ihre Wangen hatte der Gram und Hunger gebleicht und abgezehrt. Auf ihren müden Armen trug ſie zwei nackte Kinder, gleich ihr vom Hunger entſtellt.

Wohl hätte ihr Anblick einen Stein erbarmen mögen, den Mönch aber rührte er nicht. Dem hatte die reiche Kloſterkoſt das Herz unter den feiſten Leib begraben, daß die flehentliche Bitte des Weibes um ein Stücklein Brod nicht hineindringen konnte. „Laßt mich in Frieden" — rief er ärgerlich — „ich habe kein Brod!"

Da zeigte die Frau auf das Brod, welches aus seinem Wamms hervorragte, und sagte: „Ach, lieber Herr, ihr denkt wohl eben nicht daran, daß ihr da ein Brod in eurem Kleide tragt? Reichet mir nur ein Rindlein davon, damit ich den Hunger dieser beiden armen Würmer stillen mag, so wird's Gott euch tausendfach vergelten." Aber der Mönch ward noch verdrießlicher und fuhr sie barsch an: „Ei, so mög' euch Gott die Augen schärfen! Das ist kein Brod, das ist ein Stein, mich der Hunde damit zu erwehren." — Da weinte die Frau und ging.

Als nun darauf der hartherzige Ordensbruder sein Brod hervorzog, um es allein zu verzehren, siehe, da war es zu Stein geworden. Jetzt erkannte der Liebloſe seine schwere Sünde und Gottes Zorn, und war erschrocken bis in das Innerste, eilte zurück in das Kloster und beichtete dem frommen Abte mit Thränen seine Schuld und gelobte Buße.

Bald kam die Kunde nach Danzig, und Alle, die da satt aßen, ließen es sich in das Herz geschärft sein, vom Ueberflusse auch dem Nächsten zu geben, daß er nicht verschmachte. Der Brodstein aber ward in der Kirche des Klosters Oliva aufgehängt und ist noch heut'gen Tages dort zu sehen.

45.

Der Blutſtein im Dom

zu

Magdeburg.

Des heil'gen Amtes und der Pflicht vergeſſen,
lag Udo, Erzbiſchof von Magdeburg,
die dritte Nacht ſchon in den üpp'gen Armen
der jungen Aebtiſſin von Lilienthal,
und ſchwelgte in verbotner Liebesluſt.
Mit mattem Schein, der Wollüſt und der Schaam
gleich gnügend, glomm die Ampel auf dem Tiſche,
und tiefe Stille herrſchte in der Zelle,
nur unterbrochen vom Gekoſ der beiden
und von dem Knacr'n des Wetterfähnleins draußen.

Die Aebtiſſin, im wilden Sinnenrauſch,
war eingeſchlummert in des Buhlen Armen.
Der aber ließ ſie ſanft auf's Lager gleiten
und griff zum ſilbernen Pokal, aus ihm
zu neuer Luſt ſich neue Kraft zu trinken.

Doch kaum berührt der Becher ſeine Lippen,
da plötzlich fährt mit ängſtlichem Geſchrei

die Schlafende empor. Die Ampel flackert
laut knatternd auf, und durch die ſtille Zelle
ſchallt eine Stimme dumpf, wie Todtenruf:

Cessa de ludo,
lusisti nam satis, Udo! *)

Der Erzbiſchof erbleicht, der Becher ſinkt
aus ſeiner ſtarren Hand, und ängſtlich klammert
die Aebtiſſin ſich feſt an ſeinen Hals:
„Ach, Udo, Udo, gieb der Warnung Raum!
Laß dieſe Nacht die letzte ſein der Sünde!
Ich will für dich und mich zum Himmel beten,
vielleicht daß ich noch die Vergebung finde.“

So ſpricht voll Angſt das tieferſchreckte Weib,
doch Udo ſchweigt und ſinnt und hört ſie nicht,
und flüchtig iſt die Furcht in ſeiner Seele,
die böſen Lüſte aber bleiben unvertilgbar.
„Sei unverzagt!“ — beginnt er endlich lächelnd
und rankt den Arm ihr ſchmeichelnd um den Nacken —
„ſei unverzagt! Lang iſt die Zeit zur Buße.
Wir ſind noch in dem Alter, wo der Tod
nur ſchwaches Anrecht an den Menſchen hat,
drum laß uns jetzt noch dem Genuſſe leben!'
Und manches Wort noch ſüßer Ueberredung
fließt von dem Munde des leichtſinn'gen Sünders,
und bald hat er den Kummer ſeiner Buhle
hinweggeſcherzt mit lüſternem Gekoſe.

*) Entſage dem Genuß, du haſt genug genoſſen, Udo!

Die nächste Nacht erneuert das Verbrechen,
und wieder tönt die dumpfe Warnungsstimme,
und wieder flammt die Ampel knatternd auf,
und wieder wehrt die Aebtissin dem Buhlen.
Den aber giebt das Laster nicht mehr frei,
und ob zum dritten Mal die Stimme warnet,
er zittert wohl, doch auf die Lust verzichten,
das mag er nicht! —
So wird der Herr ihn richten! —

Drei Monden gingen hin. Der Erzbischof
pflog immer noch der Wollust in der Zelle
der jungen Aebtissin von Lilienthal.

Dies ahnten aber nicht in Magdeburg
die frommen Domherren, die ihn auf der Reise
im heiligen Beruf beschäftigt glaubten.

Von ihnen einer aber, Namens Friedrich,
ein Mann voll frommen Eifers, war gewohnt,
in jeder Mitternacht im Dom zu beten.
Der war erwählt zum Zeugen des Gerichtes.

Einst, als er in der mitternächt'gen Stunde
den matterhellten Raum des Doms betrat,
da plötzlich fuhr ein Sturmwind durch die Hallen,
daß rings die Lampen allzumal verloschen.
Ein kalter Schauer überlief den Domherrn,
doch, sich des Schutzes seines Gottes tröstend,
gewartet er der kommenden Erscheinung.

Zwei Jünglinge, in Nebelduft gekleidet,
erschienen in der Tiefe des Gewölbes

und schritten schweigend nach dem Altar hin,
und traten an die schwarzbelegten Stufen,
zur Rechten Einer und zur Linken Einer.
In ihren Händen flammten hohe Kerzen
und übergossen rings den weiten Raum
mit bleichem Licht.

Drauf kam ein zweites Paar
von Jünglingen, den ersten gleich an Kleidung
und an Gestalt. Der Eine trug zwei Sessel,
der Andre aber einen Purpurteppich.
Den breitete er vor dem Altar aus,
und auf denselben setzte jener dann
die beiden Sessel hin mit düstern Blicken.

Und als dies Alles wohl bereitet war,
da kam ein fünfter Jüngling, jenen gleich,
der trug ein bloßes Richtschwert in den Händen,
trat mit demselben in des Domes Mitte
und rief mit lauter, donnerstarker Stimme:
„Ihr Heiligen, die dieses Haus umfängt,
erwacht aus eurem stillen Grabesschlummer,
damit ihr Theil habt am Gerichte Gottes!“

Da standen all' die heil'gen Todten auf
aus ihren Grüften, Männer viel und Frauen,
des Doms Bischöfe all' im Amtsornat,
und Ritter, angethan mit Helm und Harnisch,
wie sie im Kampfe für den Glauben fielen,
und alle schritten schweigend nach dem Chore
und ordneten sich friedsam in die Reihen.

Sie lebten wohl und regten sich und gingen,
doch schien ihr Leben nur vom Tod geliehn,
denn wie im Nebel schwammen alle Formen,
und hohl und düster waren ihre Augen.

Drauf kam ein Zug von zwölf ehrwürd'gen Männern,
gekleidet in des Morgenlandes Tracht,
das waren die zwölf heiligen Apostel.
Vor ihnen her schritt, wie die Sonne glänzend,
die goldne Krone auf dem heil'gen Scheitel
und in der Hand das königliche Scepter,
Christus, der Herr des Himmels und der Erde,
gesandt von seinem Vater zum Gericht.
Er setzte sich auf einen von den Sesseln,
und ihm zur Linken traten die Apostel.
Den Sessel aber, ihm zur Rechten, nahm
Maria ein, die heil'ge Gottesmutter,
die von des Altars andrer Seite nahte,
geleitet von der Schaar geweihter Jungfrau'n.

Als nun die Richter so versammelt alle,
da kam der heilige Mauritius,
der Schutzpatron des Domes, anzuklagen.
Er kniete nieder vor dem Herrn und König,
und betete ihn an und rief zu ihm:
„Gerechter Richter, höre meine Klage!
Der Erzbischof des Domes hat sein Amt
durch schnöde Wollust freventlich entheiligt.
Ich habe ihn gewarnt in dreien Nächten
und konnte ihn zur Buße nicht bewegen,
nun, König, geb' ich ihn in dein Gericht!"

So sprach er und gebot der Diener zweien,
daß sie den Erzbischof flugs aus den Armen
der jungen Aebtissin von Lilienthal
herführen möchten vor des Königs Richtstuhl.

Die Diener rasch vollzogen den Befehl,
und ehe kaum Minuten noch vergingen,
da kehrten sie zurück und führten Udo,
den Erzbischof, hin vor den hohen Richter.
Des Sünders Antlitz deckte Todtenblässe,
ihm schlotterten die Glieder vor Entsetzen,
und scheu umher im Kreise lief sein Blick.

Der König aber, Christus, der Gerechte,
vor dessen ew'gem Richterstuhl es nicht
der Eide und Geständnisse bedarf,
der in der Herzen tiefste Falten blickt,
frug rings im Kreise der geweihten Zeugen:
„Ist keiner unter euch, der für ihn bittet?" —
Und als nun Alle schwiegen zu der Frage,
da sprach er ernst, sein Scepter niedersenkend,
das Schuldig über den Verbrecher aus,
und alle Heil'gen sprachen's nach im Chore,
und wiederhallten's dumpf des Domes Hallen.

Drauf trat der Jüngling, der das Richtschwert trug,
hin vor den bleichen Udo, und durchschnitt
ihm mit dem scharfen Stahle rasch den Nacken.

Und als das Haupt des Erzbischofs gefallen,
da waren all' die Heiligen verschwunden,
und mit zugleich der Teppich und die Sessel.
Die Lampen aber flammten wieder auf.

Der fromme Domherr hatte Alles klar
und deutlich angeseh'n, und, tiefergriffen
von innerm Schauern, eilt er aus dem Dome,
den Vorfall den Confratern zu verkünden.

Die hörten solche Kunde mit Entsetzen
und gingen in den Dom, um zu ersehen,
ob eine Spur des Blutgerichts geblieben.
Und sieh, der Körper des Enthaupteten
lag noch im Blute vor des Altars Stufen.

Wohl acht Jahrhunderte sind schon verflossen,
seit sich die grauenvolle Mähr ereignet *),
doch ist im Chore vor dem hohen Altar
noch heut ein runder Marmorstein zu seh'n
mit rothen Streifen, der, wenn man ihn reibt
und Flüss'ges drauf gießt, blut'ge Flecken zeigt.
Das ist der Stein, auf dem der böse Udo
vom Schwert des Jünglings ist enthauptet worden.

---

*) Nemlich im Jahre 985.

46.

Der Spielmann

von

Monheim.

Seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hielt sich zur Sommerzeit in dem städtischen Dorfe Monheim am Rheine (im Solinger Kreise des Regierungsbezirks Düsseldorf) ein Spielmann auf, der durch sein vortreffliches Geigen in der ganzen Umgegend berühmt und beliebt war. Sobald er wo in ein Wirthshaus trat und den Bogen unter den straffen Saiten hervorzog und anfing aufzuspielen, da war gleich Alles ein Jubel und eine Freude. „Der alte Gott ist wieder da! Gelobt sei Gott, alter Gott!“ schallte es einstimmig, und die vollen Kannen drängten sich um seinen Mund, und alle Hände streckten sich ihm entgegen zum Gruße. Wie ein Wetter flogen Tische und Stühle bei Seite, die Pärchen henkelten sich ein zum Tanze, und der alte Gott geigte so lustig und trieb dabei so schnakische Possen, daß das Landvolk manchmal vor lauter Lust hätte toll werden mögen. Keine Kirmeß in der ganzen Umgegend wurde, wo nicht der alte Gott gespielt hätte.

Den alten Gott aber nannte man den Spielmann, weil sein Lieblingslied, das er oft zur Geige sang, mit den Worten anfing: „Der alte Gott lebt noch!“ — Uebrigens wußte man weder, wie er hieß, noch woher er war, sondern nur, daß er ein seelenguter Kerl und vom jenseitigen Rheinufer gebürtig sei. Denn im Herbst, wenn er die letzte Kirmeß ausgegeigt hatte, war er gewöhnlich verschwunden, ohne daß Jemand erfahren hätte, wohin; wenn aber mit dem Frühjahre die Schwalben zurückkehrten, da kam auch der alte Gott wieder mit seiner Geige bei Monheim über den Rhein herüber.

War er nun aber auch bei Alt und Jung beliebt und bei allen ehrlichen Leuten als nächtlicher Mann angesehen, so wollten doch die Dominikanermönche, welche damals wie Spürhunde überall umherkrochen, um für den Scheiterhaufen zu werben, in ihm einen Hexenmeister erkennen und stellten ihm insgeheim nach. Ihm selbst war dieß nicht fremd, aber er lachte ihrer, ob mit Recht, das wies sich leider bald aus.

Im Frühjahr 1615 ließ der Spielmann die Monheimer vergebens auf sich warten. Der Sommer kam, und noch immer fehlte seine Geige zu den frohen Tänzen. Man dung sich wohl andere Musikanten; aber freilich, wer den alten Gott hatte spielen hören, dem kam es vor, als ob die neuen Götter nicht viel Erbauliches gelernt hätten. Ueberall klagte man um den wackern Zecher und Spaßmacher. Da endlich hieß es: „Der alte Gott kommt! Der alte Gott kommt wieder!“

Es war an einem Sonntage, als diese frohe Kunde nach Mondeim gelangte. Eben war die Hochmesse beendigt, und die Menge des Volkes eilte an das Ufer des Rheins, theils um den Spielmann, wenn er käme, gleich zu bewillkommnen, theils um den niedrigen Wasserstand des Rheins zu bewundern. Denn die anhaltende Dürre hatte denselben so niedergedrückt, daß ihn ein Mann, der die Furth kannte, wohl durchwaten konnte.

Als der Spielmann nun drüben von den Bergen niederstieg und seine Freunde und Tänzer am jenseitigen Ufer seiner harren sah, da lachte ihm das Herz im Leibe, und er schwenkte lustig grüßend den Hut und die Geige hoch über dem Kopfe. Wie er aber an den Strom trat und das Wasser so seicht sah, da kam ihm ein Schwank in den Sinn, mit dem er seine Mondeimer so recht auf seine Art belustigen wollte. Er watete durch den Strom und geigte dazu sein Lieblingslied so lustig, als ob er auf ebenem, trocknem Wege ginge. Und doch reichte ihm bisweilen das Wasser bis an die Achseln, so daß er seine Geige fein hoch halten mußte, um nicht Wasser damit zu schöpfen.

Mit ängstlicher Besorgniß sahen die Leute am Ufer den gefährlichen Scherz, denn so etwas war in Mondeim noch nie gesehen worden. Wie er aber nun glücklich anlandete, da grüßte ihn lauter Jubel. Alles drängte sich, den alten Gott zu bewillkommnen. Zwei fröhliche Dirnen faßten ihn schäkernd an den Armen und führten ihn zur Schenke; die Burschen aber reichten ihm die Kannen hin in solcher Menge, daß er, wenn er

ihnen allen hätte Bescheid thun wollen, wohl schwerlich würde im Takte geblieben sein. Bis in die späte Nacht hinein tollte das ausgelassene Volk von Monheim, die Ankunft des alten Gottes ward würdig gefeiert, und sein musikalischer Rheindurchmarsch tausendmal bewundert und belacht. Niemand aber dachte daran, daß etwa dieser Spaß für den Spielmann noch traurig ausfallen könnte, wie dieß leider am andern Morgen geschah.

Kaum graute der Tag, da stürmten die Dominikanermönche, deren Aergsten die Sage Servatius nennt, in die Wohnung des Amtmanns, und forderten, daß er den Spielmann, der bei seiner gestrigen Ankunft sich deutlich als einen Hexenmeister bewiesen hätte, den Prozeß machen und ihn dem geistlichen Gericht übergeben sollte. Geschah dieß aber, so war dem armen Spielmann der Scheiterhaufen geheizt. Das wußte der Amtmann, Herr Heinrich von Lohhausen, gar wohl, und um dem alten Gott, den er auch recht gut kannte und seiner unverwüstlichen und arglosen Fröhlichkeit willen gern leiden mochte, das Leben zu retten, so behauptete er mit der ganzen Kraft seines Amtes, daß das Vergehen des Spielmanns nur unter sein Gericht gehörte. Denn den Rhein durchwaten könnte man auch ohne des Teufels Hülfe; den Geiger aber für seinen frevelhaften Muthwillen zu züchtigen, dazu reiche das weltliche Gericht hin, und er würde ihm die Strafe nicht schenken. Somit wies der wackere Amtmann die boshaften Pfaffen zurück. Seinem Worte aber zu genügen, ließ er den alten Gott sechs Tage lang in den

Thurm sperren und legte ihm auch eine Geldbuße von zehn Schillingen auf.

Allgemeines Bedauern weckte die Kunde vom Mißgeschick des alten Gottes. Man schickte ihm gutes Essen und Getränk in seinen Kerker, und seine tanzlustigen Freunde schossen das Geld für ihn zusammen. Dankbar erkannte der gute Spielmann diese Freundschaftsbezeigungen an, und als er wieder aus dem Gefängnisse kam, und ihn schon an der Thür desselben die Menge seiner Gönner im frohen Gedränge laut jubelnd empfing, da geigte er recht innig das Lied: „Der alte Gott lebt noch!“ Doch war dieß der letzte Sonntag, wo er den Monheimern zum Tanze geigte. Am andern Morgen wußte Niemand, wo er hingekommen war, und nie hat ihn ein Auge wieder gesehen. Also mochte ihn, der auf Ehre und guten Namen hielt, die entehrende Haft doch tief gekränkt haben.

So lautet die Sage vom Spielmann in Monheim, welche wohl nie in das Vergessen kommen wird. Denn so oft das Wasser des Rheins ungewöhnlich niedrig steht, denken auch die Monheimer immer noch an den alten Gott.

47.

Syrene

auf

Christburg.

Christburg an der Sorge, im Stuhmer Kreise des Regierungsbezirks Marienwerder, ward 1266 von dem Landmeister Heinrich Wita angelegt.

Im Jahre 1266 thaten Diwan, ein Kriegsfürst im Bartner Lande, und Linko, der Pogesanier Hauptmann, einen Verheerungszug in's Kulmer Land, und wußten die Macht des Ordens listig zu zertheilen, indem sie, während der Komthur von Christburg, Konrad von Thierberg, sie mit starker Heeresmacht verfolgte, die wichtige Burg Trappenen belagerten. Denn sogleich eilten die Ritter von Christburg mit den Besatzungen der Ordenshäuser Pustlie und Fischau und den Bürgern von Christburg, um Trappenen zu entsetzen, und kamen dahin, als die Preußen eben den Sturm begannen. Weil nun Letztere beim Anblick des Ordensheeres eilends entflohen, so zog dasselbe an den Sirgunefluß, lagerte beim Dorfe Pogauste und überließ sich sorglos der Ruhe. Das erfuhren die von Trappenen verjagten Preußen, sammelten sich bei Marienwerder, gingen bei Nacht über die Sirgune, überfielen das Ordensheer und erschlugen den größten Theil desselben.

Von dieſer Niederlage ahnten aber die wenigen Ritter, welche als Beſatzung auf Chriſtburg zurückgeblieben waren, ſo wenig, daß ſie ſorglos genug waren, die Zugbrücke, welche zum großen Burgthore führte, niedergelaſſen und das Thor offen und unbewacht zu laſſen.

Sorene, der Preußen Tapferſter, lag
gefeſſelt auf Chriſtburg in Kerkersſchmach.
Ihn überwand
nicht Feindeshand,
ihn warf in die Banden
ſein gutes Vertrauen zu Glaubensverwandten.

Als die Preußen verheerten die Gauen umher
da mochte mit ihnen er kämpfen nicht mehr,
und ward ein Chriſt
zur ſelbigen Friſt,
und kam zu dem Schloſſe,
dem Orden zu dienen im reiſigen Troſſe.

Doch trauten die Ritter nicht ſeinem Wort,
und ſtießen ihn in das Gefängniß ſofort,
und hielten ihn ſchlecht,
wie den niedrigſten Knecht,
an ſchmachvoller Kette,
als ob er begangen das Gräßlichſte hätte.

Gepeinigt von Hunger, durchfroſtet vom Sturm
ſchon ſaß er drei Monden im luftigen Thurm,

da nahte dem Schloß
der preußiſche Treß
gar heimlich und leiſe,
zu nehmen die Ordensburg liſtiger Weiſe.

Nicht ahnet den Rittern die nahe Gefahr.
Schon iſt in der Vorburg die feindliche Schaar
und dringt zum Thor
und zur Brücke hervor,
da hört Syrene
im Thurme das nahende Waffengedröhne.

Und ſieht vom vergitterten Fenſter herab,
und erkennet erſchreckt, was ſich drunten begab,
und reißt mit Geſchrei
die Feſſeln entzwei,
und ſprenget die Pforte
und ſtürzet entgegen der feindlichen Horde.

Und faßt eine Keule zur mörd'riſchen Wehr,
und haut mit gewaltigen Streichen umher,
und jedem Schlag
raſch tritt er nach,
und drängt von der Brücke,
der Starke, die wüthenden Feinde zurücke.

Und endlich rufet ſein Hülfegeſchrei
die achtloſen Ritter des Schloſſes herbei,
die kommen hervor
und ſperren das Thor,

und flehn an den Ketten
die Brücke hinauf, um die Burg sich zu retten.

Den Retter aber, den geben sie preis,
dem träuft von der Stirne der glühende Schweiß,
dem lechzt nach dem Blut
die feindliche Wuth,
der kann nicht entrinnen,
der büßt mit dem Tode sein edles Beginnen.

Doch will er ein Freier sich legen in's Grab,
und springt in die Tiefe des Grabens hinab,
und schwimmt nach dem Thor
und klettert empor,
und entrinnet in Eile
gerettet dem Regen der feindlichen Pfeile.

Wann aber hat Einer — das saget mir an! —
so herrliche That wie Sorene gethan,
der in Kerkerschmach
die Ketten zerbrach,
um Blut und Leben
für seine Beleidiger hinzugeben.

43.

Der Stein mit dem Huftritt

bei

Stendal.

Ohnweit Stendal, im Regierungsbezirke Magdeburg, iſt in einem großen Feldſteine die tiefe Spur eines eingedrückten Pferdehufs zu ſehen. Davon geht folgende Sage:

Markgraf Albert von Anhalt hatte den Markgrafen Huder von Brandenburg ſchon zweimal auf das Haupt geſchlagen, und ſtand ihm wiederum beim Dorfe Darenſtädt gegenüber. Des Siegs gewiß, hielt er ſtolz zu Roſſe und rief ſeinen zur Vorſicht mahnenden Kriegsgefährten lächelnd zu: „Was ſchwatzt ihr da? So gewiß mein Roß tief in dieſen Stein hineintreten wird, alſo gewiß wird auch der Sieg unſer ſein!“ Somit ſprengte er auf einen großen Stein an, der ihm nicht fern lag, und ſiehe, der Huf des Pferdes drang tief in denſelben ein, wie in weiches Wachs.

Mit dem Ungestüm fester Zuversicht griff darauf Markgraf Albert den Feind in den Bergen an, und gewann den dritten Sieg über ihn.

Damals soll auch das Bergflüßchen, der sogenannte rothe Bach, seinen Namen erhalten haben, weil er von dem Blute der Erschlagenen geröthet worden sei.

49.

Die Zwerge
bei
Dardesheim.

Das Städtchen Dardesheim liegt im Halberſtädter Kreiſe des Regierungsbezirks Magdeburg, am Ortsberge, welcher der Schauplatz dieſer Sage iſt.

Bei Dardesheim in einem Berge
logirte einſt vor alter Zeit
ein ganzes Völkchen kleiner Zwerge
in friedlicher Verborgenheit.

Nur, wenn im Mondenſchein ſie ſpielten,
da ſah man ſie, ſonſt nirgends mehr,
doch mit den Dardesheimern hielten
ſie unſichtbar recht gern Verkehr.

War einmal eine Kindtaufsfreude
im Städtchen, oder Hochzeitsſchmauß,
da halfen gern die kleinen Leute
mit ihrem Tiſchgeſchirre aus.

Das waren Tellerchen und Kännchen
von Silber, aber freilich klein,
denn für die Viertelmenschenmännchen
ja durften sie nicht größer sein.

Daher, wer Teller haben wollte,
der sprach um Kuchendeckel an,
und was als Weinglas dienen sollte,
das ward bestellt als Wasserkann'.

Früh, noch vor Sonnenaufgang, gingen
die Vorger an den Berg hinaus,
und was sie baten, das empfingen
sie alsobald gelieh'n zum Schmauß.

Doch wenn sie's nicht mehr nöthig hatten,
so mußten sie zur selben Zeit
das Tischgeschirr zurückerstatten,
sonst traf sie schweres Herzeleid.

So ging es lang' in gutem Frieden,
und heute ging' es wohl noch so,
wenn nicht die Zwerg' in Krieg geriethen,
und denkt euch, wo? — Im Erbsenstroh!

Zuvörderst nämlich müßt ihr hören:
Die kleinen wunderlichen Herrn
schnablirten Pastinak und Möhren,
und namentlich die Schoten gern.

In ihren Nebelkappen zogen
sie oft zu Feld im Vollmondschein,
und hamsterten — 's ist nicht gelogen! —
die Schoten mandelweis hinein.

Nun aber hatte einst am Berge
ein Grobschmied auch ein Schotenfeld,
zu diesem hatten sich die Zwerge
mit gutem Appetit gesellt.

Sie tollten drin und schmaußten wacker,
und rupften ganze Stöcke leer,
als ob der arme Grobschmiedsacker
nur so für sie bestellet wär'.

Der Grobschmied saad an jedem Morgen
die leeren Hülsen rings verstreut,
und sann der Sache nach mit Sorgen,
und wurde doch nicht drin gescheut.

Da baut' er in des Feldes Mitte
von Stangen, Reisig, Stroh und Moos
sich eine kleine Wächterhütte,
und wachte drinnen schlummerlos.

Doch wie er wachte, immer lagen
am Morgen neue Hülsen da,
so daß er sich nach wenig Tagen
zum Aeußersten getrieben sah.

Er ſprach erzürnt zu ſeinem Weibe:
„Frau, morgen gehſt du mit hinaus!
Wir dreſchen, daß nur etwas bleibe,
die Erbſen auf dem Felde aus.“

Geſagt, gethan! Kaum graut's im Oſten,
da geht, mit Driſcheln wohlbewehrt,
das Ehepaar auf ſeinen Poſten
und driſcht drauf zu, wie ſich's gehört.

Sie dreſchen auf mit derben Schlägen,
da plötzlich wirft der Mann voll Schreck,
als ob ihn gleich zehn Ottern ſtächen,
den Driſchel aus den Fäuſten weg.

Denn in dem dichten Erbsgewirre
da ſiebt und quietſcht es jämmerlich,
und mit erbärmlichem Gegirre
entwindet draus ein Zwerglein ſich.

Dem war die Nebelkapp' entfallen,
und ach! ein ſchwerer Driſchelſchlag
traf ſeine goldnen Hoſenſchnallen,
daß ihm das Bein dabei zerbrach.

Er wand ſich kläglich auf den Knieen:
„Ach, gnädiger Herr Menſch, ach ſei
barmherzig und laß mich entfliehen!
Du ſchlugſt mir ſchon das Bein entzwei.“

„Ich bin unſchuldig, kannſt es glauben!
Die Andern haben mich verführet,
die gingen förmlich aus auf's Rauben,
ich aber hab' nur ſo ſchnablirt!"

Da lacht der Grobſchmied: „Ei du Zeiſig,
Da ſeid ihr eurer wohl noch mehr?"
Das Zwerglein ſpricht: „Nur drei und dreißig,
ſonſt wär' ſchon längſt der Acker leer!"

„Sieh dort die Andern, wie ſie laufen!
O laß mich zieh'n in Fried' und Ruh'!"
Der Zwerg wies hin; ein ganzer Haufen
von Zwergen floh dem Berge zu.

Da muß der Schmied noch ärger lachen,
und in dem Spaß erbarmt er ſich
und ruft: „Was will ich mit dir machen?
So lauf nur, aber beſſ're dich!"

Das hört das Zwerglein voller Freuden
und ſtapelt, weil ſein Bein zerbrach,
nicht ohne Müh' und Schmerz von weiten
den Kameraden langſam nach.

Wohl muß die Angſt die armen Zwerge
weit haben in die Welt geführt,
denn Niemand hat ſie an dem Berge
ſeit jenem Tage mehr verſpürt.

30.

Die Magdalenenkapelle zu Erfurt.

Vor alter Zeit lebte in Erfurt ein Leinweber, der wohl manchmal eine Stunde über den Feierabend arbeiten mußte, um mit Weib und Kind redlich durchzukommen, und dennoch für den reichsten Mann in der ganzen Stadt galt. Denn seine Tochter, das blonde Lenchen, war ein Mägdlein, wie weit und breit kein zweites zu finden war, reich an Schönheit und allerlei Tugend, ohne daß sie selbst es wußte. In Fleiß und Frömmigkeit erzogen, ging sie ihren guten Aeltern treulich an die Hand, und wenn des Nachbars Töchter Abends vor der Stadt spazieren oder Sonntags zu Tanze gingen, da saß sie daheim und spann, und was sie von dem Verdienste erübrigte, das legte sie in ihr Sparkästlein, nicht aus schnödem Geiz, sondern damit sie einen Zehrpfennig geben könnte, so oft ein Armer darum anspräche. Die Armen aber wußten gar gut, daß es Leinwebers Lenchen eben auch nicht überflüssig habe, und achteten ihre Gaben hoch und erfüllten die

ganze Stadt mit ihrem Lobe. Da ward denn Mancher begierig, das vielbelobte Mägdlein kennen zu lernen, und kein Tag verging, wo nicht der Leinweber Zuspruch bekam. Auch viele Jünglinge, gelockt durch den Ruf von Lenchens Schönheit, kamen und fanden das Mägdlein über alles Lob hold und minniglich und warben um ihre Hand. Aber Magdalene wies alle Anträge zurück und hielt es in ihrem frommen Sinne für besser, der heiligen Jungfrau Maria ihr Leben zu weihen. Morgens und Abends betete sie zu derselben, daß sie ihren Segen ihr nie entziehen möchte, und gelobte dafür recht inbrünstig und mit einfältigem Herzen, daß sie sich mühen wolle, täglich besser und frömmer zu werden. Und diese Gebete machten ihr Herz unzugänglich für die Sehnsucht nach den verführerischen Freuden der Welt.

Da begab sich's, daß die Stadt Erfurt heimgesucht ward von drückender Theurung. Der Bettler wurden mit jedem Tage mehr, denn wer in guter Zeit nichts erübrigt hatte, dem zwang die Arbeitslosigkeit und der Hunger den Bettelstab in die Hand. Auch der Leinweber sah seinen Verdienst so geschmälert, daß er bisweilen seine Zuflucht zu Lenchens Sparkästlein nehmen mußte, welches freilich täglich leichter ward, da auch viele Arme von demselben Hülfe begehrten. Denn obgleich keine Aussicht auf ein baldiges Ende der Theurung vorhanden war, immer noch gab Lenchen mit Freuden jedem Armen und ward nicht eher bekümmert um die Zukunft, als bis die letzten Pfennige den Boden ihres Schatzkästleins nicht völlig mehr bedeckten. Jetzt war ihr leid,

nicht etwa, als ob sie sich gefürchtet hätte, einmal hungrig zu Bette zu gehen, sondern darum, daß sie nun bald die Armen würde von ihrer Schwelle weisen müssen.

Dieser Kummer lag ihr schwer auf dem Herzen, aber ihren guten Eltern wollte sie denselben nicht offenbaren, weil diese so schon schwer genug zu tragen hatten. Daher blieb sie einmal bei Nacht länger wach am Spinnrocken, und als ihre Eltern schliefen, warf sie auf die Kniee sich nieder und betete inbrünstig zur heiligen Jungfrau Maria, daß sie sich ihrer annehmen und ihr auch ferner die Freude schenken möchte, den Nothleidenden zu helfen, wie bisher.

Und die heilige Jungfrau erhörte das Gebet des frommen Mägdleins und nahte ihr im himmlischen Lichte, reichte ihr eine Tasche von seltenem Gewebe und sprach zu ihr: „Du treue Magd, thue hinfort, wie du bis diese Stunde gethan, so wird dir meine Hülfe in jedem Drangsal nahe sein!“ Segnend legte sie ihre Rechte auf den Scheitel des Mägdleins und verschwand. Lenchen aber dankte ihr mit freudig erhobenem Gemüthe für die ziemliche Tasche. Sie fand darin drei Goldgulden, die ihr funkelnd in die Augen blitzten, weg dieselben in der Hand und überrechnete in ihres Herzens Freude, wie viel Hungernde sie davon speisen, wie viel Thränen sie damit trocknen wollte. Spät erst ließen die Pläne der Wohlthätigkeit sie den Schlummer finden, und als der erste Morgenstrahl in ihr Kämmerlein drang, stand sie eilends auf, damit ja keiner der Armen, die ihre Hülfe ansprechen würden, auf ihre Hülfe länger warten dürfte.

Nach dem Morgengebet eilte sie sogleich zu einem Bäcker, kaufte für einen der Goldgülden ihr Schürzlein voll Markusbrote und trat damit unter ihre Hausthür, und wenn ein Armer vorüberging, den rief sie zu sich und gab ihm ein Brot und hatte ihre innige Lust an der Freude der Getrösteten. Wenn sie aber ihr danken wollten, dann sagte sie bescheiden: „Die Gabe kommt nicht von mir, sondern von der heiligen Jungfrau Maria, die hat sie euch gespendet, und mich hat sie gewürdigt, daß ich ihre Armenpflegerin sein darf. Betet zu ihr, so wird sie uns Allen fernerhin helfen in dieser trüben Zeit!"

Am andern Morgen wollte sie wieder Brot einkaufen für ihre armen Kostgänger und griff in die Tasche, den andern Goldgülden herauszunehmen. Aber wie erstaunte sie, als sie auch den dritten wieder darin fand! Sogleich eilte sie zu dem Bäcker, meinend, sie habe gestern das Geld unversehends wieder mitgenommen und so den guten Mann bevortheilt, und frug ihn, ob er den Goldgülden noch habe. „Ei wohl, liebes Lenchen!" sagte der Bäcker freundlich und zeigte ihr denselben. Da erschrack sie fast, bald aber erkannte sie das Wunder und dankte noch einmal im Stillen recht inbrünstig der heiligen Jungfrau.

Jeden Morgen nun trat sie vor ihre Thür und theilte aus, ging auch in der Stadt umher in die Wohnungen der Kranken, die nicht zu ihr kommen konnten, und brachte ihnen Arznei und Speise. Denn wie oft sie auch ihre Goldgülden ausgab, immer, wenn sie in die Tasche griff, war die Zahl der drei wieder voll.

Die Fragen aber ihrer Eltern, woher dieser Reichthum ihr gekommen sei, beschwichtigte sie mit der treuherzigen Versicherung, daß sie kein Argwohn bekümmern dürfte, denn Gottes Segen ruhe auf dem Gelde.

Unzählig waren die Armen, denen sie durch ihre Gaben das Leben erhalten, unzählig die Kranken, denen ihre Hülfe die Genesung ermöglicht hatte. Darum, als die Theurung vorüber war, und ein Jeder mit freudigem Danke für Gottes Hülfe zurückblickte auf die trübe Zeit, da wurde die Schwelle des Leinwebers nicht leer von den Leuten, die seiner Tochter gleich wie einem Rettungsengel mit Thränen dankten, und Magdalene erschien vor Aller Augen wie eine Heilige.

Jetzt erwachte in dem frommen Mägdlein die Sehnsucht nach dem stillen, gottgeweihten Klosterleben. Sie nahm den Schleier und ward ein Vorbild ihrer Schwestern.

Später stiftete sie selbst ein Kloster in Erfurt, welches ihr zu Ehren das Magdalenenkloster genannt ward. In demselben soll lange Zeit die Tasche mit den drei Goldgülden aufbewahrt worden sein, bis das Kloster durch Feindeshand zerstört wurde.

Jetzt steht an seiner Stelle eine kleine Kirche, die Magdalenenkapelle, in welcher jährlich einmal Messe gehalten wird. Diese bewahrt in ihrem Namen das Gedächtniß der frommen Jungfrau für die späte Nachwelt.

31.

Die Verlobung

auf

Neuhaus.

Eine Stunde weit von der Stadt Patſchkau, im Neiſſer Kreiſe des Regierungsbezirks Oppeln, ſtanden bis 1832 die wenigen Trümmer der Burg Neuhaus, von deren Geſchichte nur ſehr wenig bekannt iſt. Die hier erzählte Sage gehört dem zwölften Jahrhundert an.

Ein Pilger kam vom heil'gen Land
nach langen Jahren wieder,
es deckte grobes Haargewand
ihm die gebräunten Glieder,
der Hunger peinigte ihn ſehr,
kaum trugen ihn die Füße mehr,
doch leuchtete aus ſeinen Blicken
der Heimkehr inniges Entzücken.

Denn iſt er erſt den Wald hindurch,
ſo kann er auf den Höhen
die Thürme ſeiner heim'ſchen Burg
von fern ſchon ragen ſehen.

Sein Weib, sein Kind, sie harren dort!
Sein Herz ist voll, und rüstig fort
eilt er auf den bekannten Steigen,
die Burg vor Nacht noch zu erreichen.

Da kommt ein Hirt und grüßt ihn schön:
„Wie weit gedenkt ihr heute?
Wollt ihr noch bis nach Neuhaus geh'n,
so geb' ich euch Geleite.
Ihr seid gewiß recht arm? Nun ja,
viel hohe Gäste trefft ihr da!
Ich kann den Weg euch nicht verdenken,
sie werden reichlich euch beschenken."

Der Pilger drauf: „„O nein, ihr irrt,
deß hab' ich kein Verlangen.
Doch sagt mir, welcher Festtag wird
wohl in der Burg begangen?""
„Ei", — spricht der Schäfersmann — „ihr müßt
hier fremd sein, daß ihr das nicht wißt!
Die Burgfrau wird dem Herrn von Gleichen
die Hand am Altar morgen reichen."

Da schrickt der Pilger bleich zurück,
ihm zuckt es durch die Glieder,
und feucht von Thränen wird sein Blick,
doch faßt er schnell sich wieder
und fragt: „„So geht die edle Frau
jetzt wohl zum zweiten Mal zur Trau?
O wollt mir doch davon erzählen,
so wird's an Kurzweil uns nicht fehlen."

„Je", — ſpricht der Schäfer — „herzlich gern!
Seht, unſ're Burgfrau hatte
zum Ehgemahl den beſten Herrn,
Bartholdus hieß ihr Gatte.
Der zog hinaus in's heil'ge Land,
und reichte ſcheidend ihr die Hand
und ſprach: Gott bleibe dein Behüter,
in zween Jahren kehr' ich wieder."

„Ich diente damals juſt im Troß
und hab' es ſelbſt geſehen,
wie ſchwer's ihm ward, von ſeinem Schloß,
von Weib und Kind zu gehen.
Er nahm ſein Töchterlein — das war
wohl damals kaum im achten Jahr —
er nahm's und netzte es mit Zähren,
als ſollt' er nimmer wiederkehren."

„Und dann ſein Weib — den letzten Kuß!" —
hier hielt der Schäfer inne,
„mich rührte's, daß ich weinen muß,
ſo oft ich darauf ſinne.
Sie ſchwur ihm Treue tauſend Mal
und gab ihm weinend bis in's Thal
mit ihrer Tochter das Geleite,
und hier am Walde ſchieden Beide."

„Der liebe gute Herre! Er iſt
noch nicht zurückgekommen,
auch hat man bis zu dieſer Friſt
kein Wort von ihm vernommen.

Er fiel gewiß im heil'gen Land
in blut'ger Schlacht durch Feindeshand,
  sonst hätten wir wohl Kund' empfangen,
  denn schon sind sieben Jahr' vergangen."

„Sein Weib hat viel um ihn geweint
  und ist ihm treu geblieben,
und wie Graf Gleichen, Bertholds Freund,
  die Werbung auch betrieben,
er würde wohl noch nicht ihr Mann,
wenn er nicht eine List ersann;
  denn hört, es brachte jüngst ein Bote
  die Nachricht von des Burgherrn Tode."

„Ihr seid ja fremd hier und, nicht wahr,
  ihr werdet davon schweigen?
Mein Bruder dient seit einem Jahr
  dem gnäd'gen Herren von Gleichen,
der hat die Botschaft, schlau erdacht,
der edlen Burgfrau hinterbracht
  im schlechten, staubigen Gewande,
  als käm' er aus dem heil'gen Lande."

„Nun soll die Hochzeit morgen sein!
  Je nun, der Graf ist bieder,
doch solch ein Herr, Gott gnade sein!
  wie Berthold, kommt nicht wieder.
Ei seht, wie wird's im Schlosse licht!
Hört ihr den frohen Lärmen nicht?
  Kommt, laßt uns etwas schneller gehen,
  damit wir sie bei Tafel sehen!"

Sie haſten ſich zur Burg hinan,
und Niemand wehret ihnen,
denn Alles iſt heut eifrig dran,
die Gäſte zu bedienen.
Sie kommen in den Tafelſaal,
dort ſchallen beim Verlobungsmahl
die Becher hell mit luſt'gem Klange
die Melodei zum Rundgeſange.

Am Vorſitz ſaß gar ritterlich
der Graf, und ihm zur Seite
die Burgfrau, hold und minniglich
im bräutlichen Geſchmeide,
und neben dem beglückten Paar
die Tochter ſaß mit blondem Haar,
und ringsum, ſtattlich anzuſchauen,
die Reih'n der fremden Heren und Frauen.

Von ferne ſteht der Pilgersmann,
blickt nach der Braut hinüber,
und wie er ſie ſo ſchauet an,
geh'n ihm die Augen über.
Er drängt mit tiefbewegtem Sinn
ſich hinter ihren Seſſel hin
und läßt ihr, unbemerkt von Allen,
ein Ringlein in den Becher fallen.

Und Lebehoch mit Hörnerklang
ſchallt wieder durch die Runde
und freundlich hebt die Braut zum Dank
den Becher nach dem Munde,

da sieht das Ringlein sie darin,
und setzt erschreckt ihn wieder hin
und ruft: „O Gott, mein treuer Hüter!
Sein Ring — Er lebt, er kehrt mir wieder!"

Und sanft auf ihre Schulter legt
die Hand der Pilger hinten,
und neigt sich vor zu ihr und frägt:
„„Freut's dich, den Ring zu finden?""
Da blickt sie um — „O Berthold, du!" —
sie stürzt um seinen Hals im Nu,
und stürmisch Lipp' an Lippe drücken
die Beiden, weinend vor Entzücken.

Und von des Weibes treuer Brust
kann nur der Ritter lassen,
um weinend auch mit Vaterlust
die Tochter zu umfassen.
Und jubelnd schallt es durch den Saal:
Willkomm', willkommen tausendmal!
Und alle Gäste eng umschließen
den Ritter jauchzend, ihn zu grüßen.

Nur Einer steht in stillem Schmerz,
das ist der Graf von Gleichen,
der drückt die Hand an's wunde Herz
und will in Frieden weichen,
und greift nach seinem Sammthaarett,
und reicht dem Ritter zum Valet
die Hand: „Gehab' dich wohl! Gott bleibe
fortan mit dir und deinem Weibe!"

Da hält ihn Berthold fest und spricht:
„„Du darfst mir so nicht scheiden!
Dein Schmerz, mein Hugo, soll mir nicht
der Heimkehr Lust verleiden.
Sieh da mein Mägdlein, hold und fein,
gelüstet dich's, um sie zu frei'n,
geb' ich das Jawort dir mit Freude,
und die Verlobung sei noch heute!““

Und heitrer wird des Grafen Blick,
er schauet mit Vergnügen
das Fräulein, und erkennt sein Glück
in ihren holden Zügen,
und sieht, wie sie, so gut und treu,
der edlen Mutter Abbild sei,
und faßt den Ritter bei der Rechten:
„Wohl, Schwäher, magst den Brautkranz flechten!“

Da scholl es wieder Lebehoch,
und beim Verlobungsmahle
am hellen Morgen klangen noch
die goldenen Pokale.
Der Graf, die junge Braut im Arm,
vertrank den letzten leisen Harm
und führte drauf im dritten Jahre
sein blondes Liebchen zum Altare.

32.

Das Gnadenbild

zu

Marienburg.

In einem blinden Fenster der Schloßkirche zu Marienburg steht ein zwölf Ellen langes, schön ausgehauenes und vergoldetes Marienbild mit einem Christuskinde auf dem Arme. Von diesem Bilde erzählt man nebst vielen andern auch folgende Wunder.

1.

War einst ein wackrer Bildner
mit gottgerechtem Sinn,
der hieb aus Stein das Bildniß
der Himmelskönigin.

Er fing es an als Jüngling
und sparte keinen Fleiß,
und bracht' es zur Vollendung
nur als ein hoher Greis.

Er opferte dem Werke
die ſchöne Lebenszeit,
doch als er es vollendet,
da hat's ihn nicht gereut.

Denn wer in ſeiner Werkſtatt
erſah das heil'ge Bild,
der ward von frommer Rührung
und ſtiller Luſt erfüllt.

Der Meiſter ſelber hatte
des Herzens Freude dran,
und kniete oft daneben
und betete es an.

Und was er erſt geſchaffen
aus kaltem harten Stein,
dem hauchte nun ſein Glaube
den Himmelsodem ein.

Drum als das Bild vergoldet
und fertig und bereit,
um aufgeſtellt zu werden,
da ward dem Meiſter leid.

Er ſtand in ſeiner Werkſtatt,
von ſtillem Schmerz erfüllt,
ſein feuchtes Auge letzte
ſich an dem heil'gen Bild.

Und vom gepreßten Herzen
sein Kummer wurde laut:
„So soll ich von dir scheiden,
wenn früh der Morgen graut?"

„Mir galt es hohe Wonne,
mein Leben dir zu weih'n,
und soll im Sterbestündlein
mich nicht dein Trost erfreu'n?"

Er legt sich spät auf's Lager,
er findet keine Ruh,
sein Kummer treibt ihn wieder
mit Macht der Werkstatt zu.

Er trägt zwei hohe Kerzen
von heil'gem Wachs hinein,
das goldne Bildniß strahlet
in seltsam hellem Schein.

Er sinkt auf seine Knice,
der gute fromme Greis,
und betet zu dem Bilde
so innig und so heiß.

Und sieh, das todte Auge
so mild auf ihn gewandt,
winkt ihm die Gottesmutter
gar freundlich mit der Hand.

Da füllt ein seltsam Sehnen
des Greises fromme Brust
er neigt sich und entschlummert
in sel'ger Himmelsluft.

Und als der Morgen graute,
da schlief noch sanft der Greis;
sein Oden war erstorben,
sein Antlitz kalt wie Eis.

2.

Als nach der für den Orden so unglücklichen Schlacht bei Tannenberg im Jahre 1410 die Polen Marienburg belagerten, zielte Einer ihrer Vornehmen seinem Sohne das goldene Marienbild an der Schloßkirche und gebot ihm, zum Spott mit der Armbrust darnach zu schießen. Der Sohn gehorchte, aber während er noch zielte, erblindeten seine Augen. Da ward der Vater zornig, und nahm im bösen Trotze nun selbst die Armbrust und schoß nach dem Bilde. Aber der schwere Eisenbolzen sprang zurück ihm an die Stirn, daß er alsbald todt niederstürzte.

Hierauf haben die Polen das Bild der Gottesmutter besser in Ehren gehalten und nicht mehr verhöhnet.

35.

Der Dombau

in

Köln.

Im Jahre 1248 beschloß der Kölner Erzbischoff Engelbert, Graf von Altona und Berg, einen Dom zu erbauen, größer, herrlicher und prächtiger, als je einer in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden zu schauen wäre. Aber ehe er beginnen konnte, starb er.

Sein Nachfolger, Conrad, Graf von Hochstädten, nahm den Plan wieder auf, ob aus gleich frommem Sinne, wie Engelbert, oder mehr um seiner, als Gottes Ehre willen, das weiß die Sage nicht; doch bezeichnet sie ihn als einen stolzen und prunksüchtigen Herrn. Da ihm das Domkapitel beistimmte, so ließ er alsobald einen Baumeister, den berühmtesten seiner Zeit, zu sich kommen und machte ihn mit seiner Absicht bekannt.

Höchlichst freute sich der Mann des ehrenvollen Auftrags und versprach, sogleich über einen Plan dazu bei sich zu berathen und ihn dann dem Herrn Erz-

bischof vorzulegen, beurlaubte sich, für das gute Vertrauen höflich dankend, und eilte nach Hause, um sofort die Zeichnung zu versuchen.

Aber die so erwünschte und in ihrer Art einzige Gelegenheit, sich Ruhm bei der Mit- und Nachwelt zu erwerben, ließ ihn nicht ruhen noch rasten und trieb ihn hinaus an die Ufer des Rheins, an dem er, gedankenvoll und alles Andere um sich her vergessend, fortwandelte, bis er an die sogenannte Frankenpforte kam. Hier setzte er sich sinnend auf eine Steinbank und fing an mit seinem Stabe Figuren in den Sand zu zeichnen, in welchen er Umfang und Gestalt des Domes berechnen zu wollen schien. Aber schneller noch, als die Gebilde entstanden waren, verwischte er sie wieder und zeichnete neue. Bei solchen stets wechselnden Entwürfen überraschte ihn der Abend, und nur der prächtige Anblick der mit ihren Scheidestrahlen sich im Rhein spiegelnden Sonne weckte ihn aus seinen Künstlerträumen und führete ihn zu der kühnen Vorstellung, einen Dom mit solchen himmelanstrebenden Thürmen zu bauen, daß dessen Spitzen, wenn Stadt und Strom schon von der Nacht bedeckt lägen, noch im goldenen Strahle der versinkenden Sonne glänzten. Dieser Gedanke entzückte ihn, und er suchte sogleich ein Bild davon im Sande zu zeichnen. Aber die Striche vervielfachten sich bis zur Verwirrung, und am Ende bröckelte der trockene Sand wieder durch einander. Der Meister rieb sich die Stirn; seine Kunst reichte der Einbildung nicht nach.

Da erhob sich plötzlich in seiner Nähe ein heiseres,

hämisches Gelächter, und ein Männchen mit grauem Haar, in schwarzer Kutte, trat geduckt und höhnisch feixend zu ihm hin und verstrich mit dem Fuße die Zeichnungen im Sande. „Plagt ihr euch vergeblich? Glaub' es gern, guter Meister! Was ihr begehrt, das ist nichts Kleines, da muß unsereins schon sinnen nach einem Plan. Zeigt her, vielleicht, daß mir's gelingt!" Mit diesen Worten nahm der unheimliche Alte dem Baumeister, der ihn staunend mit großen Augen maß, den Stab aus der Hand und begann zu zeichnen.

Schon bei den ersten Zügen erkannte der Meister in dem Entwurfe die tiefste Berechnung, die größte Kunstfertigkeit, und rief bewundernd: „Ihr seid Meister der Kunst!"

„In allen Künsten!" erwiederte der Alte, unheimlich schmunzelnd, und gab den Stock zurück, und wie ihn auch der Meister bat, die Zeichnung zu vollenden, er schüttelte den Kopf und sagte, ihn seitwärts spöttisch anlächelnd: „Meint ihr? — Nein, lieber Meister, da wäre ich wohl ein Thor, wenn ich einen solchen Plan, mit dem man unsterblichen Namen sich erwirbt, so für nichts und wieder nichts da herzeichnen wollte!"

Da glaubte der Meister den Alten verstanden zu haben, griff hastig in seine Tasche, hielt ihm auf der flachen Hand zehn blanke Goldgülden hin und rief: „Ist's so genug? — Gewiß, eurem Kleide nach seid ihr eben nicht reich; wohl, so nehmt und zeichnet weiter!" — Aber der Alte schlug ein so widriges Hohngelächter auf, daß dem Meister drob grauenhaft wurde und er einen Schritt zurücktrat. Das Gelächter stör-

ker noch und gräßlicher wiederholend, zog nun der Alte unter seinem Kleide einen straffen Beutel hervor, schüttelte ihn mit seinen krallenartigen Fingern vor dem Ohre des Meisters, und es klang wie lauter Gold!

Welch Mittel, zu dem gewünschten Plane zu gelangen, blieb nun dem Meister noch übrig? Bitten fruchteten nichts, denn der Alte war zu hämisch, Gold nichts, denn er war zu reich! — Da zückte der Meister hastig sein großes Messer, wie es Männer jener Zeit stets zu tragen pflegten, faßte mit der nervigen Faust den Alten bei der Brust und schrie ihm wüthend in's Gesicht: Zeichne weiter, oder stirb!"

Aber wehe, der scheinbar gebrechliche und kraftlose Alte hatte gar riesige Gewalt. Hohnlachend warf er der Meister zu Boden, entriß ihm das Messer und setzte es ihm auf die Brust. Durch den Schreck und Fall des Bewußtseins beraubt, lag der Meister lange am Boden, bis der Alte, auf ihm knieend, ihn mit der Versicherung, daß er nichts zu fürchten habe, wieder in's Leben zurückrief. „Steh auf", fuhr er höhnisch fort, „du bist ein wackrer Baumeister, ein reicher Mann, und magst dich auch zum Raubmord wohl verstehen, doch siehe, bei mir kommst du mit diesen Dingen nicht zum Ziele. Wenn du mir aber zu eigen giebst, was ich verlange, so will ich die Plan und Zeichnung vollenden, und du sollst Gold, Ehre und Ruhm davon haben!"

Dieses Anerbieten gab dem zerknirschten Meister wieder Leben, und hastig frug er, was der Alte für die Erfüllung seines Versprechens verlange?

„Deine Seele!"

Da schrie der Meister auf wie ein Rasender, schlug schnell ein Kreuz, und der Alte — war verschwunden.

Spät in der Nacht, wüsten Ansehens und taumelnd wie ein Berauschter, kam der Meister in seine Wohnung zurück, eilte ohne Aufenthalt in seine Schlafkammer und warf sich in seiner zerstörten Kleidung unruhig auf das Lager. Schlafen, träumen konnte er nicht, denn seine wilde Phantasie wiederholte die Begegnisse der letzten Stunden. Er sah den Plan zu dem Dome, der seinen Namen verewigen konnte, aber neben ihm stand der teuflische Alte und wiederholte mit einem Tone, der in sein Innerstes schnitt, die Forderung: „Deine Seele!" Ewig leben im Gedächtniß der Nachwelt, und ewig verdammt sein! — wie konnte er diese beiden Endpunkte vereinigen? Er fühlte es nur zu klar und knirschte, daß er dies eben so wenig wolle und könne, als die Spitze des Domes mit dem Grundsteine verbinden. So durchwachte er eine schreckliche Nacht.

Als der Morgen graute, sprang er von seinem Lager auf, griff hastig nach Pergament und Stift, um sich das gestern gesehene Bild zurückzurufen, aber sein Kopf war verwüstet, seine Hand gelähmt. Er versank in das dumpfe Brüten der Verzweiflung.

Aus diesem bejammernswerthen Zustande weckte ihn die Glocke zur Messe in der Apostelkirche, und schnell tauchte, wie eine liebliche Engelsgestalt, der Gedanke in ihm auf, in die Kirche zu gehen, um dort zu beten. Unverweilt trat er den Weg dahin an, schritt hinein.

in die Hallen und mischte sich unter die Betenden; selbst aber auch beten konnte er nicht. Wohin er blickte, grinzte ihm das hämische Gesicht des Alten entgegen. Wie ein Verstandloser eilte er zurück in seine Wohnung.

Am nächsten Abend schlich er voll unheilsamer Gedanken wieder hinaus zur Frankenpforte, wo er die ersten Entwürfe sich gebildet hatte. Hier fand er den Alten, wie er eben mit einem Stabe an die mit dunkelgrünem Moos bewachsene Mauer Linien zeichnete, welche wie brennender Schwefel glänzten. Sie schienen bald einzelne Theile eines großen Baues, bald das vollendete Gebäude selbst vorzustellen. Der Meister vergaß, als er die feurigen Gebilde sah, wer der Zeichner war, und trat unwillkürlich näher.

„Nun", redete ihn der Alte an, „willst du meinen Plan um den bedungenen Preis?"

Bei dieser Frage überlief es dem Baumeister die Glieder zugleich wie Todesfrost und Fiebersgluth. Aber die Ruhmsucht überwog die Sorge um sein Seelenheil, und das gräßliche Ja ging über seine Lippen. Drauf versprach ihm der Alte mit höhnischem Triumphlächeln, ihm morgen um Mitternacht hier den vollständigen Plan zum neuen Dome zu übergeben, und verschwand.

So war denn der verhängnißvolle Bund für Leben und Ewigkeit geschlossen, aber den Meister schien dies wenig zu kümmern. Er ging nächsten Tages wohlgemuth umher, um einen Platz zu suchen, wohin er seinen Dom bauen könnte. Er fand ihn, und seine Gedanken führten mit Blitzesschnelle den Bau auf, sahen

die Thürme wolkenan steigen, hörten den Ton des majestätischen Geläutes, der vieltausendstimmigen Orgel, sahen ungezählte Schaaren durch die kühnen Portale wallfahrten, um an den goldenen Altären Messen für die Verstorbenen zu hören, um ihre Seele aus dem Fegefeuer zu erlösen — Aus dem Fegefeuer erlösen! — diese unwillkürlich herbeigeführte Vorstellung traf seine Seele, wie den Verbrecher der Schlag der heiligen Vehme. Er wollte sich der Hölle auf ewig verkaufen, auf jede Erlösung verzichten, um vielleicht einige Jahrhunderte auf dieser Welt genannt zu werden! Er fühlte die Raserei seines Wahnes, Todesangst umklammerte sein Herz und trieb ihn zu seinem Beichtiger, um diesem Alles zu entdecken.

Der Mönch staunte, sein Erstaunen ward Freude, seine Freude Begeisterung, als er von dem neuen Dome und seiner Herrlichkeit hörte, und dringend ermahnte er den Meister, das Werk ja recht bald und kräftig zu beginnen. Aber seine Freude sank tief herab, als er die Bedingung vernahm, unter welcher nur er den Plan dazu erlangen könnte. Den Dom zu entbehren um Einer Seele willen, dazu konnte sich der prachtliebende und ruhmsüchtige Mönchsgeist nicht entschließen, eben so wenig wollte aber auch der Beichtiger um eines Erdengutes willen eine ihm anvertraute Seele verlieren. — Der Mönch versank in ein tiefes Nachdenken, und wenn ein Pfaffe einmal dazu genöthigt worden, kann man sicher annehmen, daß der Zweck durch List und Schlauheit, wenn auch nicht immer zur Ehre, doch stets zum Nutzen der Kirche erreicht wird. So auch hier.

Nach einigem Nachsinnen verschwand die trübe Wolke des Kummers von der Stirn des geistlichen Herrn; er hatte ein Mittel gefunden, Beides, den Plan zum Dome und die Seele des Baumeisters, zu retten. Er ging und brachte eine heilige Reliquie, gab sie dem Meister und unterrichtete ihn, wie er dieselbe gebrauchen müsse. Voll guter Zuversicht verließ der Meister den Beichtiger und konnte kaum die Nacht erwarten.

Der einbrechende Abend schon fand ihn an den Ufern des Stromes, in dessen abendsonniger Fläche nun bald die Thürme und Kuppeln seines Domes sich spiegeln sollten. Träumend bald vom nahen Glücke, bald sich ängstigend um den Ausgang seines Vorhabens, schritt er auf und nieder. Ehe er es ahnte, schlug die Mitternachtsstunde, und — Satan stand vor ihm, aber nicht als Greis, in schwarzer Kutte, sondern in seiner höllischen Herrlichkeit, in der glühenden Linken den Plan zum Dome, in der Rechten den Vertrag, wodurch die Seele des Meisters sein eigen wurde.

Wie erschrak da der gute Meister! Zitternd, die Hand vor der Stirn, wagte er nicht näher zu treten, noch weniger die dargebotene Zeichnung zu ergreifen. Nur dann erst, als ihn Satan ermunterte, furchtlos zu sein, den Plan zu empfangen und den Vertrag zu unterschreiben, ermannte er sich. Jetzt oder nie! dachte er und griff hastig nach dem Plane, schob ihn sofort in seinen Busen, zog dafür die Reliquie hervor und hielt sie dem Feinde seines Heiles entgegen. Dieser knirschte, als er sich so um den Plan und seinen Lohn betrogen sah. Fluchend suchte er die Pergamentrolle

dem Meister zu entreißen; als er aber sah, daß jede Mühe verloren sei, brüllte er im fürchterlichen Ingrimm: „Eines Pfaffen List hat mich betrogen, aber ihr sollt euch Beide des Betrugs nicht freuen, denn dieser Dombau soll nie vollendet werden, und dein Name soll unbekannt bleiben!“ Zugleich hüllte er sich in seinen Flammenmantel und verschwand unter gräßlichem Donnern.

Der Meister drückte zwar den Plan fest an seine Brust, aber seine Freude darüber war durch Satans Verwünschung sehr herabgestimmt, denn — sein Bau unvollendet, sein Name vergessen? — Die Beute hatte für ihn den Werth verloren!

Der Dombau ward eifrig begonnen, aber bald störten ihn die Fehden zwischen dem Erzbischofe und den Kölnern. Der Baumeister starb, und Niemand kennt seinen Namen.

Vielmal ward der Bau wieder aufgenommen und mit ungeheurem Geldaufwand betrieben, blieb aber zur Zeit der Reformation gänzlich liegen und ist bis diese Stunde nicht vollendet.

Vor einigen Jahren hat man jenes Pergament mit dem Riß des Domes, welchen Satan sich von dem Baumeister entwenden ließ, auf einem Fruchtboden wiedergefunden, und wohl könnte nun das Meisterstück altteutscher Baukunst nach dem ursprünglichen Plane vollendet werden, wenn nicht — Satans Fluch solches wehrte.

54.

Der Rüde

bei

Solingen.

Es war am vierten Tage vor dem Christfeste des Jahres 1424, um das Nachtwerden, als die Ritter und Jäger des jungen Herzog Roberts von Berg von der Jagd heimzogen nach Solingen. Tiefer Schnee lag auf Berg und Thal und hatte die Mühen des Tages um ein Ziemliches vermehrt; aber die rüstigen Männer waren heut doch wohlzufrieden, da zwei Wagen, mit allerlei Wildpret befrachtet, ihnen folgten. Rasch und schweigend rückte der Zug durch das Wupperthal, denn die harte Kälte trieb zur Eile, und der schneidende Wind wehrte den Waidmännern heute Gespräch und Gesang.

Da wurden ihrer Einige inne, daß der Herzog selbst nicht in ihrem Zuge sei, und sie frugen einander nach ihm, aber Niemand wußte Bescheid. Sie hielten also die Rosse an und stießen in ihre Hiefhörner, dem Herzog damit ein Zeichen zu geben; aber, wie sie auch lauschten, keine Antwort erfolgte. Nun zweifelten sie

nicht länger, daß derselbe weit vor ihnen schon auf das Schloß zurückgekehrt sei, und ritten unbekümmert weiter.

Plötzlich aber sprang vom Bergeshange ein Rüde durch den tiefen Schnee heran, und umkreiste den Zug mit kläglichem Gebell und ließ sich nicht abwehren mit den Peitschen, sondern that so ängstlich und zerrte die Jäger so hastig an den Mänteln, daß sie beschlossen, ihm zu folgen. Rasch und freudig wedelnd, sprang jetzt der Rüde seitwärts durch das überschneite Gestrüppe und Gestein, ihm nach in banger Erwartung die Jäger. Er führte sie weit auf die schroffen Berge an der Wupper und zuletzt sprang er heulend von der Felsenhöhe hinunter. Auf kurzem Umwege folgten ihm die Ritter und fanden ihn unten wieder. Kläglicher Anblick! — An allen Gliedern zerschlagen und verletzt und von der Kälte halberstarrt lag Herzog Robert im Schnee, unter ihm sein zerschmettertes Roß. Der Rüde leckte dem Herzog die Wunden und hauchte ihn an mit erwärmendem Oden.

„Um Gott, Herr, was ist mit euch? Ihr seid übel zugerichtet und habt einen schlimmen Sturz gethan?" So frugen die Jäger den Herzog, indem sie ihn aufhoben und in ihre Mäntel hüllten.

„Einen schlimmen Sturz!" erwiederte der Herzog, so gut er's in seinem kläglichen Zustande vermochte. „Denn seht, mein Roß ist zu Tode gestürzt, und ich selbst blute aus vielen Wunden und hätte wohl hier elend umkommen müssen, wenn mein treuer Hund nicht euch zu meiner Rettung berufen hätte."

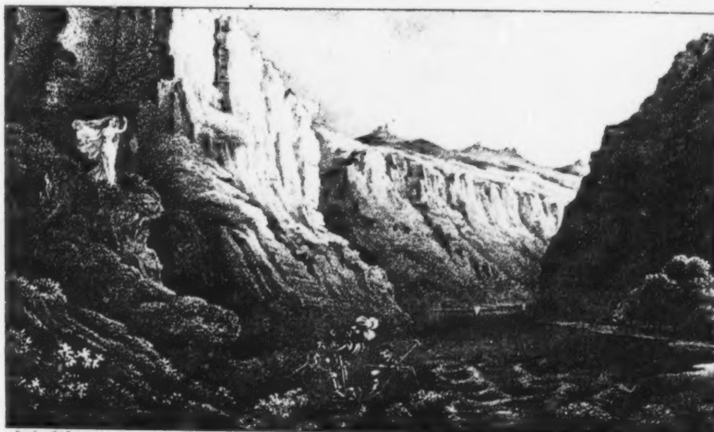
Der Herzog hatte mit seinem Rüden einen Hirsch verfolgt und war im unvorsichtigen Eifer und bei dem Dunkelwerden, durch welches betrügerisch der Schnee leuchtete, mit dem Rosse von der Felsenwand herabgestürzt. Als er aus seiner Ohnmacht wiedererwachte, fand er den treuen Rüden bei sich, der ihm das starre Blut von den Wunden leckte und zuletzt forteilte, um Hülfe zu holen, was ihm denn auch gelungen war.

Die Ritter trugen den Herzog auf den Armen nach dem Wupperhofe, wo er unter der sorglichen Pflege bald von seinen Verletzungen genas. Sein erster Ausgang war nach jenem Felsen, von dem er herabgestürzt war. Hier dankte er Gott inbrünstig für seine Rettung, und als der Rüde, der nicht von seinem Krankenlager gewichen war und ihn auch jetzt begleitete, freudig an ihm hinaufsprang, da drückte er denselben an's Herz mit dankbarer Rührung. Und damit die Treue des Hundes auch der Nachwelt kund werde, so ließ er ein riesiges Conterfei desselben in Stein hauen und auf der Höhe jenes Felsens aufstellen.

Dort hat es lange gestanden, bis es zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein arger Sturmwind herab in die Wupper stürzte. Wo es aber gestanden hat, die Stelle heißt noch heut am Rüden.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von C. Polz in Leipzig.



Druck v. C.C. Böhme, Leipzig

F.A. Berger gez. u. lith.

DIE JUNGFRAU DES LURLEY

Preußens
Volkssagen,

Mährchen und Legenden,

als

Balladen, Romanzen und Erzählungen,

bearbeitet

von

Widar Ziehnert.

Zweiter Band.

Leipzig, 1840.
Verlag von C. B. Polet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

		Seite
1.	Der Thürträger in Berlin	1
2.	Die Eselswiese bei Querfurt	8
3.	Das spinnende Fräulein von Scherven	18
4.	Der Hahnenstein zu Breslau	22
5.	Bischof Wulfhelm von Münster	27
6.	Die Bierbrüdersäule bei Königsberg	32
7.	Die Elfjungfer zu Magdeburg	35
8.	Emerentia's Hirsch zu Tangermünde	41
9.	Die Saat bei Schlebusch	44
10.	Der Bergmann von Benshausen	50
11.	Der Edelfalke auf Ottmachau	53
12.	Die Leichenflugbahn zu Magnit	60
13.	Ursprung und Name der Stadt Baldenburg	63
14.	Das Weinfaß in Gröningen	67
15.	Die Jungfrau des Lurlei	77
16.	Der Questenberg	84
17.	Die beiden Hufeisen in der Kirche zu Schwarzenstein	89
18.	Der Wucher-Bäcker in Berlin	93
19.	Die Taube zu Horter	97
20.	Der Gärtner auf Ezeschaus	98
21.	Die Heidenjungfrau in Glah	101
22.	Ludwig der Springer auf Giebichenstein bei Halle	103
23.	Der Räuber auf dem Geissenberge	111
24.	Das Eisengitter auf Kynast	113
25.	Frau Holla und die Knaben	114
26.	Das Hünenspiel	116
27.	Die kurze Rechnung	117
28.	Der Wolf und die Ziege zu Grefeld	120
29.	Entstehung von Andernach und Sinzenich	122
30.	Der schwarze See und Burgwall auf Rügen	123
31.	Der Neumondgeisterzug in Kreuzburg	124
32.	Das Kruzifix in Strombera	126
33.	Die Fremdentaufe in St. Goar	127
34.	Die faule Magd bei Strzelno	128
35.	Sagen des Doms in Magdeburg	130
36.	Die Erfindung am Spieße zu braten	131
37.	Das blutende Schwert an der Liebfrauenkirche in Halberstadt	132

Seite

38. Die Rosstrappe im Harzgebirge bei Aschersleben. . 142
39. Der Zauberring im See bei Aachen. 145
40. Der Glomsack in Memel. 151
41. Die Schützenprobe in Heinrichs. 152
42. Der Einsiedler bei Ellrich. 153
43. Der Mönch und der Wolf am Zobtenberge in Schlesien. 156
44. Der Narr des Verwerks Hülse bei Konitz. . . . 158
45. Affe, Schaf und Schwein am Dome zu Münster. . 160
46. Die Nese von Koppenstein. 161
47. Die Mägdeberge und der Mägdesee bei Berlin. . 168
48. Das westphälische Fegefeuer bei Paderborn. . . 170
49. Die Kapelle zu Maria-Ablaß in Cöln. 177
50. Der Schlußstein auf dem Domplatze in Halberstadt. 181
51. Name und Wappen der Stadt Heiligenbeil. . . 185
52. Die eiserne Jungfrau auf der Burg in Breslau. . 189
53. Die Ringe. 195
54. Die Mäuse bei der Askanienburg. 197
55. Der alte Dessauer und der Mäusknappe. . . . 201
56. Der heilige Adalbert bei Danzig. 205
57. Der Wärmelstein bei Magdeburg. 212
58. Die Linde und der Stein auf dem Kindelsberge in Westphalen. 214
59. Die Gründung der Stadt Thorn. 217
60. Michel Mort's Denkmal bei Kreuznach. 218
61. Adam und Eva in Danzig. 219
62. Der Feuerberg bei Halberstadt. 221
63. Der Reiblopf in Berlin. 223
64. Der Todesfluch in Merseburg. 226
65. Die Todestille zu Gorxel. 227
66. Der Pfick in Liebenhausen. 228
67. a. Hans Bleibans Säule in Bunzlau. 237
67. b. Die Teufelsmauer bei Lederose. 241
68. Das Galgenhaus in Berlin. 242
69. Heinrich Rouraf von Schmittburg, und Entstehung des Klosters Fürstenfeld am Rhein. 245
70. Das gealterte Brautpaar in Tilleda. 254
71. Der Teufelsberg bei Saarmund. 257
72. Die heilige Hedwig und Begründung des Klosters Trebnitz in Schlesien. 258
73. Das Kellermännchen in Lützen. 261
74. Das Hünenblut bei Egeln. 262
75. Der Kartenstein bei Elbing. 265
76. Der Butterwichtthurm in Marienburg. 266
77. Die schwarzen Brüder in Cöln bei Berlin. . . . 267

1.

Der Thürträger in Berlin.

Ueber der Thür des Hauſes Nr. 25 in der Wallſtraße befindet ſich ein Basrelief, welches einen Mann vorſtellt, der eine Thür auf dem Rücken trägt. Da nun bis zum Jahre 1735 das Köpenicker Thor dort ſtand, und auch die eiſernen Haspen dieſes alten Thores noch in dem Hauſe bewahrt werden, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß auch das Basrelief über der Thüre nichts anders ſei, als ein Gedenkbild des dortigen ehemaligen Thores. Die Sage aber hierüber lautet anders.

Es war einmal vor Zeiten
ein Schuſter in Berlin,
der mußt' oft Hunger leiden,
und Weib und Kind mit ihm.
Denn theuer war der Kleiſter,
Hanf, Leder, Span und Pech;
kaum brachte noch der Meiſter
das liebe Leben weg.

Oft wenn er saß und flickte,
ward's um das Herz ihm schwer,
er kratzt' im Kopf und rückte
sein Mützchen hin und her,
und rief: „Die Zuthat theuer
und nichts verdient dabei —
da hol' doch gleich der Geier
die ganze Schusterei!"

So warf er oft verzweifelt
das Handwerkszeug beiseit,
und schimpfte ganz verteufelt
stets auf die schlechte Zeit,
und sann und spintisirte,
wie er das Glück, das ihn
so gänzlich ignorirte,
möcht' in sein Stübchen zieh'n.

Sein Weib auch sann darüber
sich bald den Kopf entzwei,
denn freilich aß sie lieber
Biskuit als Wasserbrei,
und wäre gern gegangen
in Seide, Sammt und Taft,
hätt' gern auch Ring' und Spangen
und Schmuck sich angeschafft.

Drum mehr, als ihre Hände,
strengt' sie ihr Köpfchen an,
bis daß sie doch am Ende
den klügsten Weg ersann.

„Mann, weißt du was? Wir setzen
auch in die Lotterie,
das bringt uns rasch zu Schätzen,
wir wissen gar nicht, wie?"

„„Ja, das ließ' sich hören,""
sprach drauf zu ihr der Mann,
„„wenn nicht auch Nieten wären,
die man erwischen kann.
Ach, in dem ganzen Spiele
ist nur Ein großes Loos! —
Wenn das auf uns just fiele?
Potz Blitz! das Glück wär' groß!""

„„Wie würden da die Leute
so neidisch auf uns seh'n,
wenn wir in Sammt und Seide
und Gold uns würden bläh'n!
Wenn wir spazieren führen
mit Zofe und Lakai,
und ließen uns tractiren
mit Wein und Leckerei.""

„„Wenn Kiste, Sack und Truhe
voll alter Thaler wär',
dann macht' ich keine Schuhe
und keine Stiefeln mehr!
Wie wollt' ich mich ergötzen!
Ja, Frau, du hast Genie!
Komm, schmatze mich! Wir setzen
gleich in die Lotterie!""

Er küßt sie im Entzücken,
und zieht den Beutel 'raus,
und kramt mit freud'gen Blicken
die karge Baarschaft aus;
und ob auch Silber wenig
und Gold kein Stäubchen drin,
er freut sich wie ein König,
denn 's langt zum Loose hin.

Er eilt hinaus zur Thüre
und kehret bald zurück:
„Sieh, Frau, an dem Papiere
hängt unser ganzes Glück.
Schau her, da steht's geschrieben,
's fällt ein Gewinn darauf,
denn, siehst du? Schatz, die Sieben
geht richtig drinnen auf!"

Das Glückspapier besehen
die Kinder nach der Reih',
und ihre Mäulchen stehen
weit auf mit Ach! und Oh!
Der Vater träumt in Freude,
die Arbeit schmeckt nicht mehr,
er wünscht, daß lieber heute
als morgen Ziehung wär'.

Und als der Tag gekommen,
da läßt's ihm keine Ruh,
da eilt er bang' beklommen
flugs früh dem Rathhaus zu,

und forscht nach seinem Loose,
ob's wohl ein Treffer ist,
und hört: Das ist das große!
und ruft: „O heil'ger Christ!"

„O lieber Gott im Himmel,
das hätt' ich nicht gedacht!"
Er drängt sich durch's Getümmel
und eilet heim mit Macht,
und außer sich vor Freude
ruft er fortwährend blos:
„Frau, wir sind reiche Leute!
Geschwind, geschwind das Loos!"

Doch wie erschrak der Meister,
als er dasselbe da
vorn an der Thür, mit Kleister
fest angeklebt, ersah.
Ergrimmt frug er die Kinder:
„Wer hat mir das gethan?"
Die sah'n wie arme Sünder
ihn ängstlich zitternd an.

Das Glücksloos von der Thüre
zu lösen wagt' er nicht,
weil diese Art Papiere
so leicht wie Amblatt bricht;
und doch galt's ihm so theuer,
denn zeigt' er das nicht hin,
so kriegt' er keinen Dreier
vom ganzen Hauptgewinn.

Er ſtand in Kümmerniſſen
und ſah die Thüre an,
er ſtampfte mit den Füßen
und kratzt' im Kopf und ſann,
und ſtand und ſann, und dachte
ſich dies und jenes aus,
und ſiehe, endlich brachte
er doch was Klug's heraus.

Aushob er raſch die Thüre,
und buckelte ſie auf,
und trug ſtatt dem Papiere
zum Rathhaus ſie hinauf,
indem er auf den Stiegen
ſtets ſchrie wie ein Profoß:
„Platz da und ausgewichen!
Ich bring' das große Loos!"

Drob haben wie die Kinder
ſich Alle ſatt gelacht,
dem Schuſter ſelbſt nicht minder
hat's großen Spaß gemacht,
zumal mocht' er ſich freuen,
als er das viele Geld
in langen Doppelreihen
flugs kriegte aufgezählt.

„Ade auf ew'ge Zeiten,
armſel'ge Schuſterei!
Ade, du Haus der Leiden,
ade dir, Waſſerbrei!"

So rief der Schuster lachend,
des vielen Geldes froh,
und lebt', es klüglich machend,
fortan in Florio.

Er ließ ein Haus erbauen,
und ob der Thür, als Schild,
ließ er in Sandstein hauen
sein eignes Ebenbild.
Dort steht er noch den Blicken
der neid'schen Nachwelt blos,
auf krummgebeugtem Rücken
das schwere große Loos.

2.

Die Eſelswieſe

bei

Querfurt.

Zur Zeit Kaiſer Friedrichs des Zweiten hauſte im Thüringerlande auf ſeiner Burg Querfurt Graf Bruno, ein wackrer, frommer Herr. Derſelbe hatte einen geſegneten Gau mit Feldern und Wäldern und Wäſſern, und allerlei Hab' und Gut in Fülle, und getreue Vaſallen, und ein wunderſchönes Weib, Ludgarden, ein gebornes Fräulein von Hainsburg; aber es fehlte ihm doch Eins zu ſeinem Glücke, und dies war ein Söhnlein, das einmal all' das ſchöne Beſitzthum erben und den Namen derer von Querfurt fortpflanzen ſollte. Der Graf gab reiche Geſchenke an die Klöſter zu Goſeck und Zeitz und ſparte keine Spende, und als trotzdem der Himmel ſeinen Wunſch nicht erfüllte, da ward er faſt betrübt und ging oft traurig und einſam im Schloßgarten herum und härmte ſich. Die Gräfin aber hatte leichtern Sinn und härmte ſich nicht, denn ſo ſchön, wie ſie war, ſo eitel und hoffärtig war ſie auch und

meinte, die Ehe' und Freuden der Mutterschaft würden mit den Sorgen und Mühen derselben zu theuer bezahlt.

Eines Abends lustwandelte sie mit ihrer Kammerfrau auf den grünen Auen am Ufer der Queene, und schwatzte eifrig zu ihr von Banketten und Turnieren, wie sie da geprunkt in köstlichen Kleidern, und wie alle Ritter sie bewundert und um sie gebuhlt hätten. Solch Gespräch aber war ihrem Dünkel eine Labe, also daß sie es nicht eher gewahr ward, wie eine Bettlerin ihr nahte, bis dieselbe sie flehentlich um ein Almosen ansprach. Die Bettlerin hatte zerlumptes Kleid und kummerwelkes Antlitz und trug auf ihren Armen zwei Kinder, die waren fast nackt und schrieen weinerlich nach einem Brodkrümlein; und wahrlich, es hätte das mögen einen Stein erbarmen! Aber die Gräfin erbarmte sich nicht, sondern zornig, sich in ihrem Gespräch gestört zu sehen, fuhr sie die Bettlerin barsch an und wollte vorüber, und als die arme Frau ihr vor die Füße fiel und sie am Saume des Kleides hielt und nochmals bat, sie möchte sich um der kleinen unschuldigen Würmlein willen ihrer erbarmen, da stieß die hartherzige Gräfin sie mit dem Fuße von sich und sprach: „Fort, du unsaubere Bettel! Hättest du nicht ein unzüchtig Leben geführt, so würde der Himmel dich nicht mit zween Kindern zugleich gestraft haben!" — Dies böse Wort ging der Bettlerin wohl tief durch das Mark, denn schaudernd raffte sie sich auf und sahe die Gräfin verächtlich an, als ob sie in ihrem zerlumpten Kleide sich doch besser dünkte als jene, und rief: „Euch soll Gott brandmarken, und Ihr sollt über nicht ein volles Jahr zwölf

Kinder zugleich gebären, damit Euer Gemahl daran Eure Sünde und Schande erkenne!" Und da stand die Gräfin, fast erschreckt durch die Keckheit der Bettlerin, und konnte lange nichts erwiedern. Wie aber zuletzt ihr wilder Zorn laut wurde, war die arme Frau mit den beiden Kindern schon längst in den nahen Gebüschen verschwunden. Es war aber der Gräfin nicht wohl um's Herz, und gar stillsinnig kehrte sie mit der Kammerfrau in die Burg zurück.

Mehrere Wochen darauf, als sie kaum erst des leidigen Andenkens an die Bettlerin sich entäußert hatte, fühlte sie sich Mutter und theilte solches ihrem Gemahl mit. Der war voller Freude und liebte sie nun täglich mehr und ließ sie wohl pflegen und behüten, ließ auch alle Arme im Gau speisen und tränken und dankte Gott, daß er seinen Wunsch erfüllen wollte. Und als zur Osterzeit der Tag der Entbindung nahe war, da ritt er nach dem Kloster Goseck, dort Messe lesen zu lassen für seine Gemahlin, daß der Himmel ihr in Gnaden beistehen möge in der schweren Stunde.

In Goseck aber begegnete ihm der Unfall, daß sein Roß über die Schwelle der Stallthür stürzte und lahm wurde, was ihn gar sehr bekümmerte, da in dem Kloster keine Rosse gehalten wurden, und die Heimkehr zu Fuß seiner Besorgniß um sein kreisendes Weib zu lange währte. Alsonach war er voller Freude, daß der Guardian des Klosters zum Heimritt ihm eine Eselin anbot, und ohne sich des unadligen Langohrs zu schämen, bestieg er dieselbe und ritt heim nach Querfurt. Ehe er aber dahin kam, erfuhr er gar Vieles.

Denn als er auf eine grüne Wiese unfern der Stadt kam, da ward plötzlich die Eselin scheu, bäumte sich und wollte nicht zollbreit vorwärts, wie er auch die Sporen brauchte. Das befremdete ihn, und er schaute nach dem Wege nieder und erschrak fast, denn rings um die Eselin lag ein ellenbreiter Reif von frischgefallenem Schnee. Seit Wochen aber war keine Flocke mehr gefallen in der Gegend, und die Bäume grünten schon und die gelben Himmelschlüßlein blühten lustig auf der Wiese. Also war dem Grafen kein Zweifel, daß es mit dem Schnee eine spukhafte Bewandtniß habe, und er stieg von der Eselin herab, kniete nieder und betete, gelobte auch, ein Kirchlein da zu bauen, wenn der Spuk ihn frei ließe. Hierauf verschwand der Schnee, und der Graf ritt weiter, aber nicht weit. Denn als er an die Querne kam, da sah er wenig wegab im Gesträuch am Ufer ein Weib mit einem großen Korbe, und erkannte sie am Kleide als die Kammerfrau seiner Gemahlin. Er ritt also hin zu ihr und frug, was sie da mit dem Korbe schaffe? Hierüber erschrak das Weib sichtbar, zog ängstlich ein Tuch über den Korb und erwiederte mit bebender Stimme: „Junge Hunde will ich ersäufen, hoher Herr!“ Darauf befahl ihr der Graf, den Korb zu öffnen, damit er die Hündlein sähe, und als das Weib sich dessen ängstlich weigerte, stieg er zornig von der Eselin ab, den Korb selbst zu öffnen. Nun fiel ihm die Kammerfrau zu Füßen und bat händeringend und mit lautem Schluchzen, er solle ihr das Leben sichern, so wolle sie Alles gern gestehen. Als nun der Graf in banger Erwartung

ihr mit seinem Worte das zugesagt hatte, da erzählte sie: Vor wenig Stunden wäre die Gräfin von zwölf Knaben zugleich entbunden worden, und hätte gefürchtet, es möchte ihr Gemahl dies als die Strafe für eine Sünde ansehen und sie darum verstoßen. Sie hätten also mit einander Rath gepflogen und in ihrer Angst keinen andern Ausweg gefunden, als den schönsten von den Knaben auszuwählen, die andern eilf aber in der Querne zu ertränken. — So beichtete die Kammerfrau mit lautem Weinen und bat noch einmal flehentlich um ihr Leben.

Der Graf aber öffnete den Korb und betrachtete die eilf nackten, einander so gar ähnlichen Knäblein mit Wohlgefallen, und die hellen Thränen rannen ihm über die Wangen, da er dachte, wie so bösen Herzens sein Weib sei, da sie so liebe unschuldige Knäblein, und obendrein gar ihre eignen Kinder, ertränken lassen wollte. Er dankte aber Gott, daß der spukhafte Schnee ihn aufgehalten hatte, denn ohnedem wäre er schon vorbei gewesen an der Wiese, als die Kammerfrau dahin kam, und die böse That wäre geschehen. Dann befahl er der Kammerfrau, den Korb mit den Kindern zu einem Töpfermeister in die Stadt zu tragen, der Gräfin aber kein Wörtlein davon zu sagen, sondern sie vielmehr zu berichten, als habe sie die Kinder in der Querne ertränkt. Dies that die Kammerfrau und stellte den Korb im Hause des Töpfermeisters ein. Gleich darauf kam auch der Graf nach und bat den Meister, der ihm seit längerer Zeit zu Dank verpflichtet war, er möchte einige wackere Bürger in der Stille

zuſammenrufen, weil er ihnen etwas Wichtiges anvertrauen wolle. Der Töpfer berief fünf der beſten unter den Bürgern, und der Graf übergab ihnen ſeine eilf Knäblein zur Erziehung und verſprach, ihnen alle Mühe und Sorge reichlich zu vergelten. Die guten Leute meinten aber, das ſei nicht vonnöthen, habe ja der liebe Herr ihnen immerdar Gutes gethan, und ſie wollten die Knäblein auch ohne Entgeld pflegen als ihre eigenen Kinder. Es nahm nun von den fünfen jeder eins, der Töpfer aber behielt die übrigen ſechs, denn er hatte die kleinen Kinder herzlich lieb. Noch legte der Graf den wackern Bürgern ſtrenges Stillſchweigen auf, dann ritt er auf ſeiner Eſelin vollends heim in die Burg.

Hier grüßten ihn Alle mit Freuden, und die reueloſe Gräfin rief ihn an ihr Bett und hielt ihm das Knäblein hin und ſprach: „Siehe, das iſt der Erbe unſerer Güter, das iſt der Stammhalter derer von Querfurt. Danke Gott, daß er mich hat dieſes holden Söhnleins geneſen laſſen!“ Dabei blickte ſie ihren Gemahl gar holdſelig an, die Falſche, und er küßte den Knaben wohl und ſtellte ſich fröhlich, aber im Herzen verabſcheute er das bösherzige Weib und mochte ſie nicht mehr lieben, denn er dachte immer der Kammerfrau mit dem Korbe am Querneufer. Und wie auch die Gräfin ihn ſpäter liebkoſete, er blieb kalt gegen ſie, und ſie merkte es wohl, aber daß ihre böſe That entdeckt und verhindert worden ſei, davon kam ihr keine Ahnung in den Sinn.

Noch in demſelben Sommer ließ der Graf die

gelobte Kirche dort, wo der Schneeriß ihn verzögert hatte, auf der Wiese erbauen, und weil er eben damals auf der Eselin geritten war, so wurde die Wiese die Eselswiese genannt.

Sechs Jahre seit dem Geburtstage der zwölf Knaben waren vergangen. Die Bürger hatten ihre zwiefache Zusage, die anvertrauten Pflegekinder mit aller Sorgfalt und Liebe zu erziehen und davon zu schweigen, getreulich erfüllt. Die elf Knaben waren bei ihnen zu ihrer und des Grafen Freude fröhlich herangewachsen, die Gräfin aber hatte kein Sterbenswörtlein davon erfahren.

Da ließ Graf Bruno zur Osterzeit, gerade am Geburtstage der Knaben, seine Vasallen, die Ritter von Takau, Schömburg und Hainsburg, und den Töpfermeister mit den fünf andern Bürgern von Querfurt, und außerdem viele Freunde und wackere Männer auf die Burg entbieten. Als sie aber alle versammelt waren und auch die Gräfin mit ihren Kammerfrauen im Saale erschienen war, da winkte er dem Töpfermeister. Der ging hinaus, kehrte aber bald zurück und führte die zwölf Söhne des Grafen herein, welche alle einerlei Kleidung trugen und so ganz einander glichen, daß alle Anwesende, die nicht darum wußten, sehr erstaunten und einander frugen, wer die Kinder wären? Der Graf aber wandte sich zu seiner Gemahlin und sahe sie stechenden Blickes an und sprach: „Siehe nun, welcher ist unser Sohn?“

Da brach die Gräfin ohnmächtig zusammen, und die Kammerfrauen sprangen ihr erschrocken bei. Der Graf aber achtete das nicht, sondern rief die Vasallen und Bürger hinaus auf einen grünen Raum vor der Burg, unter freiem Himmel Gericht zu halten, und erzählte ihnen die große Sünde seines Weibes. Die wackern Männer schauderten allzugleich, und ihre Herzen empörten sich, und sie erhoben einen argen Lärmen des Entsetzens und des Zornes. Einer aber von ihnen, der von Takau, erkannte der Beklagten die Eisenschuhe und den Oelkessel zu, und da stimmten ihm Alle bei und forderten laut den qualvollen Tod der Gräfin. Darüber ward nun ein lauter Streit, denn dem Grafen dünkte das Urthel zu hart, und er gerieth hart zusammen mit dem von Takau, der ihm nicht weichen wollte, außer wenn Gott ein Wunder thäte. Da stieß der Graf zornig sein Schwert in den grünen Rasen, und siehe, — Gott ließ ein Wunder geschehen, daß alsbald ein klarer Quell lustig aus dem Rasen hervorsprudelte.

Die Ritter staunten und lobten Gott, der von Takau aber reichte dem Grafen die Hand und sprach: „Mögt ihr nun selbst ein milder Urthel fällen, denn ich mag nicht streiten wider göttlich Zeugniß!“ Darauf beschloß der Graf, seine Gemahlin durch Todesangst zu strafen, und ließ den Rost und die Eisenschuhe bringen und einen Oelkessel füllen und ein helles Feuer darunter anschüren, daß der Rost bald glühte wie Hohofengluth, und das Oel im Kessel sott und wallte. Dann gebot er, sein Weib herbeizuführen.

Sie schwankte bleich und entstellt heran, den scheuen Blick auf die Erde geheftet, und als ihr nun der Graf das Urthel vorlesen ließ, nämlich daß sie sollte in den Eisenschuhen auf den glühenden Rost treten und dann in dem siedenden Oele gesotten werden, da brach sie mit einem gräßlichen Schrei wieder ohnmächtig zusammen.

Das war dem Grafen genug, und er entließ die Vasallen und Bürger und belohnte die letztern, und namentlich den Töpfer, gar reichlich für die Erziehung seiner Söhne. Denn fortan blieben die Knaben bei ihm auf der Burg und wurden nachmals recht wackere Männer und rüstige Kämpen, so daß ihr Vater seine herzliche Freude an ihnen hatte.

Die Gräfin Ludgarde aber ging in ein Kloster, ihre Sünde zu büßen.

Die Eselswiese weiß in Querfurt jedes Kind, denn auf derselben ist alljährlich am dritten Osterfeiertag ein lustiger Jahrmarkt, wo die Töpfer den Grafen Bruno auf der Eselin sitzend, gar schön aus Thon geformt, schockweise um ein Weniges verkaufen, und zwar zufolge eines alten Privilegium, welches das Andenken des braven Töpfermeisters, der die sechs Knaben zu sich nahm, immer neu erhalten sollte. Das Kirchlein auf der Eselswiese steht noch, ist aber jetzt der Schießstand für die Vogelschützen. Auch der Quell, den Bruno's Schwert aus dem Rasen hervorrief, sprudelt noch heut und heißt der Brunequell, und in der

Schloßkirche zu Querfurt ist auf einem Grabmal das steinerne Bild eines geharnischten Ritters zu sehen, den man, weil zwölf Engel um ihn knieen, für den Grafen Bruno mit seinen zwölf Söhnen hält. Aber daß die eisernen Schuhe und der Oelkessel noch vorhanden wären, das mag ja Niemand eher glauben, als bis er sie gesehen hat.

3.

Das spinnende Fräulein

von

Scherven.

Scherff, auch Scherven oder Amtmannsscherven genannt, sonst sehr bedeutendes Rittergut, liegt in der Bürgermeisterei Odernthal im Mühlheimer Kreise des Regierungsbezirks Köln. Vom alten Schlosse Scherven steht nur noch ein einzelner Thurm. — Die Sage gehört dem dreizehnten Jahrhundert an.

In stiller Kammer zu Scherven wacht
schön Gundchen spät noch um Mitternacht,
und sitzt am goldenen Rocken und spinnt
zum Brauthemd die Fädchen, und seufzet und sinnt
an Hilderich, ihren Verlobten.

Der war gezogen in's heilige Land,
für den Glauben zu kämpfen mit starker Hand,
und hatte beim Scheiden noch theuer gelobt,
er wolle, sobald er sich wacker erprobt,
heimkehren zu froher Vermählung.

Und morgens und abends oft hatte die Braut
vom Söller hinaus auf die Straße geschaut,
und hatte geharret; ach, aber schon war
zur Hälfte verflossen das fünfte Jahr,
und immer noch kehrt' er nicht wieder.

Da währte dem Mägdlein die Zeit, ach, so lang,
da ward ihr im Herzen so ängstlich und bang,
sie fand keine Ruhe, und spät in der Nacht
noch hielt sie am Rocken oft traurige Wacht,
und dachte des Liebsten mit Thränen.

„Ach, Hilderich, kehrst du? wann kehrst du zurück?
Hält dich in der Ferne ein böses Geschick?
Durchbohrte ein Schwert dich in blutiger Schlacht?
Oder hat dich der Seldschuck zum Sclaven gemacht?
Oder bist du mir treulos geworden?"

„Ach, Hildrich, was säumst du die Heimkehr so lang?
Das Säumen, das macht mir im Herzen so bang.
Das Brauthemd ist fertig, das Kränzchen bereit!
Was säumst du noch ferne? Rasch fliehet die Zeit,
drum eile zum Liebchen zu kommen!"

Ihr rinnen die Thränen wie Perlen vom Aug',
da weht durch die Kammer ein eisiger Hauch,
die Thüre geht auf, und in Nebel gehüllt
schwebt näher ein bleiches Geisterbild,
und Gundchen erkennt den Geliebten.

Er blickte sie an mit schmerzlicher Lust
und legte die Rechte betrübt auf die Brust.
Dort klafften zwei Wunden, von Herzblut roth,
dort hatt' ihn erfaßt der blutige Tod,
der Tod für den heiligen Glauben.

Noch winkt' er dem Liebchen mildlächelnd zu,
als wollt' er ihr sagen: „Was weinest du?
Sei freudig! Noch ehe der Morgen graut,
da werden wir beide dort oben getraut,
dann endet dein Harren und Weinen!"

Drauf, wie wenn der Mond sich in Wolken verhüllt,
so schwand wie ein Nebel das Geistergebild.
Das Mägdlein aber weinte nicht mehr,
und spann gar lustig den Rocken noch leer,
und sank dann in friedlichen Schlummer.

Und als nun der Morgen die Fenster im Schloß
gar freundlich mit rosigen Strahlen begoß,
da waren die Wangen schön Gundchens so bleich,
da hatte die Braut im himmlischen Reich
den Bräutigam wieder gefunden.

Das Schloß ist zertrümmert; ein einzelner Thurm
noch trotzet mühselig dem Wetter und Sturm.
Aus diesem kommt Gundchen um Mitternacht
in weißer, alterthümlicher Tracht
mit dem Rocken den Schloßberg herunter.

Sie ſetzt ſich im Thale am graſigen Rain,
und ſpinnet gar fleißig im Mondenſchein,
und lächelt gar fröhlich, thut Niemand ein Leid,
und heißt in der Gegend dort weit und breit
das ſpinnende Fräulein von Scherven.

4.

Der Hahnenstein

zu

Breslau.

Vor alter Zeit lebte in Breslau ein herzoglicher Beamter, der hatte eine so wunderschöne Frau, daß ihn Alle darum beneideten, und wohl auch Viele im Stillen dieselbe begehrten. Besonders trachtete nach ihr ein vornehmer und reicher Ritter, und suchte sie durch allerlei Schmeichelei und Lockung zur Untreu an ihrem Gemahl zu verführen. Aber sie nahm ihre Pflicht und Treue wohl in Acht und wies den Ritter von sich, drohend, daß sie, wenn er mit seinen bösen und ehrlästerlichen Anträgen sie hinfort nicht verschonen würde, solches schon des übeln Leumunds halber ihrem Gemahl nicht länger verbergen möchte. Da sahe der Ritter denn wohl ein, daß er es anders beginnen müßte, stellte sich wehmüthig als Einer, der das Unrecht seines Begehrens einsieht, aber demselben nur mit Schmerzen entsagen mag, und gelobte ihr, nie mehr eine unerlaubte Neigung von ihr zu fordern, sondern vielmehr

ihre Nähe zu meiden. Er wußte es aber bald bei Hofe dahin zu bringen, daß ihrem Gemahl eine Gesandtschaftsreise in eine ferne Stadt übertragen ward.

Als nun der Beamte von seiner lieben Gemahlin schied, und dieselbe bitterlich weinte und ihn nicht von sich lassen wollte, weil ihr nichts Gutes ahnte, da zog er ein goldenes Kreuzlein hervor und sprach: „Liebes Weib, ich fürchte nichts; aber wie es auch kommen möge, siehe dies Kreuz! Wenn dir dasselbe wieder zu Augen kommt, ehe ich wieder bei dir bin, so magst du um mich trauern, als um einen Todten, denn ich werde es nicht von mir geben, so lange ich lebe!“ Er küßte sie noch vielmal innig, und sie gelobte ihm Treue, und Beide weinten, gleich als ob sie einander nie wiedersehen sollten. Darauf ritt der Beamte rüstig zum Nikolaithor hinaus.

Er hatte noch nicht ganz die zweite Tagereise vollendet, als ihn am Abend sein Weg durch einen dichten, finstern Wald führte. Arglos ritt er seine Straße, sinnend, wie er alle Aufträge wohl bestellen möchte; da stürzten plötzlich aus dem Dickicht drei verkappte Reisige auf ihn los, rissen ihn, ehe er sein Schwert zur Wehr ziehen konnte, vom Pferde herab, knebelten ihn, banden ihn quer über seinen Sattel und sprengten mit ihm querwaldein, etwa eine Wegstunde weit. Dann hielten sie vor einem einzeln stehenden Thurme, in dessen Thür der Kerkermeister mit einem großen Schlüsselbunde schon ihrer wartete. Er grüßte sie schweigend, führte sie in den Thurm, öffnete ihnen die Eisenthür eines Kerkers und bedeutete sie, den Gefangenen

hineinzuwerfen. Die Reisigen säumten nicht, fesselten den armen Beamten an die Mauer, fielen dann über ihn her und durchsuchten sein Kleid überall, bis sie das goldene Kreuzlein fanden. Das nahmen sie, gingen fröhlich fort und schlugen hohnlachend die Thür in's Schloß.

Solches Alles geschah auf den Befehl des bösen Ritters, der es zeitig genug — Gott weiß, durch wen? — erfahren hatte, wie der Beamte beim Abschied von seinem Weibe das goldene Kreuz zum Zeichen seines Todes bestimmte. Er hatte demselben die drei Reisigen nachgeschickt, daß sie ihm auf Seitenwegen zuvorkommen, ihn im Walde überfallen und in den ihm gehörigen Thurm werfen möchten. Es war wohl gelungen; der Ritter war im Besitz des goldenen Kreuzes. Doch wagte er dasselbe nicht sogleich zu nützen, um nicht Verdacht zu erregen.

Das treue Weib harrte in stiller Eingezogenheit der Rückkehr ihres Gemahls. Binnen drei Monden hatte er ihr versprochen heimzukehren, aber es verging der vierte, es verging der fünfte Mond, und er kam nicht! Bei Hofe war man besorgt, er möchte durch einen Unfall verhindert worden sein, seine Aufträge zu bestellen, und sendete ihm einen Boten nach. Derselbe war aber ein vertrauter Knecht des Ritters und nahm dessen Vortheil gar trefflich in Acht.

Nach zwölf Tagen kam er wieder und erzählte vor dem Herzoge: „Er habe unterwegs überall nach dem Beamten gefragt und endlich von zwei Kohlenbrennern erfahren, daß sie vor wohl fünf Monden einen

nackten Leichnam und nicht fern davon ein goldenes Kreuzlein gefunden hätten. Wahrſcheinlich hätten Räuber den Unglücklichen erſchlagen und ſeiner Kleider beraubt, in der Eile aber das goldene Kreuz wieder verloren. Dieſes hätten ihm die Kohlenbrenner auf vieles Bitten gegeben. — Alſo log der Bote und gab das Kreuz dem Herzoge. Dieſer ſchickte es dem Weibe des Beamten, ob ſie daſſelbe kännte? Und wie nun die Frau mit lautem Jammern und Weinen das Kreuz wiedererkannte, da war kein Zweifel mehr an der Ermordung des Beamten.

Drei Jahre lang betrauerte die ſchöne Wittwe ihren Gemahl, nicht Willens, jemals wieder ihre Hand einem Manne zu reichen. Aber der böſe Ritter, der ſich allmählig ihr wieder genähert hatte, drängte ſie mit ſtürmiſchen Bitten ſo lange, bis ſie endlich, wiewohl nur ungern und nicht ohne viele Thränen, in die Vermählung mit ihm willigte.

Derweilen litt der gefangene Beamte im Thurme großes Elend. Kein Sonnenſtrahl erwärmte die kalte moderfeuchte Luft ſeines Kerkers, ſchlecht und unſauber war die karge Nahrung, die man ihm reichte. Er wußte nicht, in weſſen Haft er ſich befände, aber daraus, daß ihm die Reiſigen das goldene Kreuz ſo gierig raubten, ſchloß er, es möchte darauf abgeſehen ſein, ihn um ſein liebes Weib zu betrügen, und dieſes Kümmerniß lag ihm ſchwer auf dem Herzen. Da hatte er einmal einen böſen Traum, als hielte ein fremder Rittersmann mit ſeinem Weibe das Beilager. Erſchrocken wachte er auf und rief: „O daß ich noch

einmal in Breslau bei meinem Weibe wäre, so wollte ich gern meiner Seele Heil dafür geben!"

Da erzitterte der Kerker wie von einem Erdbeben, und vor dem gefesselten Beamten stand der Herr der Hölle in seiner gräßlichen Gestalt und Pracht. „Ist dir's Ernst darum, sprach er, so will ich um den Preis deiner Seele dich nach Breslau bis in dein Haus bringen, ehe der Hahn kräht. Bedenke dich kurz, denn der Weg ist weit und Mitternacht bereits vorüber!" — Eine Weile sann der unglückliche Gefangene nach, dann zwang ihn die Angst um sein geliebtes Weib zu der gräßlichen Einwilligung. Alsbald löste der Satan ihm die Fesseln, nahm ihn auf seine Schultern, und hoch durch die nächtlichen Wolken ging die höllische Fahrt, daß die Städte und Dörfer, Berge und Wälder, wie vom Sturmwind weggeweht, unter ihnen zurückflogen.

Nur eine kleine Strecke noch waren sie von Breslau entfernt, da begegnete ihnen ein Gehülfe des Satans, der erstaunte, seinen Meister unterwegs zu finden, und frug, wen er da trage, woher und wohin? und mehr solches. Der Satan gab ihm kurzen Bescheid und hastete sich dann mächtig, die Säumniß wieder einzubringen; aber es gelang ihm nicht. Ehe sie an das Nicolaithor kamen, da flog aus einem nahestehenden Häuschen ein Hahn auf und krähte laut, daß der Böse seinen Reiter vor Schrecken herabgleiten ließ. Er hatte sein Wort nicht zu erfüllen vermocht und schwang sich brüllend in die ob're Luft.

Der Gerettete aber dankte Gott und eilte, das Herz voll von dem seltsamen Gefühle, das man hat, wenn man nach langer Zeit einmal in seine Heimath wiederkehrt und nicht weiß, ob man da Lust oder Leid findet, seinem Hause zu. Was ihn geträumt hatte, war hier Wirklichkeit; denselben Tag noch sollte die Hochzeit sein. Aber welche freudige Ueberraschung für das treue Weib, als sie ihren vielbeweinten Gemahl wieder an das Herz drückte! Das war nach drei traurigen Jahren ein fröhlich Wiedersehen!

Am Morgen ging der Beamte, den Ritter beim Herzoge zu verklagen, denn die Erzählung seines Weibes, verglichen mit dem, was ihm in den drei Jahren begegnet war, erfüllte ihn mit gerechtem Verdacht. Der Herzog gab sogleich Befehl, den Ritter, so wie den Knecht, welcher dem Beamten als Bote nachgeschickt worden war, zu verhaften, aber Beide waren schon, von des Beamten Heimkehr benachrichtigt, heimlich aus der Stadt entwichen. Niemand weiß, was aus ihnen geworden ist. Der Heimgekehrte lebte aber noch lange Zeit glücklich mit seinem holden Weibe.

Zum Andenken an die wunderbare Fahrt und Rettung des Beamten ward vor dem Nicolaithore zu Breslau ein Stein errichtet, auf dessen einer Seite ein Hahn, auf der andern ein Kreuz, und auf der dritten ein eilender Reiter zu sehen ist. Dieser Stein heißt der Hahnenstein.

3.

Biſchof Wulfhelm

von

Münſter.

Die Sage fällt in die Regierungszeit des Kaiſers Ludwig des Deutſchen, ohngefähr 855.

In finſtrer Nacht bei Sturm und Regen
ſert Kaiſer Ludwig durch den Wald.
Die Herbſtluft weht ſo naß und kalt,
und fahrvoll iſt's aufs finſtern Wegen.
Die Furcht zwar kennt der Kaiſer nicht,
doch ſieht er's auch nicht ohne Freude,
als durch die Nacht der ſchwarzen Haide
von fern ein flimmernd Lichtchen bricht.

Er eilt drauf zu mit raſchem Schritte
und trifft in Katzenhauſen ein,
und klopft am trüben Fenſterlein
der erſten, matterhellten Hütte.
Der Pater Wulfhelm wohnte da,
ein Mann mit hochgerechtem Sinne,

der, arm an irdiſchem Gewinne,
das Pfarreramt des Orts verſah.

Kaum hörte er das Klopfen draußen,
da öffnete er raſch die Thür:
„Wer ihr auch ſeid, willkommen mir!
Das Wetter iſt heut feindlich außen.
Was meine Hütte in ſich faßt,
das will ich redlich mit euch theilen,
und wollt ihr hier die Nacht verweilen,
räum' ich mein Lager gern dem Gaſt."

Geſchäftig bringt er Trank und Speiſe,
und während ſich der Gaſt erquickt,
ſchürt er das Feuer friſch und ſchickt
ein Lager zu mit regem Fleiße,
und trocknet ſeines Gaſtes Kleid,
und als er Alles wohl vollendet,
da ſetzt er ſich zum Tiſch und wendet
zum Fremden ſich voll Freundlichkeit.

Sie ſchwatzen lange froh und heiter,
und immer ahnt es Wulfhelm nicht,
daß er mit ſeinem Kaiſer ſpricht,
denn prunklos ſind ja deſſen Kleider.
Er ſieht ihn blos als Waidmann an,
und als ſie ſich auf's Lager legen,
da ſpricht er: „Gottes Schutz und Segen
auf euern Schlaf, ihr Jägersmann!"

Und als der Kaiſer früh beim Scheiden
ihm dankt und ſpricht: „„Nun ſaget an,
womit ich's euch vergelten kann?““
erwiedert Wulfhelm ihm beſcheiden:
„Nicht iſt's des Dankes noth bei mir!
Ich konnt' euch ja nur ſchlecht bedienen,
und iſt's euch dankenswerth erſchienen,
ſo dankt dem lieben Gott dafür.“

„Doch wollt ihr mir zum Angedenken
zu einem neuen Gürtelband
vom erſten Hirſch, den eure Hand
erlegt, ein Stücklein Leder ſchenken,
ſo freut mich's mehr als Geldgewinn.“
Er ſprach's. Der Kaiſer lacht' im Stillen,
verhieß, den Wunſch ihm zu erfüllen,
und ſchied mit ſtillvergnügtem Sinn.

Schon war's ſeitdem an fünfzehn Wochen,
der fromme Pater Wulfhelm ſann
längſt nicht mehr auf den Jägersmann
und was beim Abſchied er verſprochen;
da riß ſein morſcher Gurt entzwei,
und an den Jäger dacht' er wieder:
„Ei wäre — brummt er vor ſich nieder, —
der Waidmann jetzt dem Worte treu!“

Und ſieh, da hält vor ſeiner Pforte
ein Herold auf geſchmücktem Roß,
begleitet von des Kaiſers Troß,
und grüßt mit ehrerbiet'gem Worte

und spricht: „Mein Herr, der Kaiser schickt
den Gurt euch, den vor fünfzehn Wochen
er bei dem Abschied euch versprochen,
und wünscht, daß er euch niemals drückt!“

Der Herold spricht's und überreichet
ihm einen Gurt, mit Gold gestickt
und mit Rubinen reich geschmückt,
und auch ein Schreiben. Wulfhelm neiget
vor seines Kaisers Gruß sich tief,
und liest im Brief mit stiller Freude,
wie ihn des Kaisers Huld noch heute
zum Bischofstuhl nach Münster rief.

Er faltet frohbewegt die Hände
und ruft: „Mein Kaiser will's! Wohlan,
das heil'ge Amt, ich nehm' es an,
will's führen treu bis an mein Ende!
Er sprach's, und redlich hielt er Wort.
Noch segnet Münster sein Gedächtniß
und pflanzt, als heiliges Vermächtniß,
die Sage von dem Gürtel fort.

6.

Die Vierbrüdersäule

bei

Königsberg.

In der Fischhäuser oder Kapornischen Heide ohnfern Königsberg steht seit undenklichen Zeiten eine hölzerne, zwölf Ellen hohe Säule, welche die Vierbrüdersäule genannt wird. Von ihrer obern Spitze gehen vier Arme kreuzweise aus, deren jeder einen bärtigen Kopf mit einem Helme trägt. Die Köpfe schauen alle nach dem Mittelpunkte der Säule, auf welchem ein schüsselförmiger Knopf steht. Wessen Köpfe das aber sein sollen, das weiß die Geschichte nicht, und die Sage ist darüber mit sich auch noch nicht einig geworden.

Im Jahre 1295 — so erzählen Einige — begab sich's, daß Martin von Golin, ein tapferer Ordensritter mit vier seiner Waffenbrüder, Dyvel, Stobemel, Kubare und Nakaim, eine Mahlzeit im grünen Walde

hielt. Wie sie nun arglos speiseten, wurden sie unversehends von einer Schaar Sudauer überfallen und vier von ihnen erschlagen, ehe sie sich aufraffen und zur Wehre setzen konnten. Nur Golin war mit Mühe entkommen. Der hinterbrachte dem Orden die traurige Mähr und forderte sie auf, blutige Rache zu nehmen an den Sudauern; auf der Sterbestätte seiner erschlagenen Waffenbrüder aber errichtete er ein schwarzes Kreuz. Statt dessen ließ später der Landmeister Querfurt die Säule errichten.

Eine andere Sage lautet so: In stolzer Siegesgewißheit hatten die Ordensbrüder auf ihrem ersten Zuge gegen die Sudauer nur wenig Volk in's Feld geführet und erlitten eine große Niederlage. Diese zu rächen, fielen vier starke Ordensbrüder, Martin Goblin, Conrad Entkin, Jacob Stobemel und Malachias Koblenz, mit einer tapfern Schaar bei Nacht in Sudauen ein, wo sie an die neunzig Vornehmen des Landes, welche sich auf einem Bankett berauscht hatten, in tiefem Schlafe erschlugen und reiche Beute wegtrugen. Zum Andenken an diese kühne That ward den vier Ordensbrüdern die Säule gesetzt.

Noch sagen auch Einige, es wären dort vier Brüder hingerichtet worden, Andere wieder, es wären vier Brüder von dort aus in die Welt gegangen und hätten nach Jahren sich dort wieder getroffen. So ist die Sage nicht mit sich einig.

Das Domainenamt in Kapern muß die Säule, wenn sie umgeworfen oder beschädigt wird, wieder

aufrichten und ausbessern lassen, wobei sonst viele Ceremonien üblich waren, welche aber jetzt veraltet sind bis auf eine, nemlich daß die Zimmerleute, die an der Säule bauen sollen, dieselbe zuvor feierlich grüßen.

7.

Die Elbjungfer zu Magdeburg.

In Magdeburg vorzeiten ließ
sich oft ein Mägdlein seh'n,
das man gleich wie ein Englein prieß,
so lieblich war's und schön.
Ihr Antlitz war wie zartes Wachs,
ihr Aug' wie Aether klar,
und blond umfloß, wie goldner Flachs,
den Hals das Lockenhaar.

Sie trug ein hochgeschürztes Kleid
von wasserblauem Sammt,
ihr Schürzlein, kaum zwei Spannen breit,
war weiß und goldgestammt.
Ihr Mieder war schön lichtegrün
wie junges Nixengras,
auch war, so oft sie nur erschien,
der Rocksaum unten naß.

Sie kam, ein Körbchen an der Hand,
zu Markt und kaufte ein
Fleisch, Zugemüße allerhand,
und Brod und Obst und Wein,
und zahlte jedes Mal den Preis
in blanken Gulden aus,
und trug mit unverdroßnem Fleiß
den schweren Korb nach Haus.

Wohl mancher Jüngling suchte sich
in ihrem Aug' sein Glück,
doch sittsam und verschämt entwich
sie jedem Liebesblick.
Nur einem Fleischerburschen schien
in Lieb' sie zugethan,
denn oft von ferne sah sie ihn
mit wärmern Blicken an.

Und einst, als sie durch's Stadtthor ging,
um wieder heim zu geh'n,
da folgte der Gesell ihr flink
und grüßte sie recht schön,
und sprach: „Wohin, du holde Maid?
Wohl ist dein Dorf noch fern?
Willst du, so geb' ich das Geleit
bis heim dir herzlich gern."

Das Mägdlein sieht ihn freundlich an:
„„Das ist euch gern vergönnt;
nur fürcht' ich, daß sich uns're Bahn
zu bald nur wieder trennt!""

Doch achtet das der Jüngling nicht,
und drängt sich ohne Scheu
an ihre Seite eng und spricht
gar süß von Lieb' und Treu.

Und was er spricht, gefällt der Maid,
sie drückt ihm leis die Hand
und flüstert: „„Sieh, 's ist nicht mehr weit
bis dort zum Uferrand.
Komm mit, und ist dir's Ernst um mich,
wohlan, so frag' ich dann
daheim die Brüder, ob ich dich
in's Haus mitbringen kann.“

Da fragt der Jüngling: „Aber sag,
wo ist der Brüder Haus?
Was gehst du diesem Wege nach?
Der läuft am Strom hinaus.
Und sag, warum ist stets dein Kleid
dreizollbreit unten naß?
Sag an, du wunderholde Maid,
was doch bedeutet das?

„„Ei sieh, — so spricht das Mägdelein —
wie hast du leichten Sinn!
Sprichst mir von Lieb' und willst mich frei'n,
und weißt nicht, wer ich bin!
Doch weil ich dich gern leiden mag,
so will ich dir's vertraun;
nur aber lasse dir hernach
nicht vor dem Liebchen grau'n.““

„„Tief in der Elb' iſt unſer Haus,
dort wohnen wir verſteckt.
Die Brüder tauchen nur heraus,
wenn Nacht die Fluren deckt.
Ich aber muß zum Markte geh'n
nach Fleiſch und Brod und Wein,
und glaube, ſeit ich dich geſeh'n,
ging ich recht gern hinein!" "

„„Tief in dem Waſſer iſt es kalt,
da ſcheint kein Sonnenlicht,
da iſt der Nixen Aufenthalt,
der taugt für Menſchen nicht;
und nimmer giebt das Element
die Eingebornen los —
Nun ſieh, die Klippe, die uns trennt,
iſt, ach, ſo tief, ſo groß!"

Sie ſeufzt. Der Jüngling küßt ſie heiß
und ſpricht: „Süß Liebchen mein,
und wär' dein Brautbett kalt wie Eis,
ſo will ich dich doch frei'n!
Die heit're Luft, das Sonnenlicht,
der Erde grüne Pracht,
ich darb' es gern, es reut mich nicht,
wenn mir dein Auge lacht."

Und ew'ge Treue ſchwört er ihr
nochmals mit Mund und Hand.
Sie glaubt's und ſpricht: „„So harre hier
am grünen Uferrand.

Ich will's den Brüdern machen kund,
daß du mich möchtest frei'n
und tief bei uns im Stromesgrund
ein Nixenbürger sein.""

„„Drum harre hier, und achte auf!
denn zeigt sich auf der Fluth
ein Teller und ein Aepflein drauf,
so ist es Alles gut.
Dann springe nur getrost hinein,
du sinkst in meinen Arm,
ich führ' dich in mein Kämmerlein
und küss' und herz' dich warm.""

„„Doch färbt die Fluth sich purpurroth,
dann, Liebster, wein' um mich!
Dann büßte ich mit blut'gem Tod
die Liebe gegen dich.
Die strengen Brüder haben dann
im Zorn mich umgebracht,
weil ich den Fremdling liebgewann.
Nun, hoff' und hab' wohl Acht!""

Sie blickt' ihn an voll Zärtlichkeit
und tauchte in die Fluth.
Der Jüngling harrte kurze Zeit,
da wallt' es auf wie Blut
und schäumt' an's Ufer purpurroth.
Er sah's mit feuchtem Blick
und ging, betrübt bis in den Tod,
erst spät zur Stadt zurück.

Andere erzählen, die Elbjungfer habe den Fleischergesellen gleich mit in die Tiefe genommen, um ihn ihren Eltern vorzustellen. Zu einem Fischer aber, der ihres Bräutigams Freund war und am Ufer wartete, habe sie gesagt: Wenn ein Teller mit einem Apfel aus dem Wasser hervorkäme, so wäre es gut; färbten sich aber die Wellen roth, so wäre es um sie Beide geschehen. Bald aber habe der Fischer einen rothen Blutstrahl aus dem Wasser emporschießen sehen und zu seiner großen Betrübniß daraus erkannt, daß sein Freund den Eltern der Elbjungfer mißfallen, und sie ihn mitsamt der Braut ermordet hätten.

Auch erzählt man in Magdeburg viel von einer bösen Nixe in der Elbe, welche die überschwimmenden Leute hinunterzieht und ersäuft. Dieselbe läßt sich bisweilen bei hellem Tage sehen, wie sie am Ufer oder auf einem nahen Baume sitzend sich sömmert und die langen, goldgelben Haare strählt. Man hat sie schon mehrmal fangen wollen, aber sobald ihr Jemand naht, schlüpft sie hurtig in das Wasser.

Das Nixenvolk muß dort in der Elbe gar mächtig sein. Einst wollte die Magdeburger Bürgerschaft eine Wasserleitung aus der Elbe in die Stadt bauen und ließ Pfähle in den Fluß einrammeln. Aber da tauchten nackte Männer hervor und rißen alle Pfähle wieder heraus, und trieben es so arg, daß der Bau aufgegeben werden mußte.

8.

Emerentia's Hirsch

zu

Tangermünde.

Vor alter Zeit lebte in Tangermünde (im Stendaler Kreise des Regierungsbezirks Magdeburg) eine fromme Jungfrau, mit Namen Emerentia Lorenz, welche von ihren Eltern viel Vermögen und unter andern Ländereien auch einen großen Wald geerbt hatte. In diesen ging sie einstmals spatzieren, und da es eben das Pfingstfest und ein sonnenheißer Tag war, ließ sie sich den kühligen Schatten der Bäume so wohl behagen, daß sie immer tiefer waldeinwärts schritt, ohne einem getretenen Wege zu folgen. Erst als es dunkelte, dachte sie an die Heimkehr, aber ach, jetzt sah sie mit Schrecken, wie weit sie in ihrer Gedankenlosigkeit sich verirrt hatte. Nirgends konnte sie einen Ausweg, nirgends die Spur eines Steiges entdecken! Stundenlang irrte sie in großer Angst durch die Gebüsche, bis sie endlich ermattet unter einer Eiche hin-

sank und in einen tiefen Schlaf verfiel. Als sie aber kaum ein Stündlein da gelegen haben mochte, kam ein Edelhirsch durch den Wald heran und sah die Jungfrau unter einer Eiche liegen, nahm sie gar behutsam auf sein mächtiges Geweih und trug sie mit vorsichtiger Eile aus dem Walde heim nach Tangermünde. Vor ihrem Hause ließ er die Schlafende sanft niedergleiten und hielt bei ihr treue Wacht, bis sie munter ward. Wie freudig aber erstaunte da Emerentia, als sie sich daheim und an ihrer Seite den Hirsch sah. Sie nahm denselben dankbar in ihr Haus und pflegte sein, und fütterte ihn mit eigner Hand, ließ ihm auch ein goldnes Halsband machen, damit Jedermann ihn erkenne und die Jäger ihn schonen möchten. Denn je zuweilen kam dem Hirsche eine Sehnsucht nach seiner grünen Heimath bei, und er eilte hinaus in den Wald, sich einmal zu tummeln, kehrte aber immer bald wieder zurück in seiner Herrin Haus und blieb bei ihr, bis er starb. Da ließ ihn die betrübte Emerentia im Walde draußen begraben. Sein Geweih aber ließ sie zum steten Andenken in der Nicolaikirche aufhängen, nachdem sie auf demselben ihr eigenes Bild, künstlich aus Holz geschnitten, hatte befestigen lassen. Auch schenkte sie der Nicolaikirche einen großen Strich Waldes, welcher derselben jetzt noch als fruchtbares Ackerland reiche Zinsen trägt und bis diese Stunde das Lorenzfeld heißt.

Später, seit die Nicolaikirche als Lazareth benutzt ward, geschah es oftmals, daß Soldaten und namentlich im Jahre 1806 die Franzosen das Geweih mit

dem Bilde bespöttelten und mit ihren Waffen und Tornistern behingen. Zwar äußerte das Bild durch nächtlichen Lärmen seinen Zorn über die Entweihung, aber in der stürmischen Kriegszeit achtete man wenig darauf, und das Bild wäre wohl zuletzt ganz untergegangen, wenn nicht mehrere fromme Alterthumsfreunde demselben im Jahre 1831 einen ehrenvollen Platz in der St. Stephanskirche angewiesen hätten.

9.

Die Saat

bei

Schlebuſch.

Dieſe wohl wahre Begebenheit fällt in das ſiebzehnte Jahrhundert. — Schlebuſch iſt ein anſehnliches Dorf im Solinger Kreiſe des Regierungsbezirks Düſſeldorf.

Erweiſt ein Ehrenmann ſich klüger,
als zwanzig pfiffige Betrüger,
und führt er ſie recht tüchtig an,
dann lachen alle wack're Leute,
und unſereinem macht es Freude,
wenn man ſo was beverſeln kann.

Beim Kloſter Dünnwald lag ein Acker,
der war hübſch groß und trug recht wacker,
und Junker Hall von Schlebuſch nahm
ſo reichen Nutzen von dem Felde,
daß er alljährlich mehr zu Gelde
und ſchönen Ländereien kam.

Nun aber — war es wohl ein Wunder? —
kam auch den Mönchen je mitunter
ein Lüstchen nach dem Acker an,
so daß sie oft zu halben Tagen
in ihren Zellenfenstern lagen
und luchsend nach demselben sah'n.

Da rief denn oft ein feister Pater
zum andern blinzelnd: „**Mi confrater,**
placetne tibi dieses Feld?"*)
„„Ja, wenn man dies durch Dokumente
dem Kloster einverleiben könnte,
dann wär's um uns gar wohl bestellt.""

Sie räumen die verrußten Briefe
und Dokumente im Archive
wohl zehnmal täglich hin und her,
ob sie darinnen etwas fänden,
womit sie klar beweisen könnten,
daß jenes Feld dem Kloster wär'.

Doch fand sich keine Silbe drinnen,
sie mußten anders was ersinnen
und sannen gar nicht lang daran;
sie schrieben in verjährten Zügen
ein Dokument voll frecher Lügen,
und hingen falsches Siegel dran.

---

*) Lieber Bruder, gefällt dir dieses Feld da?

Und daß die Schrift ganz ächt erſcheine,
gab ihr der Rauchfang erſt die Bräune,
und dann des Kellers dumpfe Luft
mußt' auch bei mit ihr Scherflein tragen,
und gab der Schrift in wenig Tagen
den modrigen Urkundenduft.

Nun ging's zum Junker ohne Säumen:
„Seht, lieber Herr, was man beim Räumen
in dem Archive aufgeſtört!
Daraus erhellet klar und deutlich,
daß euer Acker unabſtreitlich
dem Kloſtergute angehört."

Da macht der Junker große Augen:
„„Was ſoll der ſchwarze Wiſch? Wir brauchen
hier wahrlich keine Schreiberei!
Das Feld iſt mein ſeit langen Jahren,
ihr mögt euch jedes Wort erſparen,
denn ihr gewinnt kein Zoll dabei!""

So ſtöbert er die Kloſterbrüder,
doch ſchlägt er ihr Gelüſt nicht nieder,
ſie fordern ihn vor das Gericht,
verweiſen auf die Dokumente,
in denen Alles deutlich ſtände,
und pochen drauf und weichen nicht.

Die Schöffen können nicht entſcheiden,
die Mönche ſchimpfen laut und ſtreiten
und droh'n dem Junker mit dem Bann;

der wird zuletzt des Haders müde
und bietet ihnen Ruh' und Friede
mit folgendem Vergleiche an:

Er wolle, übeln Leumunds wegen
und um den Streit kurz beizulegen,
zurück von seinem Rechte geh'n
und ihnen seinen Acker schenken,
doch sollten sie auch billig denken
und ihm die Saat noch zugesteh'n.

Die frommen Mönchlein dachten billig
und waren dazu gern gewillig,
und lachten heimlich in den Bart,
als der Vertrag von beiden Seiten
besiegelt und mit heil'gen Eiden
vor dem Gericht beschworen ward.

Im Frühjahr also drauf bestellte
der Junker auf dem schönen Felde
die letzte ausbedung'ne Saat.
Die Mönchsschaar zählt im Almanache
bereits die Wochen und die Tage,
bis wann des Junkers Ernte naht.

Und fast mit jedem Morgen gehen
sie an den Acker, um zu sehen,
ob etwas aufgegangen wär',
und endlich geht es auf dem Felde
schön geldgrün auf, beinah wie Melde,
und wächst und grünt sich täglich mehr.

„Was mag das sein? Das ist nicht Haber
noch Weizen! — E! zum Guckuck aber,
was für Gesäme ist das wohl?
Das ist nicht Rübsensaat, nicht Linsen,
nicht Kraut, nicht Haidekorn zu Plinsen,
nicht Hanf, noch Lein, nicht Klee noch Kohl!"

Und als die Blättchen größer werden,
da fängt mit grimmigen Geberden
der Pfaffenhaufe an zu schmäh'n;
denn ach, der Junker, doch noch klüger
als zwanzig pfiffige Betrüger,
ließ — Eicheln auf den Acker sä'n.

So waren sie denn arg betrogen
und hatten all' umsonst gelogen,
denn eh' die Eichenernte kam,
da lagen sie längst unterm Grase,
wenn nicht der Böse sie zum Fraße
gleich lebend aus den Zellen nahm.

Sie fingen wieder an zu streiten
und wollten's schlechterdings nicht leiden,
jedoch der Junker Hall bewies
sein gutes Recht aus dem Vertrage,
indem er spöttisch sie die Tage
der Eichenernte' erwarten hieß.

Die Bäumchen wuchsen gut und waren
schon nach Verlauf von zwanzig Jahren
ein allerliebster Eichenwald,

so daß der Junker drinnen sagte,
und schon die Schaar der Mönche sagte:
„Seht da, nun geht's zur Ernte bald!"

Doch als die hohen Rieseneichen,
reif für die Säge, mit den Zweigen
weit über'n Klostergiebel sah'n,
da deckten längst schon Leichensteine
der Mönche modernde Gebeine,
und Niemand dachte mehr daran.

10.

Der Bergmann

von

Benshauſen.

Vor geraumer Zeit, als der Marktflecken Bensshauſen (im Schleuſinger Kreiſe des Regierungsbezirks Erfurt) noch anſehnlichen Bergbau trieb, begab ſich's einmal, daß ein Häuer des Sonnabends früh zur Beichte ging, um den Sonntag darauf das heilige Abendmahl zu genießen. Er wußte nun zwar recht wohl, daß es keine feine Zucht iſt, wenn man an dem Beichttage um zeitlichen Gewinn arbeitet, ſtatt mit Gebeten und frommen Gedanken ſich vorzubereiten, daß man als ein wohlgeſchickter Gaſt beim heiligen Mahl erſcheine; doch er wollte die wenigen Groſchen Lohn nicht einbüßen, und that ſeine Mittagſchicht wie gewöhnlich. Als er aber kaum in die Teufe vor das Ort war, da ereilte ihn die Strafe ſeines habſüchtigen Leichtſinns, denn die ganze Strecke ging zu Bruche und verſtürzte ihn an die zehn Lachtern tief. Er war

nicht zu retten, auch sein Leichnam nicht aufzufinden, denn ob auch die Häuer Tag und Nacht unermüdet nachgruben, so konnten sie doch nichts gewältigen, da die vollige Bergart immer nachstürzte.

Wohl hundert Jahre darauf wurden die Häuer einer benachbarten Fundgrube auf die verstürzte Strecke durchschlägig und fanden da einen Häuer auf dem Gesteine liegend, als ob er schliefe. Sein Antlitz war noch lebensfarbig, und sein Haar und Bart ungewöhnlich lang, also daß die Häuer sich fast vor ihm entsetzten; doch traten sie näher und rüttelten ihn. Da schlug er die Augen auf, wie Einer, der aus tiefem Schlafe erwacht, und frug, ob die Glocken schon zusammengeschlagen hätten, er habe gestern gebeichtet und wolle heut zum Tische des Herrn gehen. Die Häuer sahen einander verwundert an und bedeuteten ihn, daß heut kein Sonntag und kein Hochamt sei, sondern ein Werkeltag. Aber er schien das nicht zu hören, sondern begehrte, sie sollten ihn in die Kirche führen, denn er wolle das heilige Mahl nicht versäumen. Hierauf führten ihn die Häuer aus der Grube und in die Kirche, und holten den Pfarrer, daß er ihm das heilige Abendmahl spenden möchte. Derselbe war ihnen gern zu Willen, und der Häuer genoß die himmlische Speise mit frommer Andacht, und seine Augen leuchteten dabei, als ob ihm das Sacrament die innerste Seele erquickte; sobald aber der Priester mit dem Kreuzeszeichen ihn gesegnet hatte, da sank er zusammen, und nichts blieb von ihm, als ein Häuflein Leichenasche.

Der Geistliche und die Häuer standen tiefergriffen

von dem Wunder. Sie wußten nicht, was es mit dem aufgefundenen Häuer für eine Bewandtniß gehabt, und wer er sei. Als sie aber deshalb in dem Bergbuche nachschlugen, da fanden sie, daß es der unglückliche Häuer sei, welcher an einem Sonnabend vor hundert Jahren gebeichtet hatte und darauf verstürzt worden war. Am andern Tage ward seine Asche unter großem Zulauf begraben.

11.

Der Edelfalke

auf

Ottmachau.

Das alte Schloß Ottmachau an der Neiße, im Grottkauer Kreise des Regierungsbezirks Oppeln, gehörte sonst den Bischöffen von Breslau, welche es durch Burggrafen oder Vögte verwalten ließen. Die hier erzählte Begebenheit fällt in das dreizehnte Jahrhundert.

Im Schlesierland auf Ottmachau
saß Ritter Bielefeld,
vom Bischoff über Schloß und Gau
zum Vogte wohlbestellt,
der konnte sich bei Spiel und Wein,
auf Jagden und Banketten freu'n,
und doch oft war sein Auge trübe,
denn ach, — ihn folterte die Liebe.

Seit zwein langen Monden lag
die schönste Neisserin,

Elwine, Fräulein von dem Hag,
ihm tief in Herz und Sinn.
Er dachte immer nur an sie
und sparte weder Gold noch Müh,
um vor den Nebenbuhlern allen
dem stolzen Fräulein zu gefallen.

Bald ritt er auf geschmücktem Roß,
in Sammt und Hermelin,
gar stattlich mit der Knappen Troß
vor ihren Fenstern hin.
War irgendwo ein Adelstanz,
da überbot' er All' an Glanz,
durch stolzes Prunken und Verschwenden
den Sinn des Fräuleins zu verblenden.

Bald schenkte ein Geschmeid' er ihr,
bald einen güldnen Ring,
und war erfreut, wenn er dafür
ein freundlich Wort empfing,
und dachte dann manch langen Tag
im Rausche süßer Hoffnung nach,
wie er die Schöne wohl auf's Neue
mit köstlichem Geschenk erfreue.

Das Fräulein nahm die Spenden an,
und dünkte sich darob,
und zollte wohl dem Rittersmann
dafür oft lautes Lob,
doch heimlich trieb ihr stolzes Herz
mit seiner Liebe bösen Scherz,

und sah ihn spöttisch ohn' Erbarmen
fast bis zum Bettelstab verarmen.

Des Ritters Lieb' und Unbedacht
gab mit entzücktem Sinn
zu Spenden und zu eitler Pracht
sein ganzes Habe hin,
und ward er aus dem Rausch erst wach,
als ihn mit jedem neuen Tag
die Schaar der Gläubiger bedrängte
und ihn mit bittern Reden kränkte.

Sie pfändeten das schöne Schloß
in wenig Tagen aus,
und zogen ihm das letzte Roß
aus seinem Stall heraus,
und räumten Scheu'r und Keller leer,
und ließen ihm nichts übrig mehr,
als was ein Ritter brauchte eben,
um karg und kümmerlich zu leben.

Jetzt wich von ihm die Dienerschaar,
er blieb allein im Schloß,
und nur ein Edelfalke war
sein treulicher Genoß,
der wich von ihm nicht Tag noch Nacht,
war sein Gehülfe auf der Jagd
und mühte sich durch Schmeicheleien
des Ritters Kummer zu zerstreuen.

Drum liebte ihn der Ritter mehr,
als seinen Augenstern,
und, selbst oft darbend, theilte er
mit ihm die Mahlzeit gern,
und sah als einen Freund ihn an,
und fand oft süßen Trost daran,
daß er ihm laut den Kummer klagte,
der noch an seinem Herzen nagte.

Nicht Reu' um das verprunkte Gut
betrübte seinen Sinn,
denn willig gäb' er Leib und Blut
für die Geliebte hin;
jedoch durch seine Armuth jetzt
vor ihr so weit zurückgesetzt!
Das war's, was ihm am Herzen nagte,
und was er seinem Falken klagte.

Einst saß er still und sinniglich
am Schloß auf grünem Plan,
sein treuer Falke schmiegte sich
vertraulich an ihn an;
da kam im angestrengten Lauf
ein fremder Knecht den Berg herauf,
und grüßt' den Ritter schon von weiten,
und sprach gar höflich und bescheiden:

„Das edle Fräulein von dem Hag
grüßt euch viel tausend Mal,
bald kommt sie mit den Jägern nach
und ist schon dort im Thal.

Sie ladet sich zu Gast bei euch
und bittet höflichst auch zugleich,
— mögt ihr den Wunsch nicht übel deuten! —
ein einfach Mahl ihr zu bereiten."

So spricht der Knecht. Von hoher Lust
erglüht des Ritters Blick,
die Liebe kehrt in seine Brust,
die Hoffnung neu zurück;
jedoch zugleich erschrickt er sehr,
denn Küch' und Keller sind ja leer,
und kann er bei dem besten Willen
den Wunsch des Fräuleins nicht erfüllen.

Er sinnet still, und blickt voll Harm
den treuen Falken an,
da reitet mit der Jäger Schwarm
das Fräulein schon heran,
und schwingt herab vom Zelter sich,
und grüßt den Ritter freundelich:
„Hat's euch gefallen, mein Begehren
gastfrei wie sonst mir zu gewähren?"

Der Ritter seufzt dazu, und spricht
nicht ohne Scham und Leid:
„„Mein edles Fräulein, zürnt mir nicht,
daß noch kein Mahl bereit!
Ich bin so arm, das wißt ihr ja,
nichts hab' ich als den Falken da,
und hätt' ich diesen schlachten sollen?
Gewiß, das werdet ihr nicht wollen!""

„Ei doch! — spricht jene drauf und lacht, —
das Beest verdient's wohl nicht,
daß ihr solch Wesen mit ihm macht,
und giebt ein gut Gericht!
Drum wenn ihr, wie ihr oftmals spracht,
im Herzen Liebe zu mir tragt,
so gebt den Vogel meinen Leuten,
daß sie ihn lecker zubereiten."

Da faßt der Ritter voller Schmerz
den Falken an, und weint,
und drückt ihn innig an sein Herz,
als seinen letzten Freund:
„„Vergieb mir, gutes treues Thier!
Du theiltest jede Noth mit mir,
und nicht verdiente deine Treue,
daß ich dich jetzt dem Messer weihe!""

Und zu dem Fräulein kehrt er sich
mit feuchtem Blick: „„Verzeiht,
daß der Verlust des Falken mich
erfüllt mit solchem Leid.
Er war mein letzter, treuer Freund,
und hätt' ich nimmermehr gemeint,
daß ich ihn würde selbst verderben —
Doch ihr begehrt's — so soll er sterben!""

Er reicht den Falken tiefbetrübt
der Knechte Einem hin:
„„Weil's Deiner Herrin so beliebt,
wohlan, so schlachte ihn!""

Gar traurig klingt des Ritters Wort,
schon trägt der Knecht den Falken fort,
da mag das Fräulein ihren Zähren
und dem Gefühl nicht länger wehren,

Und blickt, die Hand gedrückt an's Herz,
den Ritter liebreich an:
„Verzeihung, daß mein böser Scherz
euch also weh gethan!
Nur prüfen wollt' ich euch, ob ihr
auch wahre Liebe trügt zu mir,
und weil ihr euch so wohl bewährtet,
nehmt hin die Hand, die ihr begehrtet!"

Sie reicht die Hand ihm lächelnd hin,
er ist bestürzt von Lust,
dann drückt er mit entzücktem Sinn
das Fräulein an die Brust.
Und rings im Troß der reichen Braut
wird ungemess'ner Jubel laut,
daß doch des Ritters treues Lieben
zuletzt nicht ohne Lohn geblieben.

Nun kehrte in das leere Schloß
der Ueberfluß zurück,
das neuvermählte Paar genoß
ein ungetrübtes Glück.
Des Falken auch vergaß man nicht:
Elwine machte sich's zur Pflicht,
des Tages zwier mit eignen Händen
das beste Futter ihm zu spenden.

12.

Die Leichenflugbahn

zu

Ragnit.

Wie in vielen lithauischen Städten, so sind auch in Ragnit (Kreisstadt des Regierungsbezirks Gumbinnen) zwei Gottesäcker, der eine südwestlich von der Stadt für die deutsche, der andere östlich von der Stadt gelegene für die lithauische Gemeinde. Auf dem Striche zwischen beiden Gottesäckern aber — so geht eine alte Sage — leidet es weder Baum noch Strauch, weder Haus, noch Mauer, noch Zaun oder Hecke, denn die Todten, die im Leben einander befreundet gewesen sind, besuchen sich in stürmischen Nächten und fliegen in der Luft von einem Gottesacker zum andern. Sie fliegen aber nicht hoch über der Erde, und deshalb leiden sie keinen, auch nur wenige Ellen hohen Gegenstand auf ihrem Wege.

Einstmal baute ein Fremder, ohne die Warnungen der Ragniter zu achten, ein Haus auf der Südseite

der Stadt, wo es also im Bereich der Leichenflugbahn lag. Ehe aber das Sparrwerk aufgesetzt ward, da kam einmal eine stürmische Nacht, und — am Morgen lagen die starken Mauern des neuen Hauses in Trümmern, da doch etliche armselige und wandelbare Hütten, die wenige Schritte davon, aber den Leichen nicht im Wege standen, den Sturm ohne allen Schaden ausgehalten hatten. Da ergriff den Bauherrn ein heimliches Grausen, aber er schämte sich, jetzt durch Schaden klug werden zu sollen, nachdem er das viel wohlfeiler durch die Ragniter Warnung hätte werden können, und versuchte, den Todten zu trotzen. Er ließ also das Haus noch einmal aufbauen, und noch stärker und fester als erst; aber — wie es wieder bis an das Dach war, trat eine stürmische Nacht ein, und am Morgen lag das Haus wieder in Trümmern. Nun wich der Bauherr der Macht der Todten und baute sein Haus ein wenig seitab, so daß es nicht mehr in dem Striche zwischen den Gottesäckern lag. Dort hat es viele stürmische Nächte unbeschadet ausgehalten und steht heute noch.

Es muß aber die Flugbahn der Todten gar genaue Grenzen haben. Denn einmal wollte ein Bürger von Ragnit eine Scheuer südlich von der Stadt bauen, und da er ein Sonntagskind, und ihm also die Geister sichtbar waren, so beobachtete er in einer stürmischen Nacht den Flug der Todten genau und steckte sich ein Zeichen ab, damit er mit seinem Baue ihnen nicht in den Weg geriethe. Er mochte dabei aber doch um ein Paar Ellen zu knapp gekommen sein, denn als die

Scheuer fertig war, und in einer Nacht der Sturm tobte, da war am Morgen darauf die Ecke des einen Scheunengiebels morsch weggerissen. Alsbald ließ der Besitzer denselben einrücken, und nun blieb er unbeschadet. Aber eine kleine Dachspitze der Scheune ragt heute noch in die Flugbahn der Todten, und so oft eine stürmische Nacht ist, reißt es dieselbe herunter, so daß der Besitzer sie wohl hundertmal im Jahre ausbessern lassen muß.

13.

Urſprung und Name

der

Stadt Baldenburg.

Die alte Stadt Baldenburg (Baldeolde), am Belziger See, im Schlochauer Kreiſe des Regierungsbezirks Marienwerder, führt in ihrem Wappen ein Frauenbild, das Blumen in den Händen hält. Im Munde des benachbarten Landvolks heißt die Stadt heut noch: de Ball.

Einſt herrſchte im preußiſchen Land
ein Fräulein, ſchön Huldchen genannt,
ein Mägdlein, durch Reize der Jugend
und Schönheit und züchtige Tugend
im Lande gar rühmlich bekannt.

Wohl warben der Junkerchen viel,
doch keiner gelangte zum Ziel,
denn unter den goldenen Zöpfchen
trug Huldchen ein ſchnippiſches Köpfchen,
dem Keiner von allen gefiel.

Sie ſagte zu Jedem: „Wohlan,
du biſt mir willkommen als Mann!
Doch mußt du der Laune dich fügen,
im Ballſpiel mich erſt zu beſiegen,
bevor ich umarmen dich kann!“

So ſprach ſie, und lachte, wie fein,
ſich höhniſch in's Fäuſtchen hinein.
Natürlich, im Spiel mit dem Balle
beſiegte die Flüchtige Alle,
und konnte drob ſorgenlos ſein.

Sie ſchlug in die Lüfte den Ball
mit ſtarkem, gewaltigen Prall,
und wenn er zur Erde ſank nieder,
dann huſch, und da fing ſie ihn wieder
in's Netzchen im jählingen Fall.

So hatte ſie oft ſchon geſiegt,
und war drob im Herzen vergnügt,
und rühmte ſich ſchelmiſch: „Nie findet
ſich Einer, der mich überwindet,
ſo lange mein Bällchen noch fliegt!“

Wie aber ward Huldchen ſo zahm,
als nur erſt der Richtige kam,
ein Junker mit feurigen Blicken,
geſchaffen, ein Weib zu beglücken,
der auch von dem Fräulein vernahm.

Flink nahm er das Netz und den Ball,
und ſchlug ihn und fing ihn im Fall,

und zeigte sich wacker im Spiele,
und fragte dann, ob ihr's gefiele,
  und reicht' ihr das Netz und den Ball.

Wohl schlug ihn schön Huldchen noch höh'r,
  doch schwitzte sie heute so sehr,
und war so bestürzt wie im Traume,
und lief auf dem grasigen Raume
  wie blind mit dem Netze umher.

Der Ball fiel am Fangnetz vorbei —
  Der Junker mit Siegesgeschrei
umarmte die holde Besiegte,
die gern an die Brust sich ihm schmiegte,
  und blieb ihr auf ewig getreu.

Und als ihm das Fräulein getraut,
  da hat eine Stadt er erbaut,
die den Namen vom Balle bekommen,
und Huldchen in's Wappen genommen,
  wie man heut noch in Baldenburg schaut.

14.

Das Weinfaß

in

Gröningen.

„Hör' Andreas, hast Du Zeit, so kann ich Dir Arbeit geben, sollst mir eine innere Wand des Kellers ausbessern, wo das große Weinfaß liegt!" So redete der Kellermeister den Maurergesellen Andreas an, der in seiner Arbeit geschickt und tüchtig, aber auch schmuck in seinem Aeußern und daher ein Günstling der Mädchen war. Seine fröhliche Laune machte ihn zu einem angenehmen und überall willkommenen Gesellschafter, was er auch bei keiner Gelegenheit zu sein versäumte und sich so an ein sorgenloses, lustiges Leben gewöhnte. Andreas nahm die Arbeit an, denn er arbeitete gern, hier that er es aber noch williger, als sonst, er wußte selbst nicht warum, aber der Gedanke an das Weinfaß mochte wohl die Ursache sein, ohne daß er sich derselben deutlich bewußt war. Da der Kellermeister den Fleiß und die Geschicklichkeit des Gesellen kannte, ließ er ihn fast den ganzen Tag allein und kam nur dann in den Keller, wenn er selbst

Langeweile, oder mit dem Gesellen zu scherzen Lust hatte.— Die Reparatur sah wichtiger aus, als sie wirklich war, und noch vor Abend hatte sie Andreas geendet. Für voll sollte ihm der Tag gelohnt werden, daher er bis zum Feierabende noch im Keller zu verweilen gedachte. Müßig und müde betrachtete er sich nun gemächlich das Ungeheuer eines Weinfasses und las seine Aufschrift, welche meldete, daß es der bau- und prachtliebende Bischoff Heinrich Julius von Halberstadt zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts von Michael Werner aus Landau, der auch Verfertiger des großen Heidelberger Weinfasses gewesen, in einem dazu besonders errichteten Keller auf dem Schlosse zu Gröningen hatte bauen lassen. Andreas, selbst Baukünstler, wollte auch die Größe des Fasses wissen und fand mit seinem Maßstabe, daß es 30 Werkschuhe lang und 18 dick war. Er betrachtete die eisernen Schienen auf den Reifen, deren Gewicht er gegen 124 Ctr. schätzte. Endlich fiel es ihm sogar ein, die Schrauben zu zählen, womit die Reifen befestiget waren, ward aber dieses langweiligen Geschäftes bald müde, denn 955 Schrauben zu zählen war keine Kleinigkeit. Noch weniger fühlte er Lust, das Gewicht des Fasses, 636 Centner, zu berechnen, sondern er fühlte in sich eine große Sehnsucht von den 141 Fudern guten Weines, den der Faßriese in seinem Bauche barg, etwas zu sich zu nehmen, um sich nach seinem Tagewerke zu erquicken! So viel er dazu brauche, meinte er, würde man nicht vermissen. Der Rebensaft war ein edles Gewächs und mundete ihm; er trank und trank, bis der Weingeist und die Kellerluft ihn betäubte und neben das Weinfaß bettete.

Da die Feierabendzeit längst vorüber war, und Andreas noch nicht aus dem Keller kam, stieg der Kellermeister hinab und — sah sogleich, was hier vorgefallen war. Lieg' und schlaf! brummte er für sich in den Bart und verschloß den Keller, denn Lärmen darob zu erheben fand er nicht räthlich, weil auch er über seine Nachlässigkeit in Beaufsichtigung des Maurers zur Verantwortung gekommen wäre; aber früh wollte er ihn aus dem Keller lassen und derb ausschelten.

Andreas schlief wie ein Erschlagener, und nur erst die Mitternachtsstunde weckte ihn aus seinem Taumel! Er rieb sich die Augen und stierte vor sich hin, aber ringsum war undurchdringliche Nacht! Wie ein Blinder tappte er umher, um irgend einen Ausgang und Licht zu finden, denn daß er im Keller gearbeitet, getrunken und geschlafen habe, konnte sich sein noch wirrer Geist nicht deutlich denken! Nachdem er mehr als einmal gestolpert und sich an den Kopf gestoßen hatte, fand er endlich die Thür, aber verschlossen. Da es mit jeder Sekunde heller in seinem Kopfe wurde, begriff er bald, daß er nicht klopfen dürfe, wenn er sich nicht verrathen wolle, und — Geduld das Beste sei. Um diese zu üben, setzte er sich auf eine steinere Erhöhung unweit der Thüre und tröstete sich bei entstehendem Durste mit der Nähe des Weinfasses.

Noch hatte er nicht minutenlang gesessen, als er in der einen Kellerecke ein weißes, aus dem Boden aufsteigendes Licht erblickte, das nach und nach den ganzen Kellerraum erhellte. So furchtlos und keck sonst auch Andreas war, fing es ihm doch an schauerlich zu werden,

und als endlich in der Mitte des Lichtkreises ſich ein kaum 2 Spannen hohes, erdfahles Männchen aus dem Kellerſande gleichſam hervorwühlte, ſtanden ihm die Haare zu Berge! Schnell machte er, als ein guter Chriſt, das Zeichen des Kreuzes und glaubte nun, vor allen böſen Geiſtern ſicher zu ſein.

Sei ohne Angſt und Furcht, redete ihn die Zwerggeſtalt an, Du gefällſt mir, und was Du verlangſt, will ich Dir geben, denn ich bin ein Fürſt der Freigeiſter! Andreas war genügſam, und verlangte nichts weiter von ſeiner erdherrlichen Hoheit, als ihn aus dem Keller zu laſſen.

Du verlangſt wenig, entgegnete das Erdmännlein, und Dein Wunſch ſei erfüllt. Und wenn Du etwa wieder einmal Durſt nach einem Trunke aus dem Faſſe ſpüreſt, ſo klopfe nur um Mitternacht mit dem linken kleinen Finger an den Mittelnagel des Thürſchloſſes dreimal, und ich werde Dir öffnen. Nun öffnete der Zwergkönig die eiſerne Thüre, und Andreas lief, ohne ſich umzuſehen, ſo ſchnell es ihm die Finſterniß nur geſtattete, und kam, nachdem er nur erſt wieder freie Luft geathmet hatte, glücklich in ſeine Wohnung, wo er bei allen Heiligen gelobte, dem großen Faſſe und dem Erdmännchen in ſeinem Leben nicht wieder nahe zu kommen.

Nach wenig Stunden Morgenſchlaf ging Andreas zum Kellermeiſter, um ihm zu ſagen, daß die aufgegebene Arbeit fertig ſei und er ſich nur ſein Handwerkszeug, das er geſtern im Keller liegen laſſen, holen wolle, aber der Kellermeiſter hatte ſich geſtern etwas ſpäter und

ärger, als Andreas, betrunken und schlief noch an seinem Rausche. Als das Andreas hörte, machte er eine geheimnißvollächelnde Miene, wie Einer, der einen großen Schatz gefunden, oder großen Vortheil über seinen Feind und Gegner erlangt hat. Der Kellermeister erwachte und ließ sogleich den Maurer rufen, um ihn über die gestrige Geschichte recht auszuzanken, aber wer von der ganzen Rede des eifernden Kellermeisters keine Sylbe zu verstehen schien, war Andreas, der jenen noch überredete, daß er nur davon geträumt habe. Dieß nahm der Kellermeister, seiner Amtswürde eingedenk, gar übel und fragte den Maurer, ob er ihn denn für betrunken halte. Ich, entgegnete dieser mit bedeutsamem Tone und Lächeln, bin es auch nicht!

Ohne weiter zu antworten, nahm der Kellermeister die Schlüssel und ging, die Thüren und die Schlösser zu untersuchen. Andreas trollte, sich einfältig stellend, hinterher und lachte heimlich, als jener alle Thüren und Schlösser in Ordnung fand und gewaltig den Kopf schüttelte! Wunderbar, unbegreiflich! waren die einzigen Worte, die er vor sich hin brummte, aber nicht zu schelten wagte, weil er wol wußte, daß er selbst durch seine nachlässige Aufsicht und durch seine Betrunkenheit sich verantwortlich gemacht habe.

Ich will die Sache nicht weiter untersuchen, wandte er sich nach einigen Minuten mit ruhiger Stimme zu Andreas, aber willst Du ferner bei mir Arbeit haben, so nimm Dich zusammen. Dieser versprach's und wurde anderweit zur Maurerarbeit genöthigt.

Ob ihm diese gleich oft schwer wurde und seine

Müdigkeit nach einem Labsal verlangte, dachte er doch nicht wieder an das Weinfaß, denn nebenan stand ja auch das erdfahle Männchen, und vor diesem hatte er einen gewaltigen Respect. Etwas aber will der Mensch haben, woran er sich ergötzt und seine Freude hat, und einen solchen Gegenstand suchte und fand Andreas bald in Brunhilden, der Tochter eines vornehmen und reichen Bürgers in Gröningen. Zu der Bekanntschaft mit ihr gab ein Bau in ihres Vaters Hause Gelegenheit. Brunhilde, im Ueberfluß und Unabhängigkeit erzogen, achtete weniger auf seinen Anstand und gute Sitten, als auf Genuß ihrer Lust und Sinne! Sie sah den schmucken Maurergesellen, und seine gefällige Gestalt, sein leichter Sinn machten ihn ihr angenehm, und das gab sie ihm nicht undeutlich zu verstehen. Andreas verstand sie und seinen Vortheil und wußte sich dem liebetrunkenen Mädchen bald unentbehrlich zu machen. Brunhildens Vater sah der Tochter Liebesverständniß mit dem Maurergesellen zwar ungern, war aber doch nicht stolz und hart genug, die Liebenden zu trennen, und Andreas wurde seiner Tochter überglücklicher Gatte, dem es natürlich nicht an Neidern fehlte, denn die hübsche, reiche, lebenslustige Dirne hätte gern mancher ebenfalls angesehene und wohlhabende Junghere heimgeführt. Andreas bemerkte es und freute sich heimlich um so lebhafter seines Glückes! Er legte Hammer und Kelle aus der Hand, hängte sein Schurzfell in den Winkel und begab sich, nach dem Wunsche seines Schwiegervaters, zur Landwirthschaft, damit er nach dessen Tode die schönen Landgüter, die Brunhilde erbte, verwalten könne. Die

neue Lebensweise gefiel ihm und er erlangte darin bald ausgezeichnete Kenntnisse und bewies großen Fleiß, so, daß sich sein Schwiegervater ungemein darüber freute, zumal da die jungen Eheleute mit einander in Fried' und Eintracht lebten.

Je freundlicher das Glück uns lächelt, je glänzender es neben uns hergeht, desto unerwarteter zeigt es uns seine tückische Laune. Das sollte auch Andreas erfahren. Brunhildens Vater starb, und mit ihm ihr besserer Sinn. Gefühllos und schnell vorübergehend war ihre Trauer, denn das Gefühl, nun alleinige Herrin eines großen Vermögens zu sein, ließ sie die dankbare Tochter ganz vergessen. Noch grünte nicht des Vaters Grabhügel, als ihre Uebermuth und ihre Sucht, zu glänzen, sie schon in eine sinnlose Lebensweise gezogen hatte. Feste folgten Festen, und es schien, als ob es ihre Absicht sei, nicht wieder zu ruhiger Besinnung zu kommen! Andreas machte ihr darüber gut gemeinte Vorstellungen, die aber das thörige Weib unwillig aufnahm und solche für Beweise seiner abnehmenden Liebe erklärte. Da versuchte es der sorgliche Mann auf andere Weise und legte ihr die großen Rechnungen vor, welche sie für zwecklosen und tollen Aufwand zu zahlen hatte. Auch dieß schreckte sie nicht, und sie entgegnete ihm lachend, daß sie dazu das Geld habe!

Andreas schwieg und mußte bald eine Schuldsumme nach der andern auf seiner Frau Güter aufnehmen, um bald nur noch die Nothdurft zu decken! Für seine Warnungen und Vorstellungen bekam er Vorwürfe und die bittere Bemerkung, daß der ehemalige Maurergeselle

über die Verwendung ihres Vermögens Nichts zu sagen habe. Andreas schwieg und ging, und gewöhnte sich, um sein untergehendes Glück zu vergessen, zum Trunke. Er wollte rasch das Ziel, darauf sein Weib stürmisch zusteuerte, vor sich sehen, damit das Schicksal seine Wendung erhielte, und suchte Brunilden in Festen und schwelgerischem Aufwande noch zu überbieten, und nach wenig Monden entschied das Schicksal über ihn und sein Weib, denn sie wurden von Haus und Hof vertrieben und waren — Bettler!

Du bist Schuld an unserm Unglück, warf Brunilde ihrem Gatten vor; ohne Dich wär' ich noch reich und glücklich —

Und ich, entgegnete dieser mit gleicher Bitterkeit, würde glücklich seyn, wenn ich Dich nie gesehen hätte! Dein Stolz, Deine sinnlose Verschwendung hat uns zur bittern Armuth gebracht!

Solche und ähnliche Reden waren ihre tägliche Unterhaltung, die natürlich ihren Zustand keineswegs erleichterte. Andreas suchte sein Handwerkszeug wieder hervor, aber es lag träge in seiner der Arbeit entwohnten Hand und gab nur einen ganz dürftigen Verdienst! Den leichtsinnigen und sinnlichen Menschen lehrt die Noth nicht beten, sondern — verzweifeln. Andreas dachte jetzt wieder an das Kellermännchen und stand in der nächsten Mitternacht vor der Kellerthüre, klopfte nach der ihm vorgeschriebenen Weise an, und geräuschlos öffnete sie sich. Andreas trat ein. Vor ihm stand der Zwerg in seinem erdfahlen Mantel und hieß ihn mit besonderer Freundlichkeit willkommen.

Gieb mir zu trinken, herrschte Andreas ihn an, denn draußen hab' ich kaum Wasser!

Weiter nichts — fragte höhnisch lachend der Erdgeist; hier ist genug für Deinen Durst; es sind vor kurzem erst neue Vorräthe angekommen, und gab ihm Wein aus dem großen Fasse. Säume aber nicht, warnte er ihn mit aufgehobenem Finger; denn nach Mitternacht kann ich die Thüre nicht mehr öffnen!

Andreas ließ sich das nicht zweimal sagen und zechte nach Herzenslust; aber je mehr er trank, desto begieriger ward sein Durst und ließ ihn nicht an die Zeit denken. Sinnlos sank er vor dem Fasse nieder, die Mitternachtsstunde ging vorüber und das graue Männlein war verschwunden.

Den neuen Wein zu kosten war Abends vorher der Kellermeister auch in den Keller gegangen und hatte sich, um ungestört des Getränkes Geist und Güte zu prüfen, eingeschlossen; aber auch er war, trotz seiner Meisterschaft, wie ein Lehrling im Trinken besinnungslos zu Boden gesunken. Nach Mitternacht erwachte er, und Schreck und Grauen rieselte durch seine Glieder; denn unweit von sich hörte er ein gewaltiges Schnarchen und Rasseln. Da er wußte, daß er allein herabgestiegen war und durch die verschlossene Thür Niemand nachkommen konnte, hielt er das Geräusch für Geisterspuk, half sich durch mancherlei Windungen in die Höhe, schwankte nach der Thüre, und mit Einem Schritte war er außer derselben. Erlöst von dem Geisterspuke und durch die frische Luft zur vollen Nüchternheit gebracht, kam er doch auf die Vermuthung, daß es

mit dem Schnarchen natürlich zugegangen seyn könne, und kehrte am Morgen mit einer Anzahl von Knechten zurück in den Keller und ließ, unter dem Vorwande, daß er seinen Ring hier verloren habe, alle Winkel durchsuchen.

Unterdeß war auch Andreas von seinem Weinrausche erwacht und, als er das Rasseln an der Thüre hörte, auf das große Weinfaß gestiegen und hatte sich darauf still niedergelegt. Hier konnte er, sich ruhig verhaltend, nicht leicht entdeckt werden; aber Andreas hatte den unklugen Einfall, während der Kellermeister im hinteren Theile des großen Kellers suchte, an der Vorderseite des Fasses herabzuspringen, um durch die Thüre zu entwischen. Aber der Sprung mißlang und preßte dem Unglücklichen unwillkührlich einen dumpfen Schrei aus. Schnell wandten sich die Sucher um, und Andreas war in ihren Händen! Darob jubelte Niemand mehr als der Kellermeister; denn nun war ihm eine Gelegenheit geworden, die selbstverschuldeten Weinveruntreuungen auf Andreas zu bringen und so zugleich an ihm Rache zu nehmen, weil er ihn früher einmal ziemlich unsanft, wegen unsittlichen Begehrens von Brunhilden, aus dem Hause geworfen hatte. Der Kellermeister meldete den Vorfall so breit und gehässig, als nur möglich, dem Bischof und freute sich schon im Geiste des Verdammungsurtheils über den Gefangenen und der Belohnung, die er selbst wegen seiner Aufmerksamkeit im Dienst erhalten werde. Der Bischof aber, ein feiner und oft heiterer Geist, entdeckte bald das Gehässige und Partheiische in der Anklage seines Kellermeisters und ließ

daher den Gefangenen vor sich selbst führen. Andreas erzählte ehrlich von seiner Arbeit im Keller, und wie er den Wein gekostet habe, und, an den Hochwürdigen Herrn Bischof denkend, endlich eingeschlafen sey! Von dem Erdmännlein aber verrieth er kein Wort; denn er hatte früher einmal gehört, daß der geistliche Herr kein sonderlicher Freund und Gönner von der Art Gesellschaft wäre! Dem Bischof machte die Aussage des Maurers Vergnügen und er befahl, daß man ihm, weil er unerlaubt und unmäßig aus dem großen Weinfasse getrunken, diesen Abend gesalzene Fische als Fastenspeise gebe, ihn dann die Nacht hindurch in den Keller sperre, in selbigem aber zuvor das große Faß und alle andern Fässer sorgfältig versiegle. Was weiter mit dem Sünder werden solle, werde er morgen bestimmen! Der Kellermeister fand das Strafurtheil viel zu gelinde; da er aber nicht widersprechen konnte, sorgte er nun wenigstens dafür, daß ein wüthender Durst dem Andreas eine schreckliche Nacht bereiten solle! Dieser dankte dem Hochwürdigen Herrn Bischof für die gnädige Strafe, verzehrte seine Fische und ging, zwar mit niedergeschlagenen Blicken, aber ruhigem Sinne, in den Keller, denn er hoffte auf des Erdmännchens Hülfe!

Der Kellermeister versiegelte sorgfältig alle Weinfässer und auch, was ihm nicht befohlen, die Thüre, damit ihm ja sein Feind nicht entgehen könne!

Am Morgen schickte der Bischof einen seiner Diener zu dem Kellermeister mit dem Befehl, den Gefangenen aus dem Keller in ein ordentliches Gefängniß zu führen und ihm Speise und Trank zu geben. Der

Kellermeister und seine Knechte, zu denen sich auch des Bischofs Diener gesellte, stiegen hinab, lösten die Siegel von der eisernen Thüre, fanden das große Weinfaß und alle andern Gefäße unversehrt, aber — keinen Gefangenen; denn diesen hatte der Erdgeist getränkt und in der Mitternachtsstunde entfliehen lassen. Aber zu seiner Brunhilde kehrte er nimmer wieder!

13.

Die Jungfrau des Lurlei.

Ueber Goar wälzt der Rheinstrom
zwischen schroffen Felsenhöh'n
seine dunkelgrünen Wogen
wild mit donnerndem Gedröhn;
denn er zürnt, daß er, der freie,
immer sonnenheit're Fluß,
hier durch kalte, finst're Schluchten
krümmen sich und drängen muß.

Wo der Lurleifels*) dem Strome
trotzig stolz das Bett verengt,

*) Zwischen Oberwesel und St. Goar.

und mit seinen schwarzen Zacken
  dräuend ob den Wogen hängt,
dorten haben schon die Schiffer
  oft des Stromes Zorn gefühlt,
manches Fahrzeug hat der Strudel
  dort in seinen Schlund gewühlt.

Bei dem Lurlei ist's gefahrvoll,
  und die Schiffer beten dort,
treiben scheu am andern Ufer
  ihren Nachen rascher fort,
lauschen nicht dem süßen Tönen,
  das aus dunkler Tiefe klingt,
denn sie wissen, was es deutet,
  wenn die falsche Nixe singt.

Lore heißt die Nixenjungfrau,
  die am Lurlei wohnt im Rhein
und durch ihren Sang die Schiffer
  in's Verderben lockt hinein.
Vormals saß sie oft zur Nachtzeit
  auf des Lurlei höchsten Höh'n,
aber schon seit langen Jahren
  hat sie Niemand mehr geseh'n.

Freilich in der dunkeln Tiefe
  kos't sich's gar so lieb und traut!
Zärtlich küßt der Buhle drunten
  seine wunderholde Braut,
und sie hängt wie festgekettet
  an des theuern Jünglings Hals,

tauchet aus den grünen Wogen
nicht mehr auf, wie ehemals.

Eh' den Buhlen sie gefunden,
saß sie auf dem Felsenhang
oft in lauen Sommernächten
singend, viele Stunden lang.
Wunderlieblich war ihr Antlitz
und wie Nebel ihr Gewand;
lockend hallten ihre Lieder
weithin in das stille Land.

Mancher edle Jüngling wagte
sich, auf ungewissem Kahn,
um die Liebliche zu schauen,
an den Lurlei kühn heran,
lauschte ihren süßen Weisen,
sah ihr Engelsangesicht,
und gedachte im Entzücken
bald des nahen Strudels nicht.

Alle faßte das Verderben,
keiner kehrte je zurück;
Väter warnten ihre Söhne
ängstlich vor der Nixe Blick.
Aber ach, was hilft das Warnen,
was der Väter weiser Rath,
wenn die wilde Gluth der Liebe
schon das Herz entzündet hat?

Adelhard, der tapf're Junker,
hatte bei dem Salmenfang
einſt die Holde ſitzen ſehen
droben auf dem Felſenhang,
und ſein Herz war voll von Sehnſucht
nach der wundervollen Maid;
ſeines Vaters Warnung dünkt' ihm
allzugroße Bangigkeit.

Heimlich ſteuert er allnächtlich
nach dem Lurleifelſen hin,
ſpäht mit ſehnſuchtsvollen Blicken
nach der ſchönen Sängerin,
doch umſonſt! Die Jungfrau ſinget
nicht mehr auf der Felſenhöh;
der getäuſchte Jüngling ſteuert
wieder heim mit ſtillem Weh.

Nur ein treuer Knecht begleitet
ihn auf ſeiner kühnen Fahrt,
mahnt ihn oft, daheim zu bleiben,
mahnt ihn ab auf alle Art:
„Herr, o denkt an euren Vater!
Spart ihm ſolches Herzeleid!
Und fürwahr! am Narrenſeile
gängelt euch die falſche Maid!"

„„Nur noch einmal! — ſpricht der Junker —
nur noch einmal fahr' mich hin!
Iſt's umſonſt, nun ſieh, dann glaub' ich,
daß ich der Betrog'ne bin.

Nur noch einmal nimm das Ruder!
Still und mondhell iſt die Nacht,
und ich leſe freud'ge Hoffnung
aus der Sterne goldner Pracht.'"

Und der Diener nimmt das Ruder,
ſtößt den Nachen ſeufzend ab,
führt ihn ſchweigend und bekümmert
nach dem Lurleifels hinab.
Hoffend hängt des Junkers Auge
unverwandt am Felſenhang,
wonnig klingt in ſeine Ohren
der erſehnte Nachtgeſang.

„Hörſt du ihre ſüße Stimme?
— ruft der Junker wildentzückt —
ſiehſt du, wie ihr holdes Auge
ſehnlich auf mich niederblickt?
Oeffnet ſie mir nicht die Arme?
Jetzt! ſie winkt! — Ich muß hinan! —
Nicht ſo läſſig! rud're raſcher,
treibe dort den Nachen an!"

Aengſtlich warnt der treue Diener,
doch der Junker hört es nicht,
faßt das Ruder ſelbſt, und ſteuert
haſtig nach der Felſenſchicht;
weh, da faßt den Kahn der Strudel,
ſchlingt ſein Opfer jäh hinab,
und begräbt die beiden Schiffer
ſchäumend in das kalte Grab!

Und die Nixe sieht es lächelnd,
taucht mit fröhlichem Gesang
in den wilden Strudel nieder,
der des Jünglings Kahn verschlang,
grüßt den Buhlen in der Tiefe,
führet ihn in ihr dunkles Schloß,
daß er ewig bei ihr bleibe;
doch den Diener giebt sie los.

Willig heben den die Wogen
aus der Tief' und tragen ihn
sicher durch die Felsenzacken
an des Ufers weiches Grün.
Dort erwacht er von dem Tode,
Alles dünkt ihm wie ein Traum;
doch bald an die bitt're Wahrheit
mahnet ihn des Strudels Schaum.

Trauernd kehrt er nach dem Schlosse,
bringt dem greisen Herrn die Mähr,
daß sein Sohn im Arm der Nixe
tief im Rhein gefangen wär'.
Und der silberlock'ge Ritter
wird vor Schrecken todtenbleich,
aber dräuend schwillt die Ader
an der Stirne ihm zugleich.

Rache, fürchterliche Rache
schwört er der Verführerin,
zieht alsbald mit seinen Knechten
an den hohen Lurlei hin

und umſtellet rings den Felſen,
lauernd, wenn im Mondenſchein
die verhaßte Nixendirne
wieder ſichtbar würde ſeyn.

Und der Mond zieht auf am Himmel,
auch die Jungfrau taucht empor,
und die Reif'gen brechen lärmend
aus den Schluchten rings hervor;
doch ſie winket ruhig lächelnd
die erzürnte Schaar zurück
und beginnt, ſich ſchlank erhebend,
freundlich und mit mildem Blick:

„Wen ihr ſucht, der iſt mein Buhle,
und den laß' ich ewig nicht!
Aus der kühlen Tiefe kehrt er
nie zurück an's Sonnenlicht.
Grüßt den Vater von dem Sohne,
grüßt den Schwäher von der Schnur:
mög' er gütig uns verzeihen,
ſegnen unſrer Liebe Schwur!"

Sprach's, und an dem Felſen drängten
ſich die Wogen hoch hinauf;
lieblich ſingend trat die Jungfrau
mit dem Nebelkleid darauf,
und umhüllt vom Silberſchaume
ſank ſie in den Strom hinab.
Wunderbar bewegt und ſchweigend
zogen die Belag'rer ab.

Niemand ſah die Nixe wieder
ſitzen auf dem Felſenhang,
doch oft hören noch die Schiffer
ihren lieblichen Geſang
und entfliehn mit raſcherm Rudern,
wie die Stimm' auch lieblich klingt;
denn ſie wiſſen, was es deutet,
wenn die Lurleinixe ſingt.

16.

Der Questenberg.

Auf dem romantiſchen Gebirge der Grafſchaft Stolberg erhob ſich in früheren Jahrhunderten auf einem ſteilen Gipfel eine feſte Burg, deren Beſitzer fernhin ſchauten und Alles, was durch Thüringens güldne Au wanderte, erſpähen und — berauben konnten. Der Wahn jener finſtern Zeit baute oft neben ſolchen Raubhöhlen Klöſter, um ſich dadurch mit der Kirche für verübte Verbrechen auszuſöhnen, und ſo hatten auch dieſe Burgherren unweit ihrer Veſte ein Mönchs-Kloſter geſtiftet. Der Ort, wo es ſtand, heißt noch jetzt die Klauſe, und des Kloſters große Glocke ſoll, aus dem Schutte hervorgegraben, jetzt noch auf dem Kirchthurme des Dorfes Questenberg hängen. Welchen Namen Burg

und Dorf in jener alten Zeit führten, verschweigt die Geschichte, von der Entstehung des jetzigen aber erzählt die Sage Folgendes:

Knut, ein alter Besitzer gedachter Burg, hatte seine eheliche Hausfrau bei der Geburt eines Mädchens durch den Tod verloren. Er trauerte tief um ihren Verlust und wandte nun dem Kinde seine ganze Liebe zu und gab ihm eine verständige Wärterin. Klara, so hatte der Vater seinen Liebling genannt, gedieh und ward eine Freundin der Blumen. Täglich mußte die Wärterin mit ihr vor die Burg gehen, wo sie im Gebüsche und Walde so viel Blumen pflückte, als sie erreichen und in ihrem kleinen Schürzchen bergen konnte. Da das Kind für nichts Anderes als Blumen Lust hatte und es deren genug in der Nähe der Burg gab, ließ die Wärterin sie eines Tages allein, in der Hoffnung, daß sie, wie sie schon mehrmals gethan, freiwillig heimkehren werde. Heut' aber wurde es Abend, und Klärchen, 4 Jahre alt, war noch nicht von ihrer Blumenlese zurück. Die Wärterin suchte es sorglich, fand es aber nicht in einem weiten Raume um's Thor; sie rufte ängstlich, aber Wald und Felsen gaben spottend ihren Angstruf zurück, und Klärchen — antwortete nicht. Händeringend und schreiend eilte sie in die Burg und erzählte dem Vater, daß das Kind nicht zu finden sey. Wie ein Dolch durchbohrte diese Kunde des Vaters Herz, und alle Burgleute trauerten, denn sie hatten ihren greisen Herrn, der Niemand beraubte, sondern Viele mit milden Gaben erfreute, und sein Töchterchen innig lieb. Schnell wurden Knappen und Burgleute nach

allen Gegenden ausgesandt, um die Verlorene zu suchen und die Bewohner seiner Dörfer aufzubieten, suchen zu helfen. Finstre Nacht sank nieder und die Mitternacht nahte, und Alle kehrten — ohne Klara zurück; dieß traurige Schicksal wiederholte sich mehre Tage, und Ritter Knut saß jammernd auf der Warte und rufte mit fast von Thränen erstickter Stimme hinaus in die finstre Gegend seine Klara.

Die kleine Blumenleserin, sich um Burg, Wärterin und Heimkehr nicht kümmernd, hatte, mit den Blumen vor dem Thore bekannt, neue und noch schönere gesucht und sich so tief und immer tiefer in dem finstern Thale verirrt. Sorglos, das ist der Kindheit glückliches Geschick, entfernte sie sich immer weiter und kam zu einer Köhlerhütte, vor der sie sich in's Gras setzte und von den gesammelten Blumen einen Kranz wand, an dem 2 Quäſtchen von Blumen herabhingen. Als der Köhler von seinem Meiler heimkehrte, staunte er nicht wenig, ein solch holdes Kind vor seiner schwarzen Hütte zu finden, das ihm freundlich lächelnd, als ob er sein Vater sey, entgegen kam, den Blumenkranz anbot und zu essen verlangte. Der Köhler nahm das liebliche Kind auf seinen Arm und trug es streichelnd in seine Hütte, wo er ihm das Beste, was er nur hatte, vorsetzte, und so es mehre Tage pflegte. Daß sie Klärchen heiße, konnte sie ihm sagen, aber nicht ihres Vaters Stand und Namen. Das galt auch dem Köhler gleich, denn er hätte das herrliche Kind gern für immer bei sich behalten, und das Kind selbst zeigte auch nicht das mindeste Verlangen, zu seinem Vater zurückzukeh-

ren; denn es wuchsen um die Hütte her viele und schöne Blumen, die sie täglich sammelte und dann vor der Thüre in einen Kranz wand.

Bei diesem kindlichen Vergnügen trafen sie eines Tages einige Bewohner aus dem der Burg zunächst liegenden Dorfe, die ihrem Herrn zu Liebe nochmals zu suchen ausgegangen waren. Ihre Freude, als sie das Kind erblickten, war unbeschreiblich; Jeder wollte es auf seinem Arme dem Vater bringen. Endlich überließ man es dem Aeltesten, und die Uebrigen zogen jubelnd und singend, den Blumenkranz auf einer Stange tragend, vor und neben her. Der Köhler beschloß den Zug.

Noch immer stieg Ritter Knut auf die Warte, zu schauen, ob irgendwo sein Klärchen heimkehre, und stützte den Kopf auf die zitternde Hand. Da ist ihm, als ob in der Ferne sich frohes Geschrei hören ließe und immer lauter werde. „Mein Kind ist gefunden!" ruft er entzückt; „denn wer könnte es sonst wagen, jetzt in der Nähe meiner Burg so zu jubeln, sie muß es seyn!" und mit Jünglingsschnelligkeit eilt er die Stiege hinab, hinaus vor's Thor, und alle Burgleute hinter ihm her, und nach wenig Augenblicken umarmte der glückliche Vater sein Klärchen, die ihm unbefangen einige Blümchen bot.

Nun freut euch mit mir, jauchzte der Ritter seinen Knappen und Dienern zu, trinkt, tanzt, singt und jubelt, bis der Morgen graut. Dieser Weisung folgte man gern, pflanzte auf dem Burghofe die Stange mit dem Blumenkranze auf und begann um sie den lustigen Reihen!

Als am folgenden Tage der laute Jubel geendet, ließ er des Kindes glückliche Finder vor sich kommen und schenkte ihrem Dorfe einen Strich Waldes, und dem Dorfe Roda den Raum, wo man das Kind vor der Köhlerhütte gefunden hatte. Zum ewigen Andenken an dieses Ereigniß erhielten von den Quasten an dem Blumenkranze Burg und Dorf den Namen Questenberg und das Recht, jährlich diesen Tag fröhlich zu feiern.

Dieses Recht üben die Questenberger noch heutiges Tages. Aller 8 Jahre suchen sie sich im Walde die größte Eiche aus, hauen sie am Pfingstvorabend an und nehmen ihr eine halbe Elle vom Stamme alle Aeste, die ihr Eigenthum werden. Am 3. Pfingsttage bringen sie den Stamm vor Sonnenaufgang mit Musik und jubelnder Volksbegleitung auf den Questenberg, was aber bloß mit den Händen und ohne alle Maschinen, Werkzeuge und Thierkräfte geschehen muß. Ist er auf der Höhe aufgerichtet, wird an seiner Spitze ein Kranz von grünen Birkenzweigen, in Wagenradgröße, und an den Seiten 2 Quasten von denselben Zweigen aufgehängt, und nun mit Jubeln, Schießen, Musik und Tanz ein heitres Volksfest gefeiert. Sieben Jahre bekommen die Dorfbewohner, weil sie keine frische Eiche erhalten, dafür eine Vergütung und vertauschen den verdorrten Birkenkranz jährlich zum Feste mit einem neuen.

17.

Die beiden Hufeisen

in der Kirche

zu Schwarzenstein.

In der Kirche des Pfarrdorfs Schwarzenstein oder Schwarzstein im Rastenburger Kreise des Regierungsbezirks Königsberg hängen zwei Hufeisen, sonst eiserne, jetzt hölzerne, als Wahrzeichen dieser Sage. Das Dorf Eichmedien liegt etwa eine Meile von Rastenburg, im Seensburger Kreise des Regierungsbezirks Gumbinnen.

Schon früh in der gläubigen Vorzeit Tagen,
wo sich der Teufel die Müh' noch nahm
und jezuweilen auf nächtlichem Jagen
der lahmen Justiz zu Hülfe kam;
damals schon schrieben die Wirthe, wie heute,
ohne Gewissen mit doppelter Kreide.

Im Dorfe Eichmedien vornehmlich aber
wohnt' eine Wirthin, die machte gar schlau
aus Wasser Wein und aus Heckerling Haber
und nahm's mit der Kreide auch nicht so genau;
und wollte ihr Jemand die Zeche bestreiten,
dann schwur sie sich ehrlich mit gräßlichen Eiden.

Ja einst, als vier Bauern die Zeche bezahlten
und, weil sich das Bretchen nicht richtig befand,
die Krügerin eine Betrügerin schalten,
da rief sie mit eidlich erhobener Hand:
„Und ist da mein Bretchen nicht richtig, so reite
der Teufel leibhaftig mich selber noch heute!“

So fluchte das Weib mit dem heillosen Munde
sich selber zum Leibroß des Teufels, und sieh,
ihr Fluch ward erfüllt in derselbigen Stunde.
Der Teufel erschien und verzauberte sie
laut lärmend zu einem leibhaftigen Pferde;
vor Schrecken da stürzten die Bauern zur Erde.

Drauf schwang sich der Böse behend auf die Stutte
und ritt sie hohnlachend zum Dorfe hinaus,
und peitschte sie blutig mit feuriger Ruthe,
und ließ mit den zackigen Sporen nicht aus,
und thät so im Sturme nach Schwarzenstein jagen,
allwo er wollt' lassen die Stutte beschlagen.

Er ritt vor die Schmiede, die war schon geschlossen,
der Meister lag längst schon im Bette und schlief;
doch pochte der Teufel, darüber verdrossen,
gewaltig am Thore, und klinkte, und rief:
„Steh auf, Schmied, und laß dir's nicht zehnmal erst sagen,
steh auf, denn du sollst mir die Stutte beschlagen!“

Nach langem Rufen und Klinken und Pochen
wird endlich der Hufschmied im Neste drin wach
und kommt gar behutsam an's Fenster gekrochen,
und fuset: „„Jetzt nicht! Kommt wieder bei Tag.
Schon ist's Mitternacht, da beschlägt man nicht Pferde,
auch ist ja das Feuer verlöscht auf dem Heerde.““

Doch mächtig bestürmt ihn der Teufel mit Bitten:
„Ei, wertheſter Meister, so thu' mir's zu Lieb'!
Mein Gaul hat schon Schaden am Hufe gelitten,
dieweil er zu lange ohn' Eisen schon blieb.
Mach hurtig und laß mich nicht länger da lauern,
ich lohne dir's gut, und wie lang' wird's denn dauern?"

Er schlägt an die Tasche, das klimpert wie Gülden,
und hurtig nun öffnet der Hufschmied das Thor,
und schüret die Kohlen, die kaum erst verkühlten,
langt Eisen und Hammer und Zange hervor,
und beginnet nun fleißig zu schmieden und feilen,
denn immer ermahnt ihn der Reiter zu eilen.

Bald hat er zwei Eisen gefertigt und passet
nun draußen der wiehernden Stutte sie an;
doch wie er das Pferd an dem Hufe erfasset,
da hebt es urplötzlich zu reden an
und flüstert: „Nur sachte doch, Donner und Wetter!
Ich bin ja die Krügersche, liebster Herr Vetter!"

Da schaudert der Schmied und beschielet mit Beben
den Reiter, und schmiedet, und seufzet dabei,
denn kaum noch kann er den Hammer erheben,

es liegt ihm der Schreck in den Gliedern wie Blei;
und zur Eile stets mahnt ihn der gräßliche Reiter:
„Mach hurtig, du Meister, nun muß ich bald weiter!“

Doch ob er auch Bitten und Flüche verschwendet,
dem Hufschmied will's nicht aus den Händen mehr
geh'n,
und eh' er das dritte der Eisen vollendet,
da fangen die Hähne im Stall an zu kräh'n,
und die Stutte verliert ihre pferdigen Glieder,
und wird zur Eichmedischen Krügerin wieder.

Darüber ergrimmet der Teufel und brüllet,
schlägt wüthend die Zitternde hinter das Ohr,
und schwingt sich, mit Feuer und Flammen umhüllet,
im Hui in die nächtlichen Wolken empor.
Die Krügerin aber mit wilder Geberde
krümmt jämmerlich sich wie ein Wurm an der Erde.

Der gräßlichste Wahnsinn hielt sie umfangen,
sie weinte und schrie bei Tag und bei Nacht,
und konnte nicht wieder zur Ruhe gelangen,
bis daß sie ihr Jammer zu Grabe gebracht.
So Gräßliches mußte die Krügerin leiden,
den Wirthen zur Warnung für ewige Zeiten.

Die beiden Hufeisen sind heut noch zu sehen,
in der Kirche zu Schwarzenstein hängen sie jetzt;
doch haben schon Manche, das muß ich gestehen,
in die ganze Geschichte viel Zweifel gesetzt;

und wahrlich! gern glaub' ich an Kobold und Teufel,
doch hieran erlaub' ich mir einigen Zweifel.

Denn ließe der Teufel die Wirth' all' beſchlagen,
die doppelte Kreide führen noch heut,
ſo wäre gewiß ſchon in wenigen Tagen
kein Eiſen zu finden mehr weit und breit.
Und würden die Wirthe erſt alle zu Pferden,
was ſollte wol dann aus den Hausknechten werden?

18.

Der Wucher-Bäcker

in Berlin.

Die Sage erzählt, daß einſt ein Bäcker in Berlin ſich durch Liſt und Betrügereien ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Das bewog ihn, ſein mühſames Gewerbe niederzulegen und ſich dafür durch Wucher ein noch größeres Vermögen auf eine leichtere Weiſe zu verſchaffen. Er verkaufte in dieſer Abſicht ſein Bäckergeſchäft und lieh das Geld nur ſolchen Perſonen, die es nicht entbehren konnten und ihm daher höhere Zinſen, und endlich das Darlehn doppelt und dreifach zurückzahlen mußten. Dieſe ſchändliche Wucherei wurde aber

bald bekannt und der schmuzige Geizhals vermieden. Niemand fragte mehr nach seinem Gelde, und er wurde genöthigt, nun von seinen Zinsen zu leben. Das that seiner harten Wucherseele doch zu weh, um dabei gleichgültig zu bleiben. Er sann auf ein anderes Mittel, um ohne Mühe zu gewinnen und gemächlich von dem Ertrage seiner Betrügerei zu leben, und hatte es bald gefunden, indem er nun selbst von Andern Geld borgen, und diese um Zinsen und Kapital betrügen wollte. Der Erste und Nächste, an dem er seine Schurkerei übte, war der Bäcker Kunz, sein ehemaliger Lehrling, dem er seine Bäckernahrung käuflich überlassen hatte.

Da ich eben kein baares Geld im Hause habe, trat er eines Morgens zu diesem in die Stube, so wärest Du wol so gut, mir nur auf 3 Tage 50 Dukaten zu borgen! Kunz fand ein solches Darlehn gar nicht gefährdet und zahlte ihm ohne Zeugen und Handschrift die verlangte Summe sogleich aus.

Der dritte Tag war vorüber und der Erborger hatte keine Zahlung geleistet. Kunz war darüber eben nicht ängstlich, brauchte aber selbst das Geld in seinen Geschäften und bat Jenen, als er ihm eben auf der Straße begegnete, um gefällige Wiedebezahlung. Da fuhr dieser auf, wie er denn die 50 Dukaten noch einmal von ihm fordern könne, da er doch solche ihm bereits zurückgezahlt hätte. Kunz wußte nicht, ob er wache oder träume, und versicherte, noch keinen Heller wiedererhalten zu haben! Der Wucherer wurde noch heftiger, und es entstand ein so heftiger Wortwechsel, daß dadurch eine bedeutende Menschenmenge herbeigelockt

wurde. Jener der Streitenden blieb bei seiner Behauptung, an deren Wahrheit bei Kunz Niemand zweifelte. Damit aber war diesem nicht zu seinem Gelde geholfen, was er in so bedeutender Summe nicht missen wollte und konnte, und er brachte die Sache vor den Stadtrath. Dieser ließ den Bäcker vorladen, der auch sogleich mit einer kalten, gleichgültigen Miene und einem dicken spanischen Rohre erschien. Eine Menge neugieriges Volk folgte. Der Bäcker wiederholte hier seine Versicherung, daß er das Geld in die Hände Kunzens zurückgegeben habe und darüber einen Eid ablegen wolle. Die Richter, bei diesem wunderlichen Handel keine andere Auskunft kennend, erkannten auch darauf und daß er sogleich geleistet werden solle.

Um die Hände frei zu bekommen, bat der Bäcker den neben ihm stehenden Kunz, unterdeß seinen Hut und Stock zu halten. Kunz wollte das seinem alten Lehrmeister nicht abschlagen, und dieser sprach nun so heiter die Eidesformel und die in ihr enthaltenen Anrufungen der Gerechtigkeit Gottes nach, daß darüber dem Volke ein unwillkührliches Grausen anwandelte. Der Eid war geleistet und der Bäcker nahm, Kunzen hämisch drohend, daß er es ihm schon vergelten wolle, den Ruf seines guten Namens verdächtig gemacht zu haben, Hut und Stock und verließ die Gerichtsstube! Da fing das Volk laut an von Meineid zu sprechen, und Kunz, außer sich, machte Miene, den Betrüger die Rathhaustreppe (die da war, wo noch jetzt am Rathhause in der Königsstraße eine vermauerte Thür zu sehen) hinunter zu werfen. Dieser aber setzte sich zur

Wehre und schlug mit seinem gewichtigen Rohre so gewaltig auf den Gegner los, daß es zersprang und — die abgeschwornen Dukaten die Treppe hinabrollten. Der Bäcker hatte also zwar buchstäblich recht geschworen, daß er das Geld in seines Gläubigers Hand zurückgegeben habe, indem dieser den Stock mit den Dukaten, während Jener schwur, in den Händen hielt; aber diese jesuitische Absindung mit dem Gewissen wollte das Volk nicht gelten lassen, sondern hätte den schlauen Betrüger auf der Stelle umgebracht, wenn ihn nicht die Wache in Schutz genommen hätte! Kunz erhielt nun sein Geld zurück und verzieh dem Bäcker, aber der Rath verurtheilte diesen, alle Kosten zu zahlen, zeitlebens einen seidnen Strick um den Hals zu tragen, und dem Scharfrichter, der alljährlich einmal untersuchen sollte, ob er das thue, für seine Mühe jedesmal 50 Gülden zu geben.

19.

Die Taube zu Höxter.

Der 30jährige Krieg drückte auch hart die westphälischen Lande; es wurde unter andern auch die Stadt Höxter von den Kaiserlichen belagert, konnte aber von ihnen nicht erobert werden, daher man endlich beschloß, sie mit schwerem Geschütz zu beschießen und so lange zu ängstigen, bis sie sich ergäbe, und um die Noth der Besatzung und Bürger zu erhöhen, sollte das Beschießen mit einbrechender Nacht beginnen. Als nun der Fähndrich die erste Kanone losbrennen wollte, flog ihm eine Taube auf die Hand und pickte diese so, daß der Soldat das Zündloch verfehlte. „Es ist Gottes Wille, daß ich nicht schießen soll!" rief der abergläubische Soldat und — unterließ nun das Schießen. Noch in derselben Nacht kamen die Schweden und vertrieben die Kaiserlichen, und die Stadt — war gerettet.

20.

Der Gärtner auf Czeschhaus.

Auf der alten, großen und schönen Burg Czeschhaus in Schlesien lebte einmal (1549) ein Ritter, Namens Christian Tzessel von Schwenz, der ein roher und gegen seine Unterthanen harter Herr war. Ihnen viele und schwere Arbeiten aufzubürden und zum Lohn dafür nur Schläge und Scheltworte zu geben, das war seine Freude, und sie bei dem geringsten Versehn barbarisch zu strafen, sein Vergnügen. So hatte einst ein armer Gärtner etwas auf dem Felde versehen, und der Herr Tzessel packte sehr unwitterlich ihn mit eigner Hand und befahl, des armen Mannes Flehen und Weinen nicht achtend, daß er an Händen und Füßen hart gebunden werde. Dann bestimmte er erst seine Strafe, nämlich einen 40 Ellen langen und 3 Ellen tiefen Graben vom Mittag bis zum Abend vom Schlamme zu reinigen, und wenn er die Arbeit nicht zu seiner Zufriedenheit vollbringe, solle er Andern zur Warnung todt gehauen werden!

Jammernd und händeringend ging der Unglückliche von dem Angesichte seines Gebieters, der offenbar seinen Tod beabsichtigte, weil die ihm aufgegebene Arbeit wol 10 Mann in mehreren Wochen nicht zu Stande ge-

bracht hätten. Da stand er nun an dem Schlammgraben und sahe mit thränendem Auge auf zur Sonne, die für ihn heute zum letztenmal untergehen sollte!

Was schreist und heulst du so jämmerlich? redete ihn unerwartet ein Mann an, der seitwärts sich ihm genähert und eben nicht das traulichste Ansehn hatte. Kann ich dir helfen? Ach, entgegnete der Gärtner, auch ewre Hülfe ist zu wenig, den langen, tiefen Graben bis zum Abend vom Schlamme zu reinigen, und wenn das nicht geschiekt, wie es denn ganz unmöglich ist, soll ich in Stücke gehauen werden. Ha, ha, entgegnete bitter lachend der Fremde, das wär' zu arg! Ich helfe dir und du wirst mit mir zufrieden seyn, aber ich habe Durst, darum hole mir flugs ein Kännlein Bier. Neue Noth für den Gärtner, denn er hatte nicht Einen Pfennig im Besitz und wollte doch den gefälligen und, wie es schien, tüchtigen Gehülfen nicht dursten lassen. Ei was, sprach er endlich bei sich selbst, ei was nützt mir der Spaten, wenn heute mein letzter Tag ist, ging hin und versetzte ihn bei dem Wirthe für ein Kännlein Bier. Mit diesem eilt er zurück, um seinen Kameraden zu erquicken, und fand — den Graben geschlämmt bis auf den Grund! Der Gärtner dehnt seine Augen weiter auf, weil er glaubt, nicht recht zu sehen, aber er sieht nichts anderes, als einen — schlammleeren Graben. Das däuchte ihm denn doch nicht natürlich zuzugehen, und ein Fieberfröstlein durchdrang seinen abgehungerten Körper. Mehr zu denken und zu fühlen hatte er keine Zeit, denn Jener gebot ihm, sofort zu seinem Herrn zu gehen und ihm zu sagen, daß

er komme und die vollendete Arbeit besähe. Als dieser die Nachricht hörte, fluchte und schwor er bei allen Teufeln, daß man Spott mit ihm treiben wolle, befahl aber doch dem Voigt, mit dem Gärtner zu gehn, und würde es nicht so seyn, wie dieser sage, solle er gräßlich zu Tode gemartert werden. Der Voigt, nicht besser als sein Gebieter, ging mit dem Gärtner zum Graben und fand ihn — gereinigt und dabei den Fremden stehen, der ihn mit schneidendem Tone fragte: „Wo bleibt Herr Tzessel, will er nicht selber sehn, ob sein Befehl vollbracht sey? Ich will ihn selbst zur Stelle haben!“ Solche Rede trieb dem Voigte alle Haare zu Berge und durchschüttelte mit Frost dessen Glieder! Er schlug sich ein Kreuz und eilte, um seinem hochgebietenden Herrn den Vorfall zu melden. Und dieser wählte noch das Klügste, denn er fing an — zu beten, seinen harten Sinn zu bessern und ein Vater seiner Unterthanen zu werden. Später siedelte er sich auf dem Hochgebirge an, gab seinen Gärtner nicht nur frei, sondern schenkte ihm auch Hof und Haus als Eigenthum.

Mit dieser Sage scheint die natürliche Umgebung der Burg in Verbindung zu stehen; denn 2 Dämme, über 8 Fuß hoch, umziehen dieselbe, der erste 300 und der andere 400 Schritt davon entfernt, und sperren so das 100 Schritte breite Thal, wodurch eine künstliche Ueberschwemmung zum Besten der Burg bewirkt werden konnte.

21.

Die Heidenjungfrau

in Glatz.

Links an der Mauer des Thores, das in Glatz aus dem Niederschloß in's Oberschloß führt, steht eine Jungfrau in Stein gehauen; ferner hängt im grünen Schloßsaale ein Gemälde und in der Schloßkirche schönes gelbes, der Länge nach etlichemal aufgeflochtenes Haar. Alle diese Dinge sollen an eine Heidenjungfrau erinnern, die als eine böse Zauberin das Land beherrscht hat. Sie soll mit ihrem Bruder im Bogenschießen gewettet und den Pfeil mit ihrem Bogen bis zur großen Eisersdorfer Linde geschossen haben. An dieser Linde steht die Grenze, und sie soll so alt wie der Heidenthurm zu Glatz seyn. Sie ist schon einigemal verdorrt, aber immer wieder grün ausgeschlagen, und stehet noch jetzt. Auf ihr saß die Wahrsagerin und verkündigte, daß der Türke werde bis Glatz vordringen, auf der Brücke aber eine Niederlage durch die aus dem Schlosse fallenden Christen erleiden, wenn nämlich zuvor eine Heerde Kraniche durch die Bretbänke geflogen!

Zum Zeichen, daß sie ihren Bruder im Vogenschießen überwunden, setzte man auf der Meile hinter dem Graben 2 spitzige Steine.

Da sie mit ihrem Bruder in unerlaubtem Umgange lebte, wurde sie vom Volke verabscheut und ihr nach dem Leben getrachtet, wußte aber durch ihre Zauberkunst und Stärke, womit sie oft Hufeisen zerbrach, lange zu entrinnen. Endlich aber wurde sie doch gefangen, und in einem großen Saale am Schloßthore, wo noch jetzt ihr Bild steht, vermauert. Sie soll noch oft in der Kleidung, worin sie abgemalt, im Schlosse erscheinen, jedoch Niemand beleidigen, wenn man sie nicht verspottet oder ihre Haarflechte aus der Kirche wegnehmen will. Letzteres haben schon Manche versucht, ist aber Allen sehr schlecht bekommen.

22.

Ludwig der Springer

auf Giebichenstein bei Halle.

Diese Sage fällt ungefähr in's Jahr 1190, und wenn auch in ihr Alles historisch wahr ist, so dürfte doch der Sprung bloße Sage seyn, weil er nach der Oertlichkeit des Giebichensteins und der Saale unmöglich ist; vielleicht, daß sie Ludwig selbst erfann und ausbreitete, um seine Wächter, die ihn entfliehen ließen, der Verantwortung zu entziehen. Uebrigens erzählen diese Sage erst die Chronikenschreiber des 14. Jahrhunderts.

Der Landgraf Ludwig, hoch zu Roß,
trabt auf das Weißenburger Schloß;
denn heute ritt der Pfalzgraf aus
und ließ sein Weib allein zu Haus;
Herr Ludwig aber ist der Mann,
der solch ein Stündlein nützen kann.

Die schöne Gräfin Adelheid
war reich an Liebenswürdigkeit,
doch arm an frommem, treuem Sinn,
und gab sich böser Untreu hin,
und war dem Landgraf zugethan;
denn Ludwig war — ein schöner Mann.

Sie grüßt' ihn ſchön und führt' ihn ein
in ein vertraulich Kämmerlein,
und bot ihm gern den Mund zum Kuß
und ließ ihm jeglichen Genuß
und ſprach: O wäre allezeit
uns ſolche Luſt vergönnt, wie heut!

Da ſtimmte ihr der Landgraf bei
und ſchweigend wurden nun die zwei,
und ſannen Vieles hin und her,
wie ſolches zu gewinnen wär',
und was die Gräfin ſich erſann,
das war ein mörderiſcher Plan.

Denn als ihn Ludwig angehört,
da ward deſſelben Herz empört
und rollt er ſeine ſchwarzen Beau'n,
ihr finſter in das Aug' zu ſchau'n,
als ob er mit ihr zürnen wollt';
doch ach! ſie war ſo lieb und hold!

In ihrem Arm die ſüße Luſt,
die Seligkeit an ihrer Bruſt,
der Vollgenuß des höchſten Glücks,
jetzt nur ein Raub des Augenblicks,
das ſoll dann ſein für immer ſeyn? —
Er athmet tief und — willigt ein,

Und ſcheidet ſpät erſt von dem Schloß,
kein Menſch ahn't, was er dort genoß;

und als der Pfalzgraf heimgekehrt,
die Mähr' von Ludwigs Zuſpruch hört:
da kränkt's ihn in der Seele faſt,
daß er verſäumt den werthen Gaſt.

Kein Argwohn kommt dem Wackern bei,
daß ſein Gemahl ihm treulos ſey;
denn ſie empfing ihn freundlich gar
und freudig, wie ſie immer war,
und ſah' ihn ſo zufrieden an,
als hätt' ſie eben Nichts gethan.

Nach dieſem war's der dritte Tag,
als zum Gemahl die Gräfin ſprach:
„Es iſt ſo warm, ſo ſchwülig heut,
das iſt zum Baden wol die Zeit;
am kühlen Bach im grünen Wald
iſt heut der beſte Aufenthalt!

Der Pfalzgraf fand die Rede ſchön
und bat die Gräfin, mitzugehn.
Drauf gingen Beide alſobald
ſelbander in den grünen Wald,
und während er ſich kühlt im Bad,
da wacht ſie fern, ob Jemand naht.

Und plötzlich ſchallt's im Wald entlang
wie Jagdgeſchrei und Hörnerklang,
und nah und näher lärmt's heran
und bricht ſich durch die Büſche Bahn —

es ist der Landgraf und sein Troß,
Bewehrt mit Schwert und Jagdgeschoß.

Da läuft die Gräfin rasch zum Bad:
„Hör', mein Gemahl, der Landgraf naht;
er jagt mit seinem Troß so frei,
als ob der Wald sein eigen sey,
daß ihr es wol nicht leiden mögt;
drum rasch und weis't ihn ernst zurecht!"

Der biedre Pfalzgraf aber spricht:
„Gewiß mit Willen thut er's nicht!
wol lockte ihn ein Wild zu weit,
und drob erhob' ich keinen Streit;
das ist nicht gute Nachbarschaft,
die über Alles schilt und klafft."

„Nun freilich," spricht die Gräfin drauf,
„ihr nehmt das nicht so übel auf,
weil ihr, allein und unbewehrt,
nicht achtet, was euch widerfährt!
und doch — zu einem graden Wort
ist überall der rechte Ort!"

Das reizt den Pfalzgraf, und er springt
rasch aus dem Bad heraus und schlingt
das Badehemd um Brust und Schooß
und eilet auf den Landgraf los:
„Herr Nachbar, sagt, was soll das seyn,
wer lud euch hier zur Hetze ein?"

Drauf Ludwig trotzig: „Ei, wie fragt
ihr schnakisch, wer mich lud zur Jagd:
der Wald ist mein, was braucht es mehr?
Habt ihr sonst weiter kein Bezehr,
so geht, das ist mein bester Rath,
und kühlt den eiteln Zorn im Bad!“

Solch' Wort, fürwahr, das klingt nicht gut,
der Pfalzgraf drob geräth in Wuth
und giebt's zurück mit Heftigkeit,
und Ludwig nähret den heft'gen Streit
und wirft den Speer mit böser Lust
dem Pfalzgraf in die nackte Brust.

Der Speer ihm tief im Herzen saß,
und sterbend sank er hin in's Gras.
Der Landgraf floh, und mit Geschrei
lief jetzt Frau Adelheid herbei!
So ward der böse Plan vollbracht,
den sich das falsche Weib erdacht!

Vom Argwohn wusch sie schlau und fein
durch falsche Heuchelei sich rein,
zerraufte sich vor Schmerz das Haar
und stellte sich wahnsinnig gar,
und trauerte zwölf Monden durch
still einsam auf der Weißenburg.

Und weil der Landgraf immerdar
des Todten Freund gewesen war —†
gab Niemand bösem Argwohn Raum.
Doch als Ein Jahr verflossen kaum,
nahm er die Witwe zum Gemahl.
Hell klang zur Hochzeit der Pokal!

Solch Thun erregte den Verdacht,
absichtlich sey er umgebracht,
der Pfalzgraf — und sein Bruder trat
als Ludwigs Kläger auf und bat
den Kaiser um ein streng Gericht,
und dieser weigerte es nicht!

Als Ludwig einstmals sorgenlos
gen H[illegible] ritt, hat ihn ein Troß
von Knechten schnell in sichre Wacht
auf's Schloß zu Giebichenstein gebracht,
wo er zwei Jahre saß und oft
auf Urtheil und Befreiung hofft'.

Und Adelheid im öden Schloß,
klagt und beweint den Ehgenoß!
Doch beut sich ihr kein Mittel an,
zu retten den geliebten Mann!

---

†) Hier legte am Abende des 5. Febr. 1839 Widar Ziehnert, der Sänger der Volkssagen Sachsens und Preußens, die Feder nieder, und entschlief am 12. Febr. sanft „für bessere Zonen!“

Wo das Gewiſſen Kläger iſt,
verſtummet ſelbſt des Weibes Liſt!

Der Landgraf aber ſann und ſann,
bis kühnen Entſchluß er gewann:
krank ſtellt er ſich, als käm' ſein End',
will machen gern ſein Teſtament.
Sein Schreiber kommt, dem er vertraut,
worauf er ſeine Rettung baut.

Der iſt verſchwiegen ihm und treu,
ſchafft einen Mantel flugs herbei,
und auf der Saale führt er dann
zwei leichte Kähne uferan,
und Ludwig auf vom Lager ſteigt
und ſpähend auf und nieder ſchleicht.

Die Wächter, jedes Argwohns frei,
daß Ludwigs Thun Verſtellung ſey,
ſehn eifrig auf ihr Bretſpiel hin,
und keinem kommt es in den Sinn,
daß ihr Gefangner, krank und ſchwach,
jetzt zu entfliehen denke nach.

Kühl durch das offne Fenſter weht
die Abendluft, wo Ludwig ſteht;
der hüllt, als Kranker, ſchlau und fein
ſich ſorglich in den Mantel ein,
ſchielt ſeitwärts auf der Wächter Thun,
ſchaut, wo die Kähn' am Ufer ruhn!

Schwingt rasch in's Fenster sich hinein:
Sanct Ullrich, woll'st mir gnädig seyn!
ruft betend er, und springt hinab;
den Mantel er dem Winde gab,
und der trägt sanft ihn in die Fluth
und rettet so das kühne Blut.

Schnell fangen ihn die Fischer auf;
vom Ufer trägt im flücht'gen Lauf
sein treues, langentbehrtes Roß
ihn in das Sangerhäuser Schloß
zu seiner Gattin liebewarm,
zu ihrem Kuß, in ihren Arm!

* * *

Nicht Jedem man den Mantel bringt —
nicht Jedem jeder Sprung gelingt; —
drum gilt als Warnung wol der Spruch:
Dem Frevler folgt der Strafe Fluch!
Was Schönes auch die Augen sahn,
so jagt doch nie auf fremder Bahn!

23.

Der Räuber
auf dem Geissenberge.

Johann Hübner war der letzte der Räuber, die auf dem Geissenberge in Westphalen wohnten, des Nachts auszogen und besonders Vieh stahlen, das sie dann in einem großen Stalle ihrer Burg, deren Trümmern man noch jetzt sieht, verbargen und es dann in weit entfernte Lande verkauften. Johann trug stets ein eisernes Kleid und war der stärkste Mann im ganzen Lande. Er hatte nur Ein Auge und einen großen krausen Bart und krause Haare. In der Ecke, wo man noch das zerbrochene Fenster sieht, saß er am Tage mit seinen Knechten und trank mit ihnen, wobei er dann weit durch's Land umher nach Beute lugte, und wenn er einen Reuter mit einem schönen Pferde, oder Treiber mit fettem, starkem Viehe gewahrte, sandte er sofort seine Knechte aus, die Reuter und Treiber erschlugen und das Vieh raubten.

Von diesen Räubereien hörte ein Fürst von Dillenburg, gemeinhin nur der schwarze Christian genannt; denn die Bauern kamen zu ihm und klagten über ihre Verluste! Dieser trug nun seinem klugen Knechte Hanns Flick auf, dem Hübner aufzupassen, indeß er selbst im

Giller sich mit seinen Reutern verborgen hielt. Hanns Flick hatte den Johann Hübner nie gesehen und streifte nun umher, ihn irgendwo auszufragen und zu finden. Zufällig kam er an eine Schmiede, wo Pferde beschlagen wurden und viele Räder an der Wand lehnten. An diese lehnte sich ein Mann mit dem Rücken, der einäugig war und ein eisernes Wammes trug. „Grüß dich Gott, Mann mit Einem Auge und dem eisernen Wammes! Bist wohl Johann Hübner vom Geißenberg?" sagte Hanns. Der liegt auf dem Rade, entgegnete der Fremde. Hanns Flick meinte, er rede von dem Rade auf dem Rabensteine, und fragte weiter, seit wie lange das sey. Seit heut, entgegnete Jener mit spöttischem Lächeln!

Hanns Flick konnte diesen Reden doch nicht ganz glauben und blieb darum in der Schmiede, um auf den Mann weiter Acht zu haben. Dieser redete heimlich mit dem Schmied, daß er die Hufeisen seinem Pferde verkehrt aufschlagen solle. Als dieser fertig war, setzte sich Johann Hübner auf und sagte zu Hanns: „Grüße deinen Herrn und er solle mir Fäuste, aber keine Leute schicken, die es hinter den Ohren suchen!"

Mit diesen spöttischen Worten ritt er von dannen. Hanns Flick sah ihm nach, um zu gewahren, wohin er den Weg nähme, um der Spur nachzufolgen, aber — vergebens; denn Johann war hin und her, die Kreuz und Quere geritten. Hanns Flick wurde zwar verdrüßlich, hörte aber doch nicht auf, dem Räuber nachzuspüren, bis er ihn endlich Nachts bei Mondschein im Walde mit seinen Knechten gelagert fand und dabei eine Heerde

geraubtes Vieh. Schnell brachte er diese Kunde dem Fürsten Christian. Dieser säumte nicht, seine Knechte zu sammeln, ihren Pferden Moos unter die Füße binden zu lassen und nach dem Lagerplatze Hübners zu ziehen. Es begann ein lebhafter Kampf zwischen den Herren und Knechten, bis endlich der Räuber fiel und der Fürst in dessen Schloß einzog. Den großen Thurm ließ der Fürst untergraben, um ihn her viel Holz legen und anzünden. Er fiel, und von seinem Falle erbebte das Land, und noch jetzt sieht man die Steine den Berg hinunter liegen.

Mitternächtlich erscheint oft Hübner und reitet auf einem schwarzen Pferde um den Wall seines ehemaligen Schlosses.

24.

Das Eisengitter auf Kynast.

Unter die vielen und schönen Sagen, welche uns die Vorzeit von der alten berühmten schlesischen Burg Kynast (deren Ruinen noch jetzt im Hirschberger Kreise zu sehen) überliefert hat, gehört auch obengenannte. In bedeutender Höhe des Burgthurmes ist noch ein eisernes Gitter vorhanden, das vor dem Thurmgefängnisse war, in welchem

ein Ritter nach Erlösung schmachtete. Dessen Gattin gab sich alle Mühe, diese zu bewirken, und sparte bei dem Burgherrn keine Bitten und Thränen, aber — vergebens. Da suchte sie endlich nur noch um die einzige Vergünstigung nach, ihrem gefangenen Gatten ein Brot senden zu dürfen, und das — ward ihr gestattet. In dieses Boot hatte das kluge Weib eine Feile und ein Seil verborgen, mit deren Hülfe der Ritter seine Flucht glücklich bewirkte.

23.

Frau Holla und die Knaben.

Frau Holla ist ein Gegenstand vieler und meist freundlicher thüringischer Sagen. In der Christnacht fängt sie an umher zu ziehen und treibt es bis zum Heil. Dreikönigstag, und der treue Eckardt nebst vielen Frauen begleiten sie. Dieser warnt die Leute, welche etwa dem Zuge begegnen, auszuweichen, damit ihnen kein Leid widerfahre. Zufällig begegneten ihr einmal 2 Bauerknaben, die in der Schenke Bier geholt hatten, mit dem sie nach Hause wandern wollten. Als aber der Geisterzug erschien, blieben sie stehen und sahen zu, mußten aber, da die Gespenster die ganze breite Straße einnahmen, mit ihren Bierkannen sich in eine Ecke zu-

rückziehen, wo sie nun unbemerkt und sicher zu sein glaubten! Es kamen aber dennoch mehrere Weiber aus dem gespenstischen Zuge, nahmen den Knaben die Bierkannen aus den Händen und tranken. Angst und Furcht verschlossen den Knaben den Mund, sie gaben ihre Kannen hin und — schwiegen, dachten aber auch schon an das Schelten, das ihrer von den Eltern wartete, wenn sie mit leeren Kannen nach Hause kämen! Als die letzte Frau aus dem Geisterzuge getrunken hatte, trat der treue Eckardt zu den viel geängsteten Knaben und sprach: „Das ließ euch Gott rathen, kein Wörtchen zu sprechen, sonst wären euch die Hälse umgedreht worden! Nun aber geht getrost nach Hause, und wenn ihr Niemandem erzählt, was ihr jetzt gesehen habt, so werden eure Kannen immer voll des besten Bieres seyn."

Wie freuten sich die Knaben, nun ihrer Angst entnommen und im Besitz stets voller Bierkannen zu seyn! Aber Freude macht Alte schwatzhaft, wie viel mehr Kinder, und nach 3 Tagen konnten sie es nicht mehr über das Herz bringen, das Ereigniß ihren Eltern zu erzählen, und von nun an blieben die Kannen — leer.

Ist dir im Stillen Glück beschieden,
so schwatze davon Nichts der Welt;
denn sie stört des Genusses Frieden!

26.

Das Hünenspiel.

In Westphalen, Regierungsbezirk Minden, erheben sich der Brunsberg und Wilkberg. Von ihnen erzählt die jüngere Sage, daß darauf die Sachsen, im Kampfe mit Kaiser Karl dem Großen, Burgen gehabt hätten. Die ältere Sage aber macht sie zu Wohnsitzen der Hünen, die so riesenmäßig waren, daß sie sich aus den Fenstern von einem Berge zum andern die Hände reichen konnten und zu ihrer Lust große Kugeln wie Bälle hin und her warfen. Als einmal einer der Riesenbälle in's Thal herab fiel, schlug er ein solch großes Loch in die Erde, daß man die Spuren davon — noch heute sieht.

27.

Die kurze Rechnung.

Aus der Geschichte Stendals.

In Stendal, vor dreihundert Jahren
gar eine hochberühmte Stadt,
die weit und breit mit ihren Waaren
die Elbe und das Meer befahren
und Recht und Ehre sich erworben hat;
wo viele wack're Bürger wohnten,
selbst Brandenburger Fürsten thronten*):—
in Stendal lebte eines Tuchers Sohn,
der Dietrich Kagelwied genannt;
der war in frühster Jugend schon
als klug bei Jedermann bekannt.
In Kloster Lehnin wurde er erzogen
als Geistlicher, und bald
war männiglich ihm so gewogen,
daß über Klosters Güter, Feld und Wald
man ihm die Aufsicht gab, die er durch Sparsamkeit

*) Heinrich, Bruder des Markgrafen Albrecht, die Markgrafen Johann und Otto, Churfürst Joachim I.

und Ordnung so vortrefflich führte,
daß man bereits nach kurzer Zeit
bedeutend schon des Klosters Wohlstand spürte.

Da traf es sich, daß Kaiser Karl der Vierte
in's Kloster Lehnin kam,
und Kagelwied, weil er so klug den Haushalt führte,
mit sich nach Böhmen nahm
und ihn zum Landessäckelmeister machte,
wo er auch bald, wie einst das Klostergut,
mit regem Fleiß und frischem Muth
das Land in Ordnung und in Wohlstand brachte.

Darob erhob sich neidisch eine Schaar
von Feinden, deren Aerger war,
daß sie nicht mehr, wie sonst, des Landes Gaben
für ihre Lust und Säckel sollten haben
und daß der fremde, adellose Mann
tagtäglich mehr des Volkes Gunst gewann: —
die hinterbrachten bald im Stillen
dem Kaiser Karl, daß Kagelwied,
so viel er auch den Schein von Eigennutz vermied,
nur suchte, seinen Säckel sich zu füllen.

Verwundert hört's der Fürst und spricht
mit Ernst zu Dietrich, Rechnung abzulegen!
Und dieser, nicht im Mindesten verlegen,
entgegnet ihm mit heiterm Angesicht:
„Nur eine Kutte hatt' ich armer Mann
und wenig Pfennige, als ich dieß Amt erhalten,
gebt diese mir zurück — und, was ich sonst gewann,

mit dem könnt ihr als euerm Eigenthume schalten.
Dieß meine kurze Rechnung, schloß der wackre Mann,
die ich von meinem Amte geben kann!“

Solch Wort gefiel dem Kaiser sehr;
er schenkte ihm der Gunst noch mehr
und ehrt' ihn so, daß nach des Kaisers Worten
er endlich Erzbischof geworden.*)

J. v. V.

*) In Magdeburg 1361.

28.

Der Wolf und die Ziege

zu Seefeld.

Bei Seefeld, einem Pfarrdorfe im Langensalzer Kreise Thüringens, stand ein altes verwittertes Kirchlein, das sonst zu Begräbnißfeierlichkeiten gedient und um sich her noch Ueberreste versunkener Gräber hatte, auf denen das Gras schön und üppig wucherte. Die Frau eines Kreisers oder niedern Jagdbedientens wollte es abmähen und nahm ihr kleines Kind und ihre alte Ziege mit sich, ersteres, um es in ihrer Nähe zu haben, und letztere, daß sie sich an den frischen, gewürzreichen Gräsern gütlich thun sollte. Das Kind setzte sie in einem Korbe auf den Altar und empfahl es dem Schutze der heiligen Jungfrau, deren verbleichtes Bild noch auf dem Altare stand. die Ziege aber band sie mit einem langen Stricke an die offenstehende Kirchthüre. Zu jener Zeit hausten in den dichten Wäldern Thüringens noch Wölfe, und einer derselben hatte die Ziege, als einen leckern Bissen für seinen hungrigen Magen, in der Ferne gewittert und schlich sich durch das Gebüsch so nahe, bis er mit wenig Sprüngen die Ziege erreichen konnte — aber die Ziege sahe den Wolf kommen und lief — in die Kirche. Der Wolf, wüthend, daß

ihm seine Beute entfliehen wollte, stürzte ihr nach, schoß aber in gewaltigem Sprunge bei der Ziege, die sich hinter der Thüre zu verbergen suchte, vorbei. Diese nahm ihren Vortheil in Acht und sprang flugs wieder heraus, um das Freie zur Flucht zu gewinnen. Da sie aber der Strick festhielt, zog sie mit ihm die Thüre hinter sich zu, und der Wolf — war gefangen. Dieser brüllte und tobte, rannte die alten morschen Treppen auf und nieder, kratzte an Thüren und Fenstern, daß die Frau darob namenloses Entsetzen überfiel. Sie rief ihren Mann und brachte durch ihr Angstgeschrei die Bauern des Dorfes in Bewegung. Glücklicher Weise hatte der Jäger, der eben mit geladenem Gewehre in den Wald gehen wollte, seines Weibes Ruf gehört, eilte herbei und erlegte, durch ein Fenster schießend, den wüthenden Wolf. Kaum hatte er vernommen, als die Mutter, von der Angst getrieben, ins Kirchlein eilte und ihr Kind im Korbe — ruhig schlafend fand. Noch oft ging sie auf den wüsten Gottesacker grasen und der heiligen Jungfrau zu danken; der Ziege aber war für immer jede Lust vergangen, ihr wieder dahin zu folgen.

29.

Entſtehung

von

Andernach und Sinzenich.

Dieſe Orte liegen am Rhein, zwiſchen Coblenz und Cöln, und von der Entſtehung ihrer Namen erzählt die Sage Folgendes:

In der großen Völkerwanderung vereinigten ſich mehre germaniſche Stämme zu einem gemeinſchaftlichen Zuge, in dem immer ein Stamm dem andern nachfolgen ſollte. In dieſe Reihefolge brachte aber der Winter Unterbrechung; denn die bereits über den Rhein gegangenen Stämme ſetzten ihren Zug fort und gewannen ſo einen großen Vorſprung, die folgenden aber mußten da, wo ſie eben lagerten, bis zur Frühlingszeit verharren. Als dieſe gekommen, gingen auch ſie unterhalb Coblenz über den Rhein, und da ſie hier ſich anzuſiedeln keine Luſt fanden, brachen ſie abermals ihr Lager ab und riefen: dem Andern nach! Daher erhielt die hier ſpäter erbaute Stadt den Namen: Andernach (Coblenz. Reg. Bez.). Am linken Rheinufer abwärts ziehend, ſuchten ſie Spuren von dem Zuge der

vorangegangenen Stämme zu finden, fanden aber nichts, und riefen mißmuthig einander zu: hier sind sie nicht! Aus diesen Worten soll der Name des Pfarrdorfes Sinzenich (Cöln. Reg. Bez.) entstanden seyn. So ging der Zug aufs Neue vorwärts, und sie fanden nach einigen Tagen Spuren, daß ihre Vorgänger ihren Weg in ein Thal genommen hatten. Hier laßt uns herein machen, riefen Volk und Anführer, siedelten sich an, und der Ort erhielt den Namen Reimmachen.

30.

Der schwarze See und Burgwall auf Rügen.

Auf der pommerschen Insel Rügen liegt in der Stubnitz oder Stubbenkammer ein großer Erdwall, und nahe an dessen östlichem Rande befindet sich in einem runden und tiefen Kessel der schwarze See. Im Bereich des Walles soll in der frühesten Heidenzeit der Teufel angebetet und ihm zum Dienst eine Jungfrau unterhalten worden seyn, welche, wenn er ihrer überdrüßig, von seinen Priestern im schwarzen See ersäuft wurde.

31.

Der Neumondgeisterzug

in Kreuzburg.

In Kreuzburg, einer alten Stadt im Kreise Eylau, ließ sich nach dem Schlage der 12. Stunde jeder Neumondsnacht ein merkwürdiger Geisterzug sehen. Es kam nämlich aus der Kirchenstraße, welche an den Trümmern des alten Ordenshauses auf den Schloßberg führt, ein Zug von 4 unbedeckten, sonderbar gebauten Wagen. Die beiden ersten Wagen waren jeder mit 4 Schimmeln bespannt, die ruhigen Schrittes gingen. In jedem dieser 2 Wagen saßen 6 Nonnen im weißen Ordenskleide, mit Kreuz und Rosenkranz, aber — ohne Kopf. Jeden Wagen lenkte als Kutscher ein weißes Lamm. Die 2 letzten Wagen wurden von Rappen gezogen, die aus Maul und Nase Funken schnoben, und die Kutscher waren schwarze, funkensprühende Ziegenböcke. In jedem dieser Wagen saßen 6 Ritter, die ihre Köpfe, mit Fahnen bedeckt, unter dem Arme trugen. Dreimal machte der Zug die Runde um den alten Markt, aber ohne das mindeste Geräusch, bis er in dem alten Rathhause verschwand. Aus ihm hörte man nun eine theils wilde, theils lustige Musik, abwechselnd mit rauhen Männer-

stimmen und zartem weiblichen Gesange, auch Orgeltönen und feierlichen Chorälen. Gegen Ende der Mitternachtsstunde kehrte der Zug aus dem Rathhause in der ersten Ordnung zurück, dreimal um den Markt, und verlor sich auf der Hof- oder Schloßstraße. Bei dieser Rückkehr saßen auf dem Halse der Ritter die verschleierten Nonnenköpfe und auf den Nonnen — die Köpfe der Ritter mit Helm und geschlossenem Visir.

Am Pfingstfeste 1818 wurde Rathhaus und Markt durch eine Feuersbrunst so verwüstet, daß nur Ein altes Gebäude stehen blieb. In der nächsten Neumondsnacht erschien der Geisterzug wieder, aber nun trugen Ritter und Nonnen ihre eignen Köpfe. Neunmal rollte der Zug um die noch rauchenden Trümmern des Marktes und kehrte in das stehengebliebene Haus ein. Hier wiederholte sich der frühere Jubel, aber sanfter, bis er nach und nach verhallte.

Nachdem die Zeit auch dieses Haus zerstört hatte, ist der Ritter- und Nonnenzug nicht mehr erschienen; es hat sich aber am ersten Neumonde, nachdem der Markt frei geworden, an der Stelle des alten Gebäudes eine sehr liebliche Musik hören lassen, woraus man schließt, daß nun der gespenstische Zug seine Ruhe gefunden habe.

32.

Das Kruzifix in Stromberg.

In Stromberg (Münsterscher Reg. Bez.) steht eine schöne Kirche und in ihr ein hölzernes Kruzifix, das sich sehr wunderthätig zeigt, weshalb dahin jährlich Wallfahrten und Processionen gehalten werden. Von diesem Kruzifixe erzählt die Sage Folgendes: Vor ungefähr 1000 Jahren fand man dasselbe in der Erde da, wo jetzt die Kirche steht. Man stellte es in der, damals am Fuße des Berges in dem Dörfchen Stromberg befindlichen Kirche auf den Altar; aber am nächsten Morgen war es verschwunden und befand sich wieder an dem Orte, wo man es zuerst entdeckt hatte. Man wollte es abermals in die Kirche bringen, aber man war nicht im Stande es aufzuheben oder gar fortzuschaffen. Man spannte 2 Ochsen vor, — vergebens. Nur 6 Ochsen, mit Ketten daran gespannt, vermochten es zur Kirche zurückzuführen. Am nächsten Morgen fand man es aber immer wieder an seinem ersten Platze, von dem man es nun, auch durch die größten Anstrengungen, nicht bewegen konnte. Da führte der Zufall einen frommen Einsiedler herbei, welcher erklärte, daß das Kruzi-

für nicht von hier weggebracht, sondern hier für daſſelbe eine Kapelle erbaut werden ſolle, wozu er ſogleich ſelbſt überall milde Gaben einſammelte, von denen dann die erſtgenannte Kirche erbaut worden iſt.

33.

Die Fremdentaufe in St. Goar.

Der heilige Goar (ſ. Bd. I, 23) erhielt von Karl dem Großen für die ihm erwieſene Gaſtfreundſchaft den Hof zu Näſen und, nach den Verſicherungen der Kirche, auch jährlich 20 Mark, um dafür die Fremden mit Rheinwein zu bewirthen. Dieſer Wein, ſagten die Mönche, könne nie ausgehen, und es habe, als einmal der Pater Kellner den Hahn am Faſſe offen gelaſſen, eine Spinne das Spundloch ſo dicht verwebt, daß auch nicht Ein Tropfen herausgelaufen wäre. Dieſer alten Gaſtfreundſchaft gab die ſpätere Zeit ein ſcherzhaftes Gewand. Wenn nämlich ein Fremder in dem Kloſter St. Goar einkehrte und gaſtfreundliche Aufnahme wünſchte, mußte er ſich ſogleich einen — Pathen wählen. Dieſer legte ihm dann ein am Zellhauſe befeſtigtes Meſſingband um den Hals und fragte ihn, ob er mit Waſſer oder Wein getauft ſeyn wolle. Gewöhnlich erklärte

sich der Fremde für's Letztere. War das geschehen, so mußte er einen Beitrag an die Armenkasse entrichten und einen goldnen Becher, mit Wein gefüllt, dreimal austrinken: auf das Wohl des Kaisers, des Landesherrn und — der Gesellschaft. Hatte er dieß glücklich bestanden, so setzte man ihm eine vergoldete Krone auf, las ihm die Gesetze des lustigen Ordens vor und belehnte ihn mit der Fischerei auf dem Lutzel und der Jagd auf der Bank, d. h. Fischerei zu Lande und Jagd auf dem Wasser. Zum Schluß der Ceremonie hatte er seinen Namen und den Tag seines Empfanges in das sogenannte Hänselbuch einzuschreiben, welches, außer Namen aus mehreren Jahrhunderten, auch manche sinn- und scherzreiche Sprüche und Reime enthält.

34.

Die faule Magd

bei Strzelno.

Unweit des Klosters Strzelno in preußisch Polen befindet sich ein ungeheurer Steinblock, der, von fern aus gesehen, einer Wasser tragenden Figur ähnlich sieht. Das Volk hält sie für ein versteinertes Weib und nennt es die faule Magd. Es soll nämlich in der früheren

Sagenzeit hier eine Magd gelebt haben, die alle ihr aufgetragenen Geschäfte ungewöhnlich sorgles und faul verrichtete. Einst ward sie von ihrer Herrin zu dem Brunnen geschickt, um Wasser zu schöpfen, wobei sie aber so lange außenblieb, daß ihr die erstere entgegen ging. Als diese die Magd erst auf der Hälfte Weges traf, rief sie ihr zornig entgegen, daß Gott sie in ihrer Faulheit versteinern möge! Und siehe, der jähzornige Wunsch wurde augenblicklich erfüllt, und so sieht man noch jetzt die steinerne faule Magd in der Nähe des Brunnens.

Daß die Dienstherrschaften dasiger Gegend diese Sage immer in frischem Andenken erhalten und ihren Dienstleuten erzählen, versteht sich von selbst!

35.

Sagen des Doms in Magdeburg.

Ueber der Vorhalle des Doms sieht man im Bilde einen Schäfer, der nach den Thürmen emporschaut, und neben ihm seinen Hund. Dieser Schäfer soll auf dem Platze, wo jetzt die Thürme stehen, und der sonst ein Weideplatz war, einen so bedeutenden Schatz gefunden haben, daß man davon die beiden hohen Thürme der Domkirche bauen konnte.

Am ersten Wandpfeiler rechts im Innern des Doms sieht man eine männliche Gestalt aus Holz geschnitzt, mit schweren eisernen Ketten. Sonst waren ihrer zwei, die andere hat aber die Zeit zerstört. Sie erinnerten an die beiden Grafen von Gleichen, welche 1278 plündernd das Magdeburgische Land durchzogen, bei Frosa aber gefangen und so lange bei Wasser und Brot festgehalten wurden, bis sie sich mit 4000 Mark loskauften.

Das große eiserne, ungemein künstlich gearbeitete Gitter, welches eine Kapelle einschließt, soll ein Schlosser mit Hülfe des Teufels verfertiget haben, weil aber daran eine Schraube fehlte, dieser mit jenem zum Kirchendache hinausgefahren seyn, und man sieht noch jetzt daselbst zwei kleine Fallthürchen.

Am erſten Pfeiler auf dem hohen Chore ſieht man das Bildniß eines Mannes, der auf einem Steine kniet und auf der Schulter eine Säule trägt. Es ſoll das Bildniß des Baumeiſters Bonſack ſeyn, der aber die Vollendung des Baues nicht erlebte.

36.

Die Erfindung,

am Spieße zu braten,

erzählt eine litthauiſche Sage alſo: Ein reicher Mann that einſt eine Reiſe und verirrte ſich, denn auch reiche Leute wiſſen nicht immer den rechten Weg und Steg, und mußte eine ganze Nacht und mehrere Stunden des folgenden Tages in einem finſteren Walde zubringen. Nach langem, ermüdendem Kriechen durch Hochwald und Dickicht kam er endlich zu der Höhle eines Waldbruders, der ſich aus dem Leben zurückgezogen und dem Dienſte der Götter gewidmet hatte. Dieſer nahm den Verirrten gern auf und ſetzte ihm das Beſte vor, was er hatte, nämlich Wurzeln und Kräuter! So hungrig nun auch der Fremdling war, wollte doch ſeinem verwöhnten Gaumen ſolche Koſt nicht ſchmecken, was der Waldbruder an deſſen Mienen und Geberden ungern bemerkte. Dieſer dachte nun ſorglich nach, wie er wol

seinem Gaste ein besseres Mahl bereiten könne. Ein einziges Kaninchen war sein Lebensgefährte und Schlafgenosse; aber dennoch würde er es gern dem Gaste geopfert haben, wenn er nur einen Topf gehabt hätte, um es darin zu kochen! Die Gastfreundschaft machte ihn erfinderisch. Er schlachtete sein Kaninchen, schnitzte aus einem Baumaste einen Spieß, steckte daran das Kaninchen, drehte es über dem Feuer, bis es gar war, und setzte es dann dem Reisenden vor. Dieser fand die Speise so wohlschmeckend, daß er, zu den Seinen zurückgekehrt, sie mit der neuen Zubereitungsweise bekannt machte und nun das Braten am Spieße bei den Reichen allgemeine Sitte wurde.

37.

Das blutende Schwert

an der Liebfrauenkirche in Halberstadt.

„Sanftmuth und Keuschheit schmücken dein Leben und lehren dich das Unvermeidliche ertragen; Glaube führe dich dem Himmel zu, wo ich dich, mein einziges, geliebtes Kind, erwarte!" So sprach die sterbende eheliche Hausfrau des wilden und rohen Ritters Huz, der auf dem nackten Berge bei Halberstadt seine

Burg hatte, zu ihrer Tochter Marie, die nebst Teuthold, ihrem Pflegebruder, dem Sohne eines verstorbenen Ritters, weinend an der Mutter Lager kniete und der Heimgegangenen die Augen zudrückte. Thränen, heiße Thränen netzten den Leichnam, und der Kinder Herz war zu voll, als daß es sogleich für seine Gefühle Sprache finden konnte! Endlich aber ermannte sich Teuthold und sprach zu Marie: „Sie hat uns gesegnet, wir sehen sie wieder in besserer Welt; diesen Glauben laß uns für's Leben bewahren!" Marie blickte dem jungen Tröster sanft lächelnd in's Auge. Uns, sagst du? Ja, uns — entgegnete Teuthold begeistert, laß uns lieben und liebend der Zukunft vertrauen! Des Jünglings Entzückung theilte sich Marien mit; sie legte ihre linke Hand in Teutholds rechte und rief: Lieber Schwärmer, ich schwöre dir —

Du hast Nichts zu schwören! donnerte plötzlich des Vaters Stimme hinter ihnen, und seine nervige Faust trennte die Liebenden. Marie weinte und Teuthold, obgleich er noch Jüngling war, biß sich krampfhaft in die Lippen, um seinem Pfleger keine harte Antwort zu geben, und verließ das Gemach, aus dem nach dreien Tagen die Leiche zur kühlen Gruft getragen wurde! Marie und Teuthold, die an ihr eine gute Mutter und treue Freundin verloren hatten, weinten und klagten; der Ritter aber freute sich im Stillen, der Sittenpredigerin nun für immer enthoben zu seyn, und kehrte nach wenig Tagen wieder zu seiner gewohnten wilden und rohen Lebensweise zurück, an der sein Nachbar, der reiche Burgherr Assen, täglich Theil nahm, wozu sich

auch n'cht selten dessen Sohn Eberhard gesellte, der ein gut gewachsener Jüngling und Liebling des Ritters Hug war, der sich ihn schon längst zu seinem Eidam erkohren hatte! Eberhard liebte auch Marien, diese aber ihren Teuthold, und so war der Grund zu einer traurigen Zukunft gelegt! Um dieser für jetzt auszuweichen und sie wo möglich freundlich zu gestalten, beschloß Teuthold, des Ritters Burg zu verlassen und sich im Waffengewühl Kraft und Ehre zu erwerben. Als er dazu reisefertig vor den Ritter trat, um ihm für seine zeitherige Pflege und Erziehung zu danken und ihm Lebewohl zu sagen, schalt ihn Hug einen Trunkenen, und Eberhard, der nebst seinem Vater in Hugs Gesellschaft zechte, bemerkte höhnisch, daß er wahrscheinlich als Schwertfeger Dienste nehmen wolle. Darob entbrannte Teuthold in Zorn und warf dem Spötter einen Fehdehandschuh, den er eben in seinem Wammes trug, in's Gesicht. Als ebenbürtiger Ritter werd' ich dich elenden Buben wiedersehn, schrie er ihm zu und verließ unverfolgt das Gemach; denn Staunen ob solcher Kühnheit hatte die Ritter, und Feigheit Eberhard ergriffen! In der Thüre trat ihm Marie, mit Todtenblässe und Verzweiflung im Gesichte, entgegen. Teuthold schloß sie in seine Arme und rief ihrem Vater zu: Von dir fordre ich Marie, hier oder jenseits. Die ohnmächtige Geliebte in einen Sessel legend und ihre Wange küssend verließ er raschen Schrittes den Saal — und nach Minuten mit seinem Troßbuben die Burg.

Dumme Possen, brummte der Ritter Hug sich in den Bart, der junge Brausekopf wird schon wiederkom-

men; aber Teutheld kam — nicht, sondern zog hinab zu den Burgen am Rhein, ritt ein in die Schranken bei Turnieren und bewährte seine Waffenfähigkeit überall mit Ehre. Aber bald wurden ihm die Turniere nur Spiele, in denen der Sieg für ihn den Reiz verlor; er wollte ernsten, blutigen Kampf, darum zog er in's Morgenland, wo die Christen des Abendlandes für den Besitz des heiligen Landes kämpften; denn da war Ruhm, wie er ihn wünschte, zu erkämpfen, und Teutheld, der junge, wackere Deutsche, fand dort eine freundliche Aufnahme und ward bald mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes geschmückt!

Obwol in seiner Brust die Liebe zu Marien täglich inniger, aber auch heiliger wurde, wollte er den heiligen-Boden doch nicht verlassen, so lange auf ihm noch ein Christenschwert für seinen Besitz gezogen war; desto freudiger aber suchte er bei eingetretener Waffenruhe den Willen seiner Obern, einige Zeit in's Abendland zurückkehren zu dürfen. Er ward ihm ohne Zögern, und Jaffa's Hafen sah sein Schiff hinaus segeln in's Meer, dessen Wogen ihn der theuern Heimath, der heißgeliebten Marie zuführen sollten. Die Winde waren dem Tapfern und seiner Liebe günstig, und sein wackeres Streitroß trug ihn mit Adlerschnelle nach Halberstadt. Hier erkannte ihn Niemand, denn die Zeit hatte durch die heißere Sonne des Morgenlandes, durch Anstrengungen und Kämpfe ihn ein männlicheres, ritterliches Ansehn gegeben. Seine erste Frage in der Herberge war nach der Tochter des Ritters Hug. Der Wirth, redseliger als viele andere Herbergsväter, er-

zählte ihm in weitschweifiger Rede, daß sie morgen dem jungen Ritter Eberhard von Assen angetraut werde und schon seit Tagen deshalb Lustbarkeiten stattfänden. Teuthold fuhr unwillkührlich mit krampfhafter Hand an sein Schwert und schwur bei sich, daß dieser Bube, der noch keine ernste Fehde bestanden, ihm seine vor Gott verlobte Braut nicht rauben sollte! Schnell rief er seinen treuen Knappen, ihm die bisher wohlverwahrte prächtige Rüstung, von Künstlern in Italien gefertigt, anzulegen und ihm den mit schönen und köstlichen Federn umwogten Helm zu reichen. So stand er kampffertig da und erregte bei dem Wirth und Allen, die ihn schauten, hohe Bewunderung; aber er ließ sich auch zugleich sein Friedensgewand, nämlich ein fein gesticktes Sammetwamms, einen kurzen goldgestickten Mantel, ein zierliches Unterkleid und das Barret mit der köstlichen Reiherfeder, durch einen vertrauten Knappen nachtragen.

Nachdem Teuthold die Stunde erkundet, in der das hochzeitliche Banket beginne, schritt er zur Burg, wo seines Lebens Wonne und ihr ärgster Feind wohnte! Jubel, wilder Jubel tönte ihm schon in den Vorhallen entgegen, der seinen Ohren wie Todtengeheul klang! Unaufgehalten nahm er seinen Weg zum Rittersaal und Niemand wehrte ihn, denn der Ritter, obwol der Einzige, der hier in voller Rüstung erschien, hatte ein zu stattliches Ansehn und schien in der Burg so bekannt zu seyn, als daß man eine Frage an ihn hätte wagen sollen. Mit geschlossenem Visir und festem Schritte trat er in den Saal, und Alle fuhren auf und staunten!

Gern hätten Einige der Gäste ihren Unmuth über das Erscheinen eines gewappneten Ritters zum fröhlichen Hochzeitbankett laut werden lassen; aber das Feste und Hohe in seinem Betragen, das Glänzende in seiner Rüstung drängte jedes Wort in die Brust zurück. Nur der Ritter Hug erhob sich zu ihm mit der Frage, wer er sey, und hieß ihn, ohne die Antwort abzuwarten, nach Ritterſitte willkommen!

Wappen und Schild, entgegnete Teuthold ernſt, sagen euch meinen Stand und Namen! Deutſche Biederkeit und Gaſtfreundſchaft iſt mein Geſuch. Mit dieſen Worten ſetzte er ſich auf den ihm gebotenen Seſſel und nahm den Einladungsbecher an.

Der Ritter Hug mochte es ſich nicht bergen, daß ihm etwas unheimlich werde, und wünſchte ſehr, des Fremden Angeſicht zu ſehen, und er hoffte, wenn dieſer dem Einladungsbecher Beſcheid thue, ſeinen Wunſch befriedigt zu ſehen, aber vergebens, denn der Fremde ließ das Viſir ſchnell wieder niederfallen. Seine Frage nach des Gaſtes Namen wollte der Ritter Hug nicht wiederholen, weil er auf deſſen Schilde einen geſchloſſenen Helm erblickte, und ſuchte daher auf andere Weiſe Näheres zu erkunden, indem er das Geſpräch auf die Entfernung, aus welcher der Fremde komme, lenkte.

Wol komm' ich weit her, äußerte Teuthold; ihr ſeht an dem heiligen Johanniskreuz, womit mein Helm geſchmückt wurde, daß ich im Morgenlande gekämpft habe; jetzt ruhen dort die Waffen, deshalb will ich im Vaterlande das Schwert abgürten, bis es wieder ein Kampf für Recht und Wahrheit mir anzulegen gebietet.

Während dieß Teuthold von sich dem Ritter kund gab, schwankte Marie im festlichen Brautschmucke, von Eberhard geführt, in den Saal, und, den fremden Ritter erblickend, sank sie ohnmächtig nieder; denn sie erkannte ihren Geliebten an der Feldbinde, die sie ihm gestickt und vor seiner Abreise heimlich geschenkt hatte. Ihr Bräutigam Eberhard fragte verwundert, was ihr so plötzlich widerfahre.

Das kann ich euch sagen, rief Teuthold aufspringend, ihr fehlt der rechte Bräutigam.

Unmöglich, entgegnete Eberhard, denn ich hatte sie ja in meinen Armen.

Ihr, nahm Teuthold wieder das Wort, seyd nicht der Bräutigam ihrer freien Wahl, sondern — ich bin es! Jetzt schlug er das Visir auf und warf Eberhard den Fehdehandschuh hin, und als ihn dieser aufgenommen hatte, verließ Teuthold ruhigen Schrittes den Saal.

Das ganze hochzeitliche Bankett war durch dieß Ereigniß in Aufruhr, Marie aber durch ihrer Frauen Pflege wieder zu einiger Besinnung gekommen. Ihr Vater befand sich in nicht geringer Verlegenheit; denn ob er wol ein wilder Geselle war, wußte er doch das Gastrecht und Ritterssitte zu ehren. Daher schritt er dem jetzt in seinem zierlichen morgenländischen Festgewande wieder eintretenden Teuthold männlich entgegen: Seyd mir als Gast und Ritter willkommen; wenn aber des Gastrechts heilige Zeit vorüber, werdet ihr, um der vorgefallenen Störung willen, meine Burg verlassen!

Nur noch Eine Stunde, entgegnete Teuthold, will ich auf euer Gaſtrecht Anſpruch machen und dann ſcheiden.

Dieſe Zuſicherung erfüllte Hug mit heimlicher Freude, weil er ſo die Hoffnung hegen durfte, daß das Hochzeitbanket friedlich enden werde. Teuthold aber benutzte die bedungene Zeit, um ſich Marie zu nähern und von ihr zu erfahren, ob ſie ihn noch liebe.

Ewig, ewig! flüſterte ihm dieſe vorübereilend zu, und die Thräne ihres Auges beſtätigte das leiſe Wort der bebenden Lippe.

Der Bräutigam, der die offene Gefahr ſah, ſeine Braut zu verlieren, hatte argwöhniſch jede Bewegung Teutholds und Mariens beobachtet und wahrgenommen, daß ihre Liebe noch lebendig und ihm gefährlich ſey. Fremd edeln Gefühlen und einem großherzigen Entſchluſſe ſann der Feige nun auf Rache und Vernichtung!

Teuthold, der mit Tapferkeit auch frommen Sinn verband, ging, als er Mariens Geſtändniß ihrer fortdauernden Liebe erhalten, ganz allein aus der Burg nach der neuerbauten Liebfrauenkirche, um dort zu der Mutter Gottes zu beten, daß ſie ihn in ſeinem Beginnen ſchützen und ſeine Liebe, ſeine Herzensliebe ſegnen möge! Der mitternächtliche Mond leuchtete ihm auf ſeinem frommen Gange, aber er ſchien auch auf die Tritte des feigen Eberhard, der ihm in einiger Entfernung nachſchlich. Teuthold, in die Gefühle ſeiner Liebe verſunken und den Hoffnungen hingegeben, daß die heilige Jungfrau ihm und ſeiner Maria gnädig ſeyn werde, hatte ſein Aug' und Ohr jeder Einwirkung des Lebens um ſich her verſchloſſen und gewahrte nicht den nach-

schleichenden Feind. Er kniete an Maria's Altare nieder, um für seine geliebte Marie zu beten — da stieß ihm Eberhard sein meuchelmörderisches Schwert in die Brust, und Teuthold sank auf des Altars Stufen. Ich sterbe, weil es der Himmel will, sprach er, ähnlich dem Geisterlispeln; von ihm fordre ich meine Marie, sie wird mir nacheilen! Sprach's und verschied.

Eberhard vernahm noch des Sterbenden Worte und kehrte zur Burg zurück. Sein verstörter Blick zeigte, wie schwer die Blutschuld auf seiner Seele laste! So trat er in die glänzenden Reihen der Gäste, die ihn theils mit Spott über seine lange Entfernung von der Braut, theils aber auch, und vornehmlich die Frauen, mit Schreck über sein stieres Auge und sein verworrenes Ansehn empfingen.

Wo ist Teuthold? fragte Marie mit halb lauter und zitternder Stimme, die sich keiner frohen Antwort versah.

Sieh an diesem Schwerte, entgegnete ihr Eberhard mit schneidendem Tone, das Herzblut deines Buhlen! Er hat dich eingeladen, ihm bald nachzufolgen; aber, fuhr er hohnlachend fort, nun erst bist du mein! Bei diesen Worten wollte er sie umarmen, aber Marie stieß ihn von sich und schwieg. In ihrer Seele tobte ein Sturm von Gefühlen, ein Aufruhr, der sich nach einigen Secunden in eine tödtende Ruhe auflöste. Ich höre seine Ladung; Teuthold, deine Marie folgt dir! Heilige Jungfrau, führe mich zu ihm! Mit diesen Worten sank sie todt zu Eberhards Füßen. Dieser, außer sich, wollte sie zu sich aufheben; aber der Vater

wehrte ihm: Weg von ihr, Meuchelmörder! Schande der Ritter, du hast auch mein Kind ermordet! Diese Weisung Hugs schnitt dem Sünder in's Herz, und er eilte hinaus und zum Leichname Teutholds. „Reue und Versöhnung im Tode!“ seufzte er aus seines Herzens Tiefe und stieß sich das Schwert, an dem noch Teutholds Blut glänzte, selbst in die Brust.

Am nächsten Morgen fand man die Leichen der Männer, und ein Mönch, früher selbst ein wackerer Ritter, zog das Schwert aus Eberhards Brust; hoch hielt er es empor und rief dem erschrockenen Volke zu: Zum ewigen Warnungszeichen soll dieß Schwert vor der Kirche unserer lieben Frau aufgehängt werden und sich so lange bewegen, bis das der Erde entnommene Blut dem unfruchtbaren Boden seine Nahrung wiedergegeben und des Mörders Seele Erlösung aus der Verdammniß gefunden hat! Das Volk hörte mit Beben den furchtbaren Spruch, neigte sich und betete still für die Seele des Unglücklichen!

Dieß alte enthlößte Ritterschwert ist jetzt noch unweit der Thüre der verfallenden Liebfrauenkirche außen an einer kurzen eisernen Kette aufgehängt zu sehen und bewegt sich, auch bei gänzlicher Windstille, immer hin und her. An jedem Jahrestage des Mordes sollen von dem Schwerte noch Blutstropfen herabfallen und daher der darunter liegende Erdraum nimmer berasen.

38.

Die Roßtrappe

im Harzgebirge bei Aschersleben.

Bodo, einer der Riesen, die der Sage zufolge Helden und arge Zauberer, auch meist Räuber und Mörder waren, hauste im Böhmer Walde, von allen seinen Umgebungen ob seiner Macht gefürchtet. Nur Ulla, die Riesentochter vom Riesengebirge, vermochte er nicht, sich geneigt zu machen, auch nicht ihre Herrschaft zu stören; denn sie hatte sich mit einem mächtigen Geiste verbündet. Sehnsuchtsvoll blickte er von seiner waldigen Berghöhe in Böhmen hinüber nach Schlesiens Gipfeln, um seine Ulla zu gewahren; diese aber kannte den zudringlichen Liebhaber und suchte sein Späherauge sorglich zu meiden.

Einmal aber vergaß sie dieser Sorge und jagte wohlgemuth auf der Schneekoppe. Bodo, der unermüdlich Lauernde, hatte kaum die Riesenjungfrau erschaut, als er auch schnell sein Roß, das mit Einem Sprunge Meilen zurücklegte, sattelte, um die schöne, spröde Königstochter zu fangen oder zu sterben. Schnell, wie der Pfeil vom feindlichen Bogen, flog er nach Schlesiens Hochgebirgen und war der sorglosen Jägerin schon

nahe, als ihn diese noch zu rechter Zeit an seinem fernhin leuchtenden Schilde, das das Bild einer brennenden Stadt trug, erkannte. Blitzschnell floh sie über Berge und Wälder nach Thüringen und in die Schluchten des Harzes. Hinter ihr schnaubte der Riese, aber ihr nie zu ermüdendes Jagdroß vergrößerte und verdoppelte seine Sprünge, bis es endlich auf dem grausenden Felsen, seitdem des Teufels Tanzplatz genannt, einige Augenblicke verschnaufte; nur auf Augenblicke — denn Bodo war ihr auf der Ferse. Angst, namenlose Angst füllte die Brust der königlichen Riesenjungfrau; denn vor ihr gähnte ein tausendfüßiger Abgrund, in dem tief unten ein Strom wirbelnd tobte, und fern vom jenseitigen Ufer erhob sich ein Felsen, dessen Gipfel kaum Raum genug zu einem Hufstritte bot. Schon streckte Bodo seine Riesenfaust, nur an das Schleudern von Eichenstämmen und Feuerbränden gewöhnt und hart wie sein Gemüth, nach Ulla aus, um sie von ihrem Rosse herabzuziehen, als das Mädchen alle Geister der Unterwelt zu Hülfe rief, ihrem Rosse die Sporen tief in die Seiten drückte und — glücklich auf die Spitze des gegenüberstehenden Felsen, aber mit solcher Gewalt sprengte, daß alle 4 Hufe sich tief in den harten Stein eindrückten! Sie war gerettet, aber ihre centnerschwere goldne Krone fiel bei dem Sprunge in des Stromes Tiefe. Bodo, blind vor Begierde, sprengte ihr nach und — versank in dem Strudel des Flusses, der von ihm den Namen die Bode erhielt, wo er nun als schwarzes Ungeheuer die Krone der Riesentochter bewacht, daß Niemand sie raube! Und dennoch wagte es einst für große Versprechungen ein

Taucher, in die schauerliche Tiefe zu steigen. Er fand die Krone, und schon sah das am Ufer versammelte Volk die Spitzen derselben auf der Oberfläche des Wassers schimmern, als er, wegen ihrer großen Schwere, sie wieder sinken ließ. Ermuthigt durch des Volkes Zuruf stieg er zum zweitenmal hinab und brachte die Krone noch einmal zur Oberfläche des Wassers, aber auch diesmal entsank die kostbare Last seinem müden Händen. Leicht wird Kühnheit zum Frevel, und der Taucher ließ sich bereden, zum drittenmal die boden- und lichtlose Tiefe zu besuchen, aber — eine blutige Welle kündete sein traniges Geschick!

Dieser Strudel heißt jetzt der Kreetpfuhl, den Nacht und Grabesstille deckt, dem kein lebendes Wesen sich naht, und die Hufeisspuren von Ulla's Rosse nennt noch heute das Volk die Roßtrappe.

39.

Der Zauberring im See

bei

Aachen.

Auf reichgeſchmücktem Sarkophag
im gothiſchen Saal zu Frankfurt lag
die Leiche der ſchönen Faſtrade
im Todtenornate.
Ueber ſie neigte ſich
ihr Gemahl, der Kaiſer Karl, und wich
nicht aus dem Saal bei Tag und Nacht,
und hielt ſie umſchlungen, und drückte mit Macht
in wilder Luſt
ſein glühend Herz an die kalte Bruſt,
und küßt' ihren ſtarren Mund
mit wollüſt'gem Entzücken,
und in ſeinen Blicken
gab ſich der Wahnſinn der Liebe kund.

Die Räthe alle und Ritter ſah'n
den Kaiſer tiefbekümmert an

und traten ihn an zu beiden Seiten:
«O Herr, wohl mögt ihr nun scheiden!
Denn seht, schon ist es der fünfte Tag,
schon zeigen sich die Todtenmahle,
und giftig dunstet die Luft im Saale;
der Tod kommt seinem Rechte nach
und zieht die theure Leiche
aus seinem Reiche
nicht mehr zurück.
Drum mögt ihr in diesem trüben Geschick
euch männlich fassen
und den Leichnam zur Gruft bestatten lassen,
eh' die Verwesung ihn mehr ergreift.»

So sprechen die Räthe dem Kaiser zu.
Der hört ihre Worte mit kalter Ruh
und schweigt;
dann aber rafft er sich hastig empor:
«Was erfüllt ihr mit Klagen mein Ohr?
Warum wollt ihr mich schrecken?
Wo Verwesung? wo Todtenflecken? —
Fastrade todt? —
Sind doch die Wangen noch roth!
Schlägt doch ihr Herz noch so warm!
Und ihr Arm
drückt mich ja liebend noch! —
Hinweg, falsches Gezücht,
gönnst mir die Liebliche nicht!
Fastrade!» —

Wieder umſchlingt er die Leiche feſt,
Bruſt an Bruſt gepreßt,
und fürchterlich glüht ſein ſtierer Blick.
Die Räthe und Ritter weichen zurück,
und einer mit Schaudern zum andern ſpricht:
„Der Wahnſinn hat ihn bethört!
Stört ihn nicht!
Gott gebe, daß es nicht lange währt,
denn ſeines Kaiſers bedarf das Reich!“

Trauernd gingen ſie allzugleich
aus dem Saale hinaus und flehten zu Gott,
daß er enden möchte des Kaiſers Noth.
Vor Allen aber betete heiß
ein frommer, ehrwürdiger Greis,
der Erzbiſchof von Rheims, Turpin.
Derſelbe hatte bis ſpät in die Nacht
für ſeinen Kaiſer betend gewacht,
und Gott erhörte ihn.
Er ſah im Traum einen goldenen Ring,
tief in Faſtrade's Haar verborgen, —
der war es, woran der Kaiſer hing.

Am andern Morgen
eilt er ſogleich zum Sarkophag.
Der wahnſinnige Kaiſer lag
ſchlafend noch immer am Buſen der Leiche.
Still nahte ſich Turpin
dem Haupte der Kaiſerin,
löſ't' ihr das ſchwarze, lockige Haar,

nahm da des goldenen Ringes gewahr
und barg ihn mit rascher Hand
in sein Gewand.

Auf schrak der Kaiser da hastig und rief:
«Fastrade! — So kalt, so bleich!
Und die Augen so hohl und tief!
Und die Lippen lauch und weich! —
Der Tod — böses Wort!
Leichengeruch! — Fort, fort!
's ist der fünfte Tag!»
Voll Entsetzen sank er am Sarkophag
ohnmächtig zusammen.

Er erwachte erst spät. Der fromme Turpin
und die Räthe und Ritter umstanden ihn
bekümmert; denn er sahe krank und verstört,
und der Wahnsinn hatte sein Mark verzehrt.
Aber ihr Kummer ward stille Freude,
als der Kaiser allgemach
sich erhob und besonnen mit milderem Leide
von Fastrade's Tode sprach.
Er begehrte nicht mehr zu ihr hin,
ward still und sinnig,
und ergriff die Hand des greisen Turpin
und drückte sie innig.
Dann raffte er sich trauernd vom Lager empor:
«Kann die Todtenglocken nicht hören läuten!
Nach Ingelheim will ich morgen zieh'n,

und ihr, mein geliebter Turpin,
mögt mich begleiten!«

Kaum erwachte der Morgen,
da ritten die Beiden
selbander gen Ingelheim rüstig fort.
Den Kaiser erwarteten dort
des Reiches lang' vertagte Sorgen
und verscheuchten sein Leid
in kurzer Zeit.
Ueberall begleitete ihn
sein Freund, der ehrwürdige Greis Turpin,
den ließ er nie von seiner Seite;
und wohin er ging und was er that,
da bat er ihn um sein Geleite
und seinen Rath,
und es schien,
als könne der Kaiser ohne Turpin
nicht leben.

Der Erzbischof wußte gar wohl, warum
der Kaiser so innig an ihm hing,
und wurde bedenklich darüber, und ging
lange mit düstern Gedanken um,
und konnte nicht ruh'n,
und beschloß den goldenen Zauberring
von sich zu thun.

In denselben Tagen
zog er mit seinem Kaiser nach Aachen.

Dort luſtwandelnd frühmorgens einmal
ſtieg er von einer waldigen Höh'
herab in ein groſses Thal
und kam an einen kleinen See:
der ſchien ihm zur Gnüge tief zu ſeyn,
und er warf den goldenen Ring hinein.

Von Stund' an ſchien
des Kaiſers Liebe für Turpin
erkaltet zu ſeyn.
Er war jetzt lieber allein
und wandelte täglich wohl mehrere Mal
hinaus an den See im Thal,
und ſetzte ſich an des Ufers Hang,
und ſchaut' in die Wäſſer mit ſehnenden Blicken
und ſtillem Entzücken
oft ſtundenlang.
Und nie verließ er die Thalung mehr
und ließ ein Schloß am See erbauen,
um von dem Söller her
nach dem Ringlein im Waſſer zu ſchauen.

40.

Der Glomssack in Memel.

In der frühern Zeit war an der äußern Festungsbrücke in Memel ein sogenannter Glomssack zu sehen, aus Metall gegossen, der zwei Centner wog. Er diente zum Aufziehen und Niederlassen der Brücke. Von seiner Entstehung und Bedeutung erzählt die Sage: Es habe König Erich von Schweden einstmals das Schloß Memel belagert, die Besatzung desselben sich aber tapfer so lange gehalten, daß der ganze Mundvorrath bis auf einen einzigen litthauischen Glomskäse aufgezehrt war. Die Belagerten hielten nun einen Rath, wie sie wol den Feind glaubend machen könnten, daß sie noch vielen Vorrath an Lebensmitteln hätten, und der Beschluß fiel dahin aus, den Glomskäse in das Lager der Feinde zu schleudern. Es geschah, und der Feind verzweifelte nun, das Schloß auszuhungern, und hob sofort die Belagerung auf. Zum Andenken an die gelungene List wurde der metallene Glomssack gegossen und an der Stelle der Mauer aufgehängt, wo man den wirklichen Käse über die Mauer geworfen hatte.

41.

Die Schützenprobe

in

Heinrichs.

Heinrichs heißt ein Flecken im Regierungsbezirk Erfurt. In dem Gasthofe zum goldenen Hirsch daselbst befindet sich im Hofe ein alter Schenkkeller, an dem man oben in der Mauer die Spuren von drei Flintenkugeln, nahe bei einander, bemerkt. Von ihrer Entstehung berichtet die Sage, daß einstmals drei Wildschützen hier eingekehrt seyen, an deren Schußfertigkeit man Zweifel äußerte. Darauf habe Einer von ihnen ein Kleeblatt im Hofe gepflückt, der Andere dasselbe mittelst einer Leiter oben an der Mauer befestigt und der Dritte eine gerade Linie von 90 Schritt bis an die gegenüberstehenden Häuser ausgeschritten. Dann habe Einer nach dem Andern Jeder ein Kleeblatt geschossen und es seyen alle Drei schweigend von dannen gegangen.

42.

Der Einsiedler

bei

Ellrich.

Bei Ellrich, einer Stadt unweit Nordhausen, liegt eine Höhle, schauerlich romantisch-schön, zwischen dunkeln Gebüschen und bemoosten Felsen, die eine weite, tiefe Kluft bilden. Im Innern befindet sich ein kleiner Teich klaren Wassers, das aus einer verborgenen Quelle hervordringt. Vor dieser Höhle, die das Volk die Kelle nennt, saßen einst zwei Liebende, die man für das schönste Paar im ganzen Gaue halten konnte, und sprachen ihre Gefühle der Liebe gegenseitig durch Händedruck, Lieder und Küsse aus. Konrad, so hieß der Mann, war heiter an Liebchens Seite; nicht so Mechtild, das Mädchen, denn diese blickte traurig und böser Ahnungen voll in das Gewässer. Warum bist Du, fragte sie Konrad, so düster? Bist Du nicht glücklich in meiner Liebe? — Wie lange? stellte Mechtild ihm mit bedeutungsvollem Tone eine Gegenfrage, wodurch Konrad aufgeregt und veranlaßt wurde, ihr auf's Neue ewige Treue zu schwören! Aber auch diese erneueten und

feurigen Liebesversicherungen konnten Mechtilds Stirn nicht erheitern, ihrem Munde kein Lächeln abgewinnen; sie blieb traurig, und in ihren Augen standen Thränen. Da kniete Konrad tief gerührt vor dem holden, reizenden Mädchen nieder, und durch diese seine Theilnahme gewann das Mädchen einige Beruhigung, und zärtlicher als je, doch schweigend, schieden die Liebenden von einander. Und Konrad ging, um sich nach Monden — ein anderes Mädchen zu wählen. Mechtild wußte es und schwieg; aber der Gram nagte an ihrer Lebensblüthe, wie der Wurm an der kaum entblühten Rose.

Es war eben der Jahrestag, daß Konrad Mechtilden bei der Höhle treue Liebe geschworen hatte, als er seine neue Braut dahin führte, um dort im traulichen Dunkel mit ihr zu kosen. Sie weilten, bis der Abend die Schatten schwärzer färbte und der Mond im ersten Viertel am westlichen Himmel matt zu leuchten begann. Da weckte aus der Höhle ein zarter Lichtschein die Liebenden aus ihren Umarmungen. Sie fuhren erschrocken auf, und vor ihnen stand Mechtild im — Todtenkleide. Konrad, tönte es aus ihrem blassen Munde wie Geisterlispeln, Konrad, denkst Du nicht daran, daß Du heute vor einem Jahre mir an diesem Orte ewige Liebe und Treue geschworen? Mich hat der Jammer getödtet; ich verzeihe Dir. Laß meinen Leib bei dieser Höhle ruhen! Konrad wollte ihre Hand fassen, aber Mechtild zog sie zurück und mit den Worten: Seyd glücklich, wenn ihr es könnt! entschwebte sie wie ein silberstrahlendes Wölkchen zur Höhe.

Da sank Konrad auf seine Kniee, klagte sich als

ihren Mörder an und ſchwur, der Hingeſchiedenen Treue bis zum Tode zu bewahren, und dießmal — hielt er Wort; denn ſofort trennte er ſich von ſeiner Braut, verkaufte alle ſeine Güter und baute ſich bei Mechtilds Grabe ein ärmliches Hüttchen, in dem er als Einſiedler lebte und nach wenig Jahren, wie ein ſaft- und kraftreicher Baum vom Sturme gebrochen, ſein ſeufzerreiches Leben endete und ſein Leichnam neben Mechtild begraben wurde. - Dieſe Begebenheit hat die Sage unter dem Namen des Einſiedlers in der Kelle erhal.:n.

43.

Der Mönch und der Wolf

am

Zobtenberge in Schlesien.

An dem Wege, der vom Dorfe Groß-Mohnau durch den Wald des Zobtenberges nach Breslau führt, sieht man, unweit des Busches links, die steinerne Figur eines Mönches stehen, und in einem Bauerhofe in Marxdorf oder Rosenau einen in Stein ausgehauenen Wolf. Diese beiden Gebilde erinnern an eine alte Volkssage, die uns erzählt, daß einst ein Augustinermönch aus dem Kloster des Zobtenberges im tiefsten Winter nach dem Dorfe Groß-Mohnau gegangen und an dem dickwaldigen Fuße des Berges von einem hungrigen Wolfe angefallen worden sey. Er soll zu seiner Vertheidigung nichts als ein — Federmesser bei sich geführt und sich damit gegen die hungrige Bestie so ernst und anhaltend vertheidigt haben, daß sie endlich unterliegen mußte, der Mönch aber auch von dem Thiere so zerfleischt worden sein, daß er sich nur noch

bis zu dem Kuckendorfer Busche fortschleppte und dort verblutete. Wo der Wolf verendete, wurde die Mönchsfigur zum Andenken aufgestellt, und der steinerne Wolf lag vor einigen 30 Jahren noch auf Marrdorfer Gebiete, wo der Weg von Elertsdorf nach Regau geht, und Frost, wo ihn ein Bauer, Freund des Alterthums, in sein Gehöfte führte.

44.

Der Name des Vorwerks Hülfe

bei

Konitz.

Der Lockmannsee bei Konitz, einer Kreisstadt im Regierungsbezirk Marienwerder, ist eine halbe Meile breit und gegen zwei Meilen lang, mit waldbedeckten Höhen umgeben. Auf einer kleinen Halbinsel am westlichen Ufer desselben lag in der Vorzeit ein befestigter Sattel- oder Lehnhof des deutschen Ordens, dessen Ueberreste man noch jetzt auf einem Hügel, der Burgwall genannt, erkennt. Jetzt findet man da ein Vorwerk, welches den Namen Hülfe führt; etwas nördlich davon liegt ein kleines Eiland mit Namen der Lämmerwerder.

Auf diesem Werder befand sich in der alten Zeit, als die Burg noch stand, eine Kapelle, dem heil. Georg geweiht, und dabei eine Hütte, in der ein alter Knappe wohnte, dessen Geschäft war, in der Kapelle eine ewige Lampe zu unterhalten. In der ganzen Umgegend war er wegen seiner klugen und weisen Aussprüche bekannt, die er Allen that, welche sich bei ihm Raths erholten,

und ſelbſt der Orden ſoll in wichtigen Angelegenheiten ihn um ſeine Meinung gefragt haben.

Dieſes Anſehen, welches der ſchlichte Knappe erlangt hatte, erregte den Neid der Vornehmen und beſonders die Rache dreier Ritter, die er oft wegen ihrer unſittlichen Lebensweiſe ernſtlich getadelt hatte. Dieſe nahmen einen Nachen und fuhren von der Burg nach dem Eilande, um den Wehrloſen heimlich zu überfallen. Aber der einſiedleriſche Knappe gewahrte ihre Ankunft, und ſie ließen vor ſeinem Blicke wie gelähmt ihre Schwerter ſinken, wendeten um und wollten zur Burg zurückfliehen; aber der Nachen ſchlug um, die Ritter ſchrien ängſtlich nach Hülfe, aber — der See verſchlang ſie. Der Einſiedler, erzürnt über die ausgezogenen Meuchelmörder, ſchleuderte die vor dem Heiligenbilde brennende Lampe hinüber in die Burg, und ſie ſank, von den Flammen verzehrt, in Trümmer. An deren Statt wurde ſpäter ein Vorwerk erbaut, das man, weil ſeit jener Zeit oft in den Fluthen des Sees der Ruf: Hülfe, Hülfe! gehört wird, Hülfe nannte.

48.

Affe, Schaf und Schwein

am

Dome zu Münster.

Diese drei Thiere sieht man auf der Nordseite desselben hoch an einer Zinne abgebildet. Der Affe sitzt auf einer dünnen Säule und knackt Nüsse, und scheint deren Schalen unter mancherlei Possen herabzuwerfen und die Zuschauer zu belustigen. Am Fuße der Säule steht auf der einen Seite ein Schaf, auf der andern eine Sau, die begierig aus einem Troge frißt. Von Entstehung dieser Bildnerei erzählt die Volkssage, daß der Erbauer des Domes mit den Domherren uneinig geworden sey und, um diese zu ärgern, das Bild angebracht und durch folgende Verse gedeutet habe:

Schafskleider tragen wir,
ein Schweineleben führen wir,
Affenspiele treiben wir.

46.

Die Roſe von Koppenſtein.

Dieſe Sage fällt zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Die Ruinen der Burg Koppenſtein ſieht man noch jetzt auf einer bedeutenden Höhe des großen Waldgebirges, das ſich vom Rheine hin gen Trier zieht.

Imagina, des Vaters Luſt
und ihres Bruders Freude,
war eine Jungfrau zart und hold,
und ihre Sitten, rein wie Gold,
ihr edelſtes Geſchmeide.

Und weil ſie ſo gar lieblich war,
doch ernſt in Zucht und Ehren,
ward ſie die Roſe nur genannt
von Koppenſtein — 's war ihr bekannt,
und mochte es nicht wehren.

Wer ſie geſehen, liebte ſie!
Ihr freundliches Gekoſe

war ihres Vaters Lebenslust:
sie ruhte gern an seiner Brust,
saß gern auf seinem Schooße;

und kehrte aus dem Kampfgewühl
er zu dem heim'schen Heerde,
war sie dem Friedensengel gleich,
vergalt mit Lieb' und Pflege reich
ihm jegliche Beschwerde.

Auch Bruder Johann übte sich
als Jüngling gern in Waffen
und wußte sich durch Edelmuth
und durch sein ehrlich deutsches Blut
wol Gunst und Freund zu schaffen!

Gisbert von Wiltberg war ihm Freund
und darum gern gesehen
von Alt und Jung auf Koppenstein,
und er — sprach auf der Burg oft ein,
schien ungern heimzugehen.

Nicht Johanns Freundschaft war's allein,
was ihm dort wohlbehagte —
die wunderhold' Imagina
war's, die so gern der Junkherr sah
und sie — zu lieben wagte.

Sein Lieben blieb nicht unerhört,
es fanden sich die Seelen!
Der Vater sah's und freute sich
ob solchen Bundes inniglich
und mocht' es nicht verhehlen.

So hatte sich auf Koppenstein
eng Lieb' und Muth verbunden,
und unter Händedruck und Kuß
und süßer Rede Wechselgruß
floh'n schnell der Freude Stunden!

Sieh, da erschien Stein Callenfels,
ein starker, wüster Ritter,
wie in des Lenzes Blüthenpracht
den heitern Himmel schwärzt zu Nacht
ein drohendes Gewitter!

Er leerte mehre Becher Wein,
als ob der Durst ihn treibe,
und warb ganz trotziglich sofort
mit keckem und mit rohem Wort
das Fräulein sich zum Weibe.

Die ist, entgegnet Koppenstein,
als Braut bereits versprochen
an Ritter Gisbert. Thut mir leid;

denn nimmer hab' ich Wort und Eid,
wie's Rittern ziemt, gebrochen.

Darüber lachte Callenfels
und heuchelt Mißbehagen
und wagt's dem alten Koppenſtein
zu droh'n, ihm fortan Feind zu ſeyn,
und Fehde anzuſagen.

Und ohne Abſchied tobt er fort —
und Ritter Johann ſchaute
ihm ſtaunend nach und denkt bei ſich:
Komm an, und es erwartet dich
dem nie vor Fehden graute.

Doch ob der Kinder war ihm leid,
und er beſchloß zu — ſchweigen,
und ſollten, weil er's nöthig fand,
ſie ſich baldmöglichſt Herz und Hand
zum ew'gen Bunde reichen.

So wirkte ſtill der wack're Greis
zu ſeiner Kinder Segen!
Doch eh' ſich noch der Mond erneut,
geſegnet er die Zeitlichkeit,
ſieht man ins Grab ihn legen!

Des jubelte Stein Callenfels:
nun war der Stamm gebrochen.

an den der Epheu ſich gerankt!
Den Heiligen er freveind dankt,
daß ſeine Schmach gerochen!

Zu rauben Ritter Gisberts Braut
war nun ſein Thun und Dichten,
doch heimlich — denn die Bosheit iſt
gar oft verſchwiſtert mit der Liſt,
um ſich'rer zu vernichten!

So lauert mit der Knechte Troß
er Abends in der Nähe
von Koppenſtein, damit er ſich
zum Raube recht gelegentlich
die beſte Zeit erſähe!

Jetzt trennt zum Heimritt Gisbert ſich
von der Geliebten Seite,
und weil der Abend reizend war
und nirgendwo für ſie Gefahr,
gab Johann ihm's Geleite.

Am Fenſter ſtand Imagina
dem Theuern nachzuſchauen,
bis ihrem Auge er entſchwand,
und ſie Troſt bei der Trauer fand
in frommem Gottvertrauen!

Als Callenfels die Jungfrau sieht,
treibt's ihn hinauf im Sturme;
doch sie — hört des Verfolgers Tritt
und eilt mit Angst im Flügelschritt
hinauf zum höchsten Thurme.

Auch hier erreicht sie Callenfels
und will sie schon umfassen —
sie wehrt sich seiner kräftiglich
und bittet ihn recht flehentlich,
sie frei und los zu lassen!

Doch wann hat gegen Leidenschaft
sich Unschuld frei erhalten!
Wie mag der schwachen Jungfrau Hand
wol leisten siegreich Widerstand,
wo Riesenkräfte walten!

So war auch taub des Räubers Ohr
bei ihrem Flehn und Bitten,
denn — sie war sein! — wo will sie hin —
und so hat seiner Lust Gewinn
er sich gar leicht erstritten.

Und nicht — es schwang Imagina
sich auf des Thurmes Zinne,
die Seele sie in Gott ergab
und stürzt zur Tiefe sich hinab,
daß Freiheit sie gewinne!

So war die Rof auf Koppenstein
im Sturme schnell gebrochen —
doch ihre Reize hohen Werth
hat, daß ihn noch die Nachwelt ehet.
die Saze ausgesprochen.

Noch erzählt die Sage, daß Callenfels sich über die Mauer hinausgebeugt und der Hinabstürzenden nachgesehen habe, in diesem Augenblick aber der Thurmwart hinter ihn getreten sey, den Ritter bei den Schenkeln gefaßt und ihn, trotz dessen gewaltigen Strebens, in den Abgrund gestürzt habe.

47.

Die Müggelsberge und der Müggelsee

bei

Berlin.

An diesem See und in den romantischen Waldbergen ließ sich in der Vorzeit eine schöne Jungfrau sehen, bald in einfachen Frauenkleidern, bald in fürstlichen Gewändern. Sie sollte die Tochter König Otto's von Böhmen und auf ewige Zeiten hieher verbannt seyn. In dreimal sieben Jahren erschien sie als ein sehr liebliches Seefräulein und bat flehentlich, daß ein Mann sie aus dem Banne befreien und dafür große Schätze erhalten solle. Die Art und Weise ihrer Erlösung bestand darin, sie dreimal auf dem Rücken um die Hilbertskirche in Köpenick, auch bei den drohendsten Gefahren und grausenhaftesten Erscheinungen, furchtlos zu tragen. Es fanden sich nur Wenige, und auch von ihnen hat keiner das Erlösungswerk vollbracht, sondern sind Alle vor Entsetzen gestorben. Unter ihnen war auch ein fremder Ritter, der bereits die Jungfrau zweimal

um das Gotteshaus getragen und den dritten Umgang muthig begonnen hatte, als er von den riesigen Schlangen und feuersprühenden Ungeheuern von Todesfurcht überfallen wurde und ohnmächtig zu Boden sank. Die Jungfrau und alle die Spukerscheinungen waren im Nu verschwunden.

Noch jetzt liegt der Schatz der Prinzessin zwanzig Klaftern tief unter einem weißen Steine und wird von einem schwarzen Geiste, der im Teufelssee unterm Gebirge seine Wohnung hat, bewacht, und Jäger und Holzschläger wollen noch zuweilen ein grausiges Hundegebell und Hörnerton durch die Eichenwäldung gehört haben und sagen dann, daß der böse Geist die Jungfrau suche.

48.

Das westphälische Fegefeuer

bei

Paderborn.

„In acht Tagen wird der Bischof uns mit seinem Besuche beehren, und bis dahin müssen alle neuen Habite fertig seyn; darum sputet euch!“ So sprach der Klosterschneider zu Büdecken zu seinen Gesellen und verkündete ihnen zugleich, daß sie morgen noch einen Gehülfen aus Paderborn bekommen würden, der des Handwerks wohl kundig wäre.

Des freuten sich die Arbeiter sehr, weil dann die Arbeit noch förderlicher gehen werde.

Es verging aber der Morgen, Mittag und Abend des folgenden Tages, und es kam kein Schneider; denn er war in das Fegefeuer gekommen. Die Sache trug sich so zu. Der in das Kloster gerufene Schneider aus Paderborn, ein friedlicher, anspruchloser Mensch, machte sich auf den Weg und hoffte, denn es war eine mondhelle Nacht, noch vor Mitternacht das Kloster zu erreichen; so schritt er leichtfüßig vorwärts. Als er in die Nähe des Lutterberges kam, von dem man

sich mancherlei Sagen und Mährchen erzählte, überfiel ihn eine Beklommenheit, daß seine Füße wie gelähmt waren, aber darauf auch eine Angst, daß er wie ein Gepeitschter vorwärts lief, dabei den Athem an sich hielt und schüchtern seitwärts schielte. In der Nähe des Berges angekommen, der seiner erhitzten Phantasie wie ein schwarzer, schrecklicher Riese erschien, hört er hinter sich ein lautes, widriges Geräusch; da zittert er am ganzen Leibe und fühlt sich so erstarrt, daß er nicht einmal das Zeichen des Kreuzes machen kann. Als das Getöse näher kam und immer schauerlicher wurde, verlor er auch die Besinnung und sank ohnmächtig nieder. Doch rief der graufe, nächtliche Tumult ihn bald wieder zu sich, und er sah sich, von kaltem Angstschweiß triefend, in der Mitte von einer ungeheuern Schaar schwarzer Gestalten, deren einige geharnischt waren und einige auf feurigen Rossen ritten, alle aber ihn mit glühenden Augen anstarrten. Bei ihnen waren schwarze Hunde, deren Augen ebenfalls wie Feuer leuchteten, und diese nahten sich dem Schneider und schienen ihn mit ihren feuersprühenden Schnauzen beriechen zu wollen. Da schrie der Schneider ängstlich: Seyd gnädig, gestrenge Herren! Seyd barmherzig! Die ganze Gesellschaft schlug ein wahrhaft höllisches Gelächter auf, wozu die Hunde gräßlich heulten. Dann nahm einer der Vornehmsten, gewappnet und auf einem großen pechschwarzen Rosse sitzend, sich des armen Schneiders an und rief ihm mit sanfter Stimme zu, er solle sich nicht fürchten, sondern sagen, wer er sey und wie er hieher komme. Diese Zusprache gab dem

Schneider wieder einigen Muth, und er berichtete treuherzig und mit kläglicher Stimme, daß er ein armer Schneider aus Paderborn sey, der in's Kloster Büdecken gehen wollen, um dort den Mönchen neue Habite machen zu helfen. Als die Gestalten hörten, daß er ein Schneider sey, erscholl wieder ein Gelächter und Hundegeheul wie vorhin. Der hohe Ritter aber wandte sich zu seinen Genossen und äußerte, daß der Geselle, anstatt den Mönchen, ihren Schneidern helfen möchte, indem es ihm ja ganz einerlei seyn könne, bei wem er arbeite. Bloß mit dem Unterschiede, riefen Einige lachend aus dem Haufen, daß er bei uns mit einer brennenden Nadel und mit glühendem Zwirne nähen muß! Da schrie der Schneider auf's Neue um Gnade, was aber Niemand beachtete; sondern ein Reisiger, der in Knappenkleidung auf einem schwarzen Hengste im Hintergrunde hielt, nahm auf einen Wink des Ritters den Schneider hinter sich auf's Roß, und nun jagte der ganze Schwarm lachend und tobend, begleitet von Hundegeheul, dem Lutterberge zu, an dessen Fuße sie ausstiegen und die Knechte mit den Pferden auf die Seite zogen. Dann ging der ganze Zug durch ein großes Thor, das sich von selbst öffnete, in das Innere des Berges, und der Schneider mußte folgen.

Solch einen unermeßlich großen Saal hatte er in seinem Leben nicht gesehen, wie er ihn hier gewahrte; er schien ihm so weit und hoch als der ganze Berg zu seyn und doch darin nirgends ein leeres Plätzchen; denn überall sah er hier ähnliche Gestalten, wie die, welche ihn hieher geführt hatten, in buntem Gemisch unter

einander. Der Schneider stand ganz erstarrt und wagte lange nicht, seine nächsten Umgebungen zu betrachten. Doch der Mensch gewöhnt sich, wenn er nicht ausweichen kann, nach und nach auch wol an das Gräßlichste, und so gewann auch der Schneider endlich so viel Muth, sich etwas näher umzuschauen, und gelangte bald zu der Ueberzeugung, daß er sich in dem Fegefeuer des westphälischen Adels befinde, und daß alle Gestalten abgeschiedene Seelen seyen; denn er fand hier mehrere Herren und Ritter, die er im Leben gut gekannt, und manchen Knappen, mit dem er getrunken und Kurzweil getrieben hatte. Je länger er die Gesellschaft betrachtete, desto unbefangener ward sein Blick, und er merkte, daß das lustige Leben, das man hier führte, nur Schein sey. Denn man saß zwar an reichbesetzten Tafeln bei vollen Humpen, aß, trank, sang, spielte und jubelte, auch erzählten sich Einige ihre Heldenthaten und unrühmlichen Abenteuer, aber — die Essenden verzogen das Gesicht, den Trinkern fuhren Schwefelflammen aus den Bechern, die Spieler verbrannten sich an den Würfeln und Karten die Hände, die Sitzenden rutschten so unaufhörlich hin und her, als ob sie auf Kohlen säßen, und die Sänger und Jodler schnitten Gesichter, als ob sie Krämpfe bekämen.

Die Uebersicht eines Gemäldes überhaupt ermüdet bald das Auge und richtet es stehend auf einzelne Personen, Gruppen und Züge. So fing auch unser Schneider an, seine Aufmerksamkeit auf die hervortretendsten Erscheinungen zu richten und Bekannte zu entdecken, und so erkannte er z. B. in dem Vorsitzenden

an einer großen Tafel den unlängst verstorbenen Bischof Wilhelm von Paderborn, der im Leben, wie man sagte, ein frommer Mann gewesen war, wie er glühenden Braunkohl speiste, dabei von Saujagden erzählte, die er gern gehalten hatte, und bei jedem Bissen und Worte den Mund so verzog, als ob durch ihn Feuerflammen aus- und eingingen. Um ihn her saßen viele Domherren, Pröbste und dergleichen, denen es nicht besser zu ergehen schien. An einer andern Tafel sah er nichts als Geistliche, wieder an einer andern Ritter, an einer dritten ihre Knappen und Knechte, aber nirgends — weibliche Gestalten. An einigen Tafeln ging es so ziemlich ruhig, an andern dagegen sehr lebhaft zu, besonders wenn abgeschiedene Seelen aus der Oberwelt als neue Insassen des Fegefeuers ankamen; denn auch hier untersuchte man noch Adelsbriefe und Wappen, ließ aber von Geburt ächtadelige Ritter doch nicht zur Rittertafel, wenn sie im Leben feige und unritterlich gewesen waren. An der Grafentafel ward es mit einem Male absonderlich regsam; denn Bediente setzten einen Sessel, mit Lorberkränzen geschmückt, und meldeten, daß so eben Graf Simon von der Lippe anlangen werde, über welche Botschaft sich alle seine Familienmitglieder und Nachbarn sehr freuten. Bischof Wilhelm aber machte ein finsteres Gesicht; denn der Graf Simon hatte ihn im Leben oft befehdet und gefangen genommen. Der Graf von der Lippe kam an, und es ward ihm sogleich der Willkommenbecher gereicht, bei dessen Leerung er aber solche entsetzliche Gesichter schnitt, daß die früheren Bewohner des Fegefeuers sich des Lachens

kaum enthalten konnten. Bald nach dem Grafen kam auch sein Freund, der berühmte Ritter Busso von Asseburg, der nur erst in der vergangenen Nacht verstorben war.

Ueber diesen wechselnden Ereignissen gedachte aber der Schneider auch an sich selbst, wie er wol hinauskommen könnte, und indem er sich eben nach einem Winkel und einer Oeffnung umsah, wodurch ihm dieß möglich wäre, wurde er mit den Knappen und Knechten zum Essen gerufen, an einen Tisch, der links in einer Ecke stand. Er mußte folgen, ob er gleich nicht den mindesten Appetit zu den Gerichten der Vorhölle hatte, vermied aber, sich auf die schmalen feurigen Eisenstreifen, welche statt der Bänke dienten, zu setzen und noch ängstlicher, die aufgetragenen Speisen anzurühren, da sie ihm alle ungewöhnlich heiß zu seyn schienen und er nie, hier aber am allerwenigsten, Freund von allzuwarmen Speisen und Getränken war. Als aber sein Leibgericht, Forellen und feische Erbsen aufgetragen wurden, überwältigte ihn der Appetit, und rasch griff er mit der rechten Hand in die Schüssel — zog sie aber mit einem jämmerlichen Wehegeschrei wieder zurück, denn die drei mittelsten Finger waren bis zur Hand weggebrannt. Er sprang umher und heulte wie ein Rasender, worüber seine Tischgenossen laut auflachten und ihn höhnisch verspotteten. Auf einmal erhob sich vor dem Berge ein Getöse, als wenn eine Schaar Ritter zur Fehde ansprengten, und alle eilten hin, zu sehen, was es Neues gäbe, und im Gedränge wurde auch der Schneider mit fortgerissen. Der Berg öffnete

sich und Ritter Busso mit seinen Knechten und Knappen hielt seinen Einzug. Der Schneider benutzte klüglich den Tumult und entschlüpfte schnell durch das Thor, ehe es wieder verschlossen wurde.

Als er wieder in die freie Gottesnatur kam, bemerkte er, daß es Morgen war, und jagte wie ein angeschossenes Wild davon, bis er auf dem Domhofe in Paderborn ganz erschöpft niedersank.

Als er sich wieder etwas erholt hatte, erzählte er sein gehabtes Abenteuer, das Manche, welche die Sage vom Fegefeuer im Lutterberge kannten, andächtig glaubten; Manche aber meinten, daß der Schneider getrunken oder ein Kobolt ihn geneckt habe. Selbst seine verbrannte Hand wollten Einige für Betrug halten, und nur, als am nächsten Morgen die Nachricht kam, daß der Graf von der Lippe und Ritter Busso in der Nacht, von welcher der Schneider gesprochen, wirklich verstorben seyen, fing man an, des Schneiders Erzählung für Wahrheit zu halten.

Die Klosterschneider zu Büdecken erhielten nun an ihm keinen Gehülfen!

49.

Die Kapelle zu Maria-Ablaß

in

Cöln.

Diese Sage fällt in die Zeiten des Kreuzzuges Kaiser Conrad's III, 1147 und 1148.

Mit Conrad, dem Kaiser, zog zum heiligen Land
ein stattlicher Ritter vom Rheine;
er führte mit kampferprobter Hand —
wieviel er auch immer der Feinde fand
und wo — das Schwert und die Lanze.
Ihn störte nimmer der Allahruf,
nicht der Moslemim blitzende Klingen;
sein Schwert, das für den Ritterberuf
ihm tüchtig ein Wormser Waffenschmied schuf,
wußt' er gewichtig zu schwingen!
Und kämpfend für das heilige Land
hält er der Letzten Einer noch Stand
im schweren, blutigen Streite;
seine Freunde zur Seite

sind alle gesunken — es hat die Schlacht
der Saracene gewonnen,
und ist vor seiner wilden Macht
der Christen Häuflein zerronnen!
Umringt war der Ritter, es strömte sein Blut
aus vielen klaffenden Wunden,
umflort das Auge, gebrochen sein Muth —
und so verlor er sein edelstes Gut,
die Freiheit! Mit Riemen gebunden
warf man ihn höhnend in finstern Thurm,
wo Nacht und Moder und Kröte und Wurm
den Ritter zu Tode fast quälen!
Man giebt ihm zu wählen:
entweder seinen Heiland und Gott
zu verläugnen und — Ehre zu erben,
oder in Ketten den gräßlichsten Tod
des Durstes und Hungers zu sterben!
Da betet mit Inbrunst zur Mutter des Herrn
der Ritter um Stärke im Glauben,
daß von ihm halte den Versucher sie fern,
ihm Gnade und Himmel zu rauben!
Er fühlte zwar seines Willens Muth,
sein Alles, sein Leben,
sein Herzblut und Gut
für seinen Erlöser zu geben;
aber — in Demuth erkannte er auch
das Gefährliche menschlicher Schwächen,
durch die des Versuchers betäubender Hauch
weiß den Willen für's Gute zu brechen!
Gieb Freiheit, heilige Jungfrau, mir,

so hat er, und ich gelobe dir
daheim ein Kirchlein zu bauen!
Und sieh, in der Nacht hat er das Glück,
die heilige Jungfrau mit himmlischem Blick
im Morgentraume zu schauen!
Er erwacht und fühlt sich mächtig gestärkt
und wagt Erlösung zu hoffen;
und als er umschauend freudig bemerkt,
die Thüre des Kerkers sey offen,
er ledig der Bande: — so säumt er nicht lang'
und sagt der heiligen Jungfrau Dank
und entfliehet glücklich dem Kerker.
Im Muschelhute und dem Pilgergewand
verließ er hastig das heilige Land
und eilt zum heimischen Herde.
Und hier gedachte der fromme Mann,
das er gelobte, und freudig begann,
daß es erfüllet bald werde,
er zu bauen ein Kirchlein, freundlich und fein.
Doch kaum vollendet, erschien's ihm zu klein,
und befahl: eine Kirche zu bauen,
prächtig und glänzend, wie nimmer noch eine
in den Gauen am Rheine
so hehr und erhaben zu schauen!
Doch als man des Kirchleins Mauer zerschlägt,
sieht man d'rin der Jungfrau Bild stehen.
Der Ritter erstaunt; denn eben so
hat er im Traum sie gesehen,
und ließ fortan das Kirchlein so klein
und hing seine Ketten und Sporen hinein

zum Bilde der heiligen Frauen,
wie solches noch heute zu schauen!

•

Viel kamen der Pilger von fern und nah'
zu beten vor dem heiligen Bilde,
und was man immer Gutes erflehte, geschah
durch Maria's himmlische Milde.
So kam auch einst eine Kaiserin,
um in dem Kirchlein zu beten;
doch wollte sie es mit frommem Sinn
durchaus nicht eher betreten,
als bis das veraltete Bildniß erneut,
und neue Farbe ihm Glanz verleiht!
Der Kaiserin Wort ward schnell vollbracht,
es strahlten gar prächtig die Farben;
doch als sie nahte, umhüllte es Nacht,
des Glanzes Strahlen erstarben,
von Künstlers Hand blieb keine Spur,
man sah — das alte Bildniß nur!
Noch oft hat man das Bildniß erneut,
und Meister ihm ihre Kunst geweiht;
doch immer ist wieder der Glanz verschwunden
und hat man — das alte Bildniß gefunden!

•

Das Heilige läßt sich nicht erneu'n,
denn es kann nie veralten!
Auch ohne äußern Glanz und Schein
kann's uns in Ehrfurcht halten!

G. Z.

50.

Der Schlußstein auf dem Domplatze

in

Halberstadt.

Karl der Große, unermüdlich für die Bekehrung der heidnischen Sachsen besorgt, berief den Bischof Hildegrin von Chalons, um in Seligenstadt ein Stift für die Kirche Gottes zu gründen. Aber nicht lange gefiel es daselbst dem heiligen Manne, und er verlegte seinen Sitz nach Halberstadt. Karl war es zufrieden, indem es ihm gleich galt, wo die neue Kirche begründet werde, wenn sie nur gedeihe.

Halberstadt war damals ein unbedeutendes Städtlein, dessen ganzer Raum, von finstern, hochgewölbten Thoren, steilen Mauern und düstern Graben umgeben, sich auf eine mäßige Anhöhe beschränkte. Auf ihr wollte der Bischof eine große, herrliche Domkirche erbauen. Alle Meister, Gesellen und Arbeiter der ganzen Gegend

vereinigten sich, um den Bau nach des Kaisers und des Bischofs Wunsche bald zu vollenden; er war auch in wenigen Jahren bis zum Schlusse des Gewölbes fertig und diesen sollte er durch einen schweren Granitstein erhalten.

Die Vollendung des Großen und Schönen erregt überall Neid! Und so trat denn auch hier eines Tages ein Mann, dem Scheine nach auch ein Bauverständiger, zu dem bald vollendeten Dome und sah mit neidischem Auge auf die zwiefache Säulenreihe der geräumigen Halle, auf die Decke, die wie ein strahlenwerfender Stern über dem Heiligthume schwebte, und er beschloß hämisch, den Zweck des kühnen Werkes zu hindern und durch gespenstischen Spuk jede Mühe der Bauleute zu vereiteln.

Diese kamen am nächsten Morgen in der Gesellschaft ihres wackern Meisters, um heute die Kuppel zu schließen. Mit gewaltiger Kraft wanden sie den großen, sorgsam zugerichteten Stein in die Höhe, und schon hatte er das Simswerk erreicht, als mit einem Male alle Seile zerrissen und der Steinblock donnernd zur Erde stürzte, daß sie erbebte. Meister und Gesellen schauten staunend zur Tiefe und mochten nicht begreifen, wie ein solches jählinges Zerreißen aller Seile wohl möglich sey! Doch der Schlußstein mußte hinauf, und es wurde ein neuer Versuch gemacht, der aber noch unglücklicher ausfiel, als der erste; denn der Stein war dießmal noch nicht zur halben Höhe, als abermals das ganze Seilwerk, wie Bastfäden, auseinanderfuhr und den Stein fallen ließ.

Am nächsten Morgen stand früh schon, noch ehe sich Gesellen und Arbeitsleute eingefunden hatten, der Meister auf der Höhe der Kuppel und schaute gedankenvoll hinab auf den Stein, der zweimal seine wohlberechneten Anordnungen und Mühen vereitelt hatte, und wußte nicht, was er nun thun solle. Da klopfte ihn ein fremder Geselle plötzlich auf die Schulter und bot ihm, als er sich umsah, einen traulichen, aber mit boshaftem Lächeln gemischten guten Morgen, den der Meister ruhig erwiederte. Darauf erkundigte sich der Fremde nach dem Baue. Der Meister, nicht aufgelegt, selbst sein Mißgeschick einem Fremden mit vielen Worten zu erzählen, zeigte verdrüßlich schweigend auf die Kuppel und den Stein in der Tiefe. Der Fremde schien zu errathen, was den Meister mißmuthig mache, und versprach ihm, den Stein in die Höhe zu schaffen. Und er hielt Wort; denn ehe noch die Gesellen zur Arbeit kamen, war der Stein oben und die Kuppel geschlossen. Den Meister überfiel ein leichter Schauer, als er dieß wahrnahm und der fremde Geselle verschwunden war. Die Bauleute aber, weniger bedenklich, setzten nun mit neuer Lust den Bau fort, darob sich am meisten der Bischof freute.

Am andern Morgen stieg der Meister, wie er es fast täglich gewohnt war, wieder zur Höhe des Baues, um zu sehen, welche Arbeit er für den Tag anzuordnen habe, und stand wie ein Erstarrter, als er die Kuppel wieder offen und den Stein am Boden liegend fand! Da klopfte ihn wieder der fremde Geselle auf die

Schulter, ihm wie gestern einen Morgengruß bietend und nach dem Fortgange des Baues fragend. Der Meister gab eine Antwort, schweigend, wie er sie gestern gegeben hatte. Der Fremde lächelte höhnisch und bot abermals seine Hülfe an, die er auch, wie am vorigen Tage, schnell leistete. Die Freude des Meisters war sehr mäßig und die Arbeit der Bauleute weniger munter, denn die Täuschung von gestern war ihnen noch unvergessen; und sie hatten nicht Unrecht, denn am dritten Morgen stand abermals die Kuppel offen, und der Stein lag, wo er schon so lange gelegen hatte. Zum dritten Male erschien der Fremde mit seinem Achselklopfen und Gutenmorgen. Zornig sah sich der Meister um und wollte mit harten Worten seinem Aerger Luft machen, und vor ihm stand — der Teufel in seiner gräßlichsten Gestalt, schwarz und mit hämisch grinsendem Gesichte. Da machte der Meister das Zeichen des Kreuzes, und der Böse verschwand. Als dieß Alles der Bischof erfuhr, segnete er das Werk durch heiligen Spruch, und nun hoben die Gesellen den Stein durch ihre Kraft und schlossen die Kuppel, darob sich alle gar höchlich, besonders aber der Meister, freuten. Mit heiterem Gemüthe als je bestieg er am folgenden Morgen seinen Bau und fand das Werk — wieder zerstört und dabei den Bösen hämisch lachend.

Sollte nun der Tempel des Herrn vollendet werden, so waren Meister und Gesellen genöthigt, mit dem Bösen einen Vergleich zu schließen, und dieser bestand darin, neben dem Dome auch ihm eine Wohnung zu bauen.

Und zum Wahrzeichen des Vertrags schleuderte der Teufel den Schlußstein von der Kuppel hoch durch die Luft auf den Domplatz, wo er noch heute zu sehen. Der Dombau ward nun ungestört vollendet und neben dem herrlichen, erhabenen Gotteshause laut Vertrags der — Domkeller gegründet.

31.

Name und Wappen der Stadt Heiligenbeil.

Heiligenbeil iſt eine Kreisſtadt im Regierungsbezirke Königsberg in Preußen.

Namore hieß der Hain, wo ihren Götzen
die Preußen feſtlich blut'ge Opfer brachten
und wo die heiligſte der Eichen ſtand.
Noch eine and're heil'ge Eiche war,
wo Heil'genbeil jetzt ſteht, vom König ſelbſt,
dem erſten, dem die Preußen huldigten,
und Waidewuttis nannten, feierlich
zum Götterdienſt geweiht. Das ganze Jahr,
im Winter wie im Sommer, grünte ſie
und ſchattete der Prieſter Lügenopfer,
die Gorcho ſie, dem Gott des Eſſens und
des Trinkens, brachten. Seine Wohnung war's,
wie ſich's der fromme Aberglaube dachte.

Mit jedem Herbst, wenn man des Baumes und
des Ackers Frucht gesammelt, mußte man
von ihm ein neues Bildniß schaffen, das
man feierlich zum Erntefest verehrte
und, kehrt' es wieder — feierlich zerstörte.
Ein rohes Volk, und dennoch spricht sich aus
ein tiefer Sinn in seinem Aberglauben!
Lang' war das alte, tapfre Preußenvolk
von seiner schlauen Priester Trug befangen;
doch endlich ging auch seiner Finsterniß
das neue Licht des Christenglaubens auf.
Bischof Anselmus, der in Ermeland
der Jesusjünger kleine Heerde pflegte,
kam zu der Eiche, predigte das Wort
von Einem Gott, der aller Menschen Schöpfer,
Erhalter, Schutz und Freund und Vater sey;
von dem Erlöser von der Sünde Joch,
dem Aberglauben und der Todesfurcht,
und von der Pflicht an ihn zu glauben, ihm
zu folgen und durch ihn des Lebens Glück,
der Seele Heil zu finden und dereinst,
wenn wir für's flücht'ge Erdenleben sterben,
in bess'rer Welt die Seligkeit zu erben!
Haut um den Baum, den euer blinder Wahn
für eine Wohnung eurer Götter achtet,
die ohne Leben, ohne Geist und Macht
ihr trüglich Heiligthum nicht schützen können!
Dieß und noch vieles And're sprach er frei
und kühn zum Volk, das aber seinen Dienst
der todten Götzen nicht verlassen wollte

und mit dem ungeruf'nen Pred'ger grollte,
als dieser einem Christen ernst befahl,
das Beil zu nehmen und den heil'gen Baum
sofort zu fällen, daß das Volk erfahre,
ihr Gott sey nur ein Wahn, ein leeres Nichts!
Der Christ gehorcht, und mit dem ersten Hieb
fährt ihm das Beil in seine eig'ne Stirn
und streckt ihn blutig todt zur Erde nieder.
Laut jubelt auf der Götzen Priesterschaar
und alles Volk preis't groß die alten Götter,
und Keiner von den Christen wagt es mehr,
das Beil an den verhängnißvollen Baum
zu legen. Da erfaßt's in frommem Zorn
Anselmus selbst und haut, und haut mit Kraft
zu wiederholten Malen in die Eiche.
Und seht, des Baumes heil'ge Götter — schweigen
und rächen nicht, daß ihren Schattensitz
Anselmus lichten und vernichten wollte!
Jedoch zu langsam wirkt des Beiles Schlag,
und er befahl, ein Feuer um den Baum
zu schüren, daß er mit dem Gott zugleich
verbrenne und des Volkes Aberglaube
als Trümmer in sein eignes Nichts zerfalle.
Es sank der Baum, mit ihm das Götzenbild.
An ihrer Statt ließ Anselmus sofort
dem Christenglauben eine Kirche bauen
und d'rin das heil'ge Beil mit Fleiß verwahren.
Und um die Kirche her entstand zugleich
auch eine Stadt, die zur Erinnerung
er Heil'genbeil genannt. In ihrem Wappen

ist noch bis auf den heut'gen Tag das Beil
(drum darf der Sage man als wahr vertrauen)
zum Angedenken jener Zeit zu schauen.

Eine andere Sage berichtet, daß die Stadt Namen und Wappen von dem Beile erhalten habe, womit der heilige Adalbert getödtet worden und das über das Haff und da an's Land geschwommen sey, wo nachher die Stadt erbaut wurde.

32.

Die eiserne Jungfrau

auf der Burg

in Breslau.

In der ehemaligen ehrwürdigen Kaiserburg zu Breslau soll in einem unterirdischen Raume eine eiserne Jungfrau gestanden haben. (Unter diesem Namen hatte man im Mittelalter Maschinen mit verborgenen Räderwerken, welche, wenn sie durch den Tritt eines Menschen in Bewegung gesetzt wurden, diesen zermalmten und tödteten, indem die eiserne Jungfrau den Unglücklichen mit ihren Armen umschlang und an sich drückte. Man sagte von einem solchen Verurtheilten spöttisch: er müsse die eiserne Jungfrau küssen. Aehnliche Maschinen fand man auch in den Inquisitionsgerichten.) Man hörte oft Nachts dort ein dumpfes Geräusch wie von Mühlrädern, und Jeder vermied sorgfältig diese Gegend des Schlosses.

Zu jener Zeit war Werner von Brunneck Verwalter der Burg, der eine Tochter, Namens Maria, hatte,

welche leiblich und geistig die schönste Jungfrau in Breslau war. Der Tempelbund war aufgehoben, und dessen Güter sollten vertheilt werden. Dieß veranlaßte einen jungen Ritter des deutschen Ordens, Konrad von Salza, der später der berühmteste Hochmeister desselben war, in der Breslauer Burg auf längere Zeit seine Wohnung zu nehmen. Er sah Maria und blieb für ihren hohen weiblichen Werth nicht unempfindlich, und auch auf diese machte der sehr stattliche Ritter einen angenehmen Eindruck. Hätte er des Mägdchens Liebe genützet, so wäre es von ihm unedel gewesen, da er sie nicht ehelichen konnte; er würde sie dadurch nur unglücklich gemacht haben, und das konnte und wollte der wackere Konrad nicht und dachte darauf, die Burg ehestens zu verlassen. Am Abend vor seiner Abreise schrieb er noch einen Brief an Werner und einen an dessen Tochter und ging dann hinaus in's Freie. Bei seiner Rückkehr hatte er das Mißgeschick, sich in der weitläufigen Burg zu verirren, und kam, statt in sein Gemach, auf einen Gang, an dessen Ende ein Licht schimmerte. Er ging darauf zu und kam ganz unerwartet in eine Halle mit steinernem Fußboden, links und rechts mit Thüren. An der Decke hing eine Lampe, die nur ein düsteres Licht verbreitete. Ringsum herrschte die tiefste Stille. Der Ritter erinnerte sich nicht, jemals in dieser Halle gewesen zu sein, und wollte eben wieder umkehren, als die Burgglocke die Mitternachtsstunde verkündete. Unwillkührlich gedachte er der eisernen Jungfrau, und es wurde dem tapfern Ritter etwas unheimlich; aber er hatte sein Schwert an seiner Seite und — blieb.

Plötzlich schien im und um's Gemach her Leben zu werden. Die Mauern bebten, Thüren krachten auf und zu, der Fußboden gerieth in eine zitternde Bewegung und unter ihm rauschte ein Räderwerk in gewaltigem Getriebe. Darauf pfiff ein Windstoß durch das Gemach, der die Lampe abwechselnd löschte und stärker entflammte und zu seinem rauschenden Ohre das klägliche Wehgeschrei einer weiblichen und einer männlichen Stimme führte. Die Jammerlaute kamen näher und mit ihnen auch eilig ein Weib mit blutigem Gewande und fliegenden Haaren, und ihr folgte auf dem Fuße ein Ritter, durch dessen zerquetschten Harnisch das Blut strömte. Beide Gestalten eilten hastig durch die Halle und zur Thüre, die aufsprang, hinaus. Kaum war die Erscheinung dem Auge Konrad's entschwunden, als er ein dumpfes Räderrauschen und Wimmern hörte, das nach einigen Secunden schwächer wurde und endlich gänzlich schwieg. Aber mit dem Verhallen des letzten Jammerlautes traten die Gestalten wieder durch die erstere Thüre ein und schienen die ganze Scene wiederholen zu wollen. Da zog Konrad sein Schwert und stellte sich mit dem Rufe: Wer seyd ihr? ihnen entgegen. Die Gestalten blieben stehen, hefteten ihre Blicke, wie es schien, besonders auf das Kreuz seines Mantels und schwiegen. Konrad wiederholte die Frage, und statt der Antwort deutete ihm das starre Todtengesicht des Mannes an, daß er ihnen folgen solle. Da dieß dem Ritter etwas bedenklich schien, wurde der Blick des gespenstischen Ritters flehender, und Konrad hüllte sich tiefer in seinen Mantel und folgte den Gestalten. Plötzlich sah sich der

Ritter Konrad am Rande einer erleuchteten Tiefe, in der er die Riesengestalt der eisernen Jungfrau sitzend erblickte. Wie ein Wildverzweifelnder jagte die männliche Spukgestalt die weibliche hinab und stürzte sich selbst ihr nach, worauf sich das schreckliche Rauschen der Räder, das Wimmern und Mächeln wiederholte. Von einem unnennbaren Entsetzen ergriffen trat Konrad in die Halle zurück und fand — die beiden Jammergestalten vor sich stehen, die von ihm ihr Urtheil zu erbitten schienen. Konrad gewann Geistesgegenwart genug zu fragen, ob er sie retten könne, und wodurch. Da zeigte die männliche Gestalt mit ihrem Arme auf eine Schrift über der Thüre zu dem Orte der eisernen Jungfrau. Konrad folgte dem Winke und las: »Entsagung bringt Erlösung«. Ihr seyd erlöst! rief Konrad mit fester Stimme. Da trat der Mann mit heitrer Miene auf ihn zu und gab ihm ein Buch, das er unter der blutigen Rüstung hervorzog, und als ihn die kalte Todtenhand berührte, geschah ein so heftiger Knall, daß die Lampe erlosch, die Mauern wankten, das ganze Gebäude zusammenstürzte und Konrad — das Bewußtseyn verlor!

Als er wieder zur Besinnung kam, befand er sich in seinem von innen verriegelten Gemache, und es war heller Tag. Er hätte die ganze Erscheinung für ein lebhaftes Traumbild gehalten, wenn er nicht das seltsam geformte Buch vor sich liegen gesehen. Er wußte nicht, ob er es öffnen sollte oder nicht, und indem er noch stand und nachdachte, meldete ihm sein Knappe, daß das Seitengebäude der Burg, wo die eiserne Jung-

frau befindlich gewesen, in der letzten Nacht in Schutt und Trümmern zusammengestürzt sey. Dieses neue wundersame Ereigniß bestimmte ihn nun, das Buch zu öffnen, welches in lateinischer Handschrift die Lebensgeschichte eines frühern Besitzers des eben zusammengestürzten Gebäudes enthielt. Er las: «Sterblicher, den der Himmel zum Retter erkor, es giebt ein höheres Gut, als Liebe und Besitz eines geliebten Weibes verloren zu sehen! Wehe den Männern, die Pflicht und Beruf dem Undank eines Weibes opfern ꝛc.» Weiter vermochte er nicht zu lesen, denn er gedachte an das Verhältniß zwischen sich und Marien, und rief, das Buch zuschlagend: «Hast Recht, Unglücklicher, es giebt noch einen höhern Männerberuf, als ein Weib zu lieben!» Und in wenig Tagen verließ er Breslau.

53.

Die Ringe.

Diese Sage fällt um's Jahr 1226, in die Zeiten Ludwigs des Heiligen, Landgrafen von Thüringen, dessen Vasall Waldmann von Sättelstätt war.

Gen Merseburg zogen viel Fürsten und Herr'n,
um dem Wehle des Landes zu rathen.
Es kamen von nahe, es kamen von fern
viel Ritter rühmlicher Thaten,
aus Franken, aus Hessen, dem Thüringerland;
auch Ritter Waldmann von Sättelstätt fand
sich bald ein zum Fürstenturniere.

Die Rüstung war stattlich, gewichtig sein Speer,
und gar herrlich der Ritter zu schauen;
die reizende Tochter trabt neben ihm her,
die schönste aller Jungfrauen!
Den Falken wiegt sie auf rosiger Hand
und stöbernd folgt ihr am fesselnden Band
ein Rüde zum lustigen Jagen.

Je aller drei Meilen ward Lager gemacht,
um die Jägerin nicht zu ermüden,

und pflegte hier Waldmann mit Anstand und Pracht
den Rittern ein' Lanze zu bieten
und Harnisch und Falke und Rüde als Preis,
wer ihn, den müden und alternden Greis,
im Kampf aus dem Sattel gehoben!

Des Preises genug! Doch ein schöneres Gut
soll noch höher den Sieger erfreuen:
ein güldenes Ringlein wird seinem Muth
die Jungfrau als Lösung noch weihen.
Doch welchen der Sätteistätter besiegt,
sein Knie demüthig vor der Jungfrau biegt,
einen Ring ihr als Lösung zu reichen.

Da kamen der stattlichen Ritter und Herr'n
gar viel, um den Preis zu gewinnen.
Sie kamen aus der Nähe, sie kamen von fern,
und lustig die Kämpfe beginnen,
es hausen die Speere, es dröhnet der Schild,
denn einem gar köstlichen Preise es gilt,
Staubwolken umhüllen die Ritter.

Drob alle, so wacker, vermochten doch nicht
über Waldmann den Sieg zu erringen
und mußten nach Ritterstte und Pflicht
der Jungfrau den Lösering bringen.
Ihre Finger faßten die Ringe nicht mehr,
drob freuten sich Waldmann und die Jungfrau gar sehr
und zogen mit Ehre von dannen.

31.

Die Mühle bei der Askanienburg.

Die alte Burg Askanien, jetzt ganz verwüstet, lag auf dem Wolfsberge bei Aschersleben. Sie war das Stammhaus der Fürsten von Anhalt.

Am Fuße der alten Askanienburg wohnte Meister Martin der Müller, der ein gar frommer und fleißiger Mann war, dennoch aber nicht zu einem gewissen Wohlstande kommen, ja kaum für seine Gläubiger die Zinsen erwerben konnte. Daß er dabei nicht an die so nöthigen Baulichkeiten denken durfte, versteht sich von selbst, obgleich überall der Wind durch die Fugen zog und der Regen durch das löcherige Dach träufelte. Wol manchmal saß er und sann, was mit ihm künftig werden solle — ein trauriges Bild der Zukunft stand vor ihm, aber seine rastlose Thätigkeit und sein Vertrauen zu Gott wußten immer wieder Licht in das Dunkel zu bringen. Darum hielt er auch alle seine Kinder, er hatte ihrer viele, zum Fleiß und zur Frömmigkeit an. Sein ältester Sohn, Konrad, war ihm Herzensfreund und treuer Beistand, und beiden ähnlich war Elsbeth, die Magd, die mit Treue und geräuschloser Anhäng-

lichkeit immer das Beste ihres Brotherrn beförderte! Konrad und Elsbeth waren einander gewogen; aber kein Wort verrieth ihre Gesinnungen, denn beide waren arm.

Einst erwachte Elsbeth um Mitternacht in ihrem Bodenkämmerlein, und der volle Mond leuchtete so hell durch die niedere Dachöffnung, daß sie meinte, es sey bereits der Morgen angebrochen. Darüber erschrocken, denn sie regte sich stets früh zuerst im Hause, verließ nie schnell ihr ärmliches Lager, zog die nothwendigsten Kleider an und eilte in die Küche, dort Feuer anzumachen; aber welches Mißgeschick für die ängstliche Dienerin, auch nicht einen einzigen Funken konnte sie mit allen ihren Schlägen dem Stahle entlocken, kein Fünkchen wollte ihr aus dem schwarzen Zunder leuchten! Da blickte sie tiefseufzend auf und richtete zufällig ihr Auge nach dem Küchenfenster und gewahrte an dem nahen Bergrande einen feuerrothen Klumpen. Bedenklich schüttelte sie den Kopf, was das wol seyn möge, glaubte sich aber endlich zu überzeugen, daß es glühende Kohlen seyen. Sogleich entschloß sie sich, diese Gelegenheit zu benutzen, um Feuer zu erhalten, nahm einen alten irdenen Topf und die Kohlenschaufel und schlich sich leise durch die Hausthür und über den schmalen Wassersteig zu dem Rande! Aber fast erstarrte ihr das Blut in den Adern und eine schneidende Morgenluft schien sie in Eis zu hüllen, als sie um die Kohlen der mehrere riesige Männergestalten in uralter Tracht und mit Leichengesichtern erblickte, die regungslos um den Kohlenhaufen lagen! So gern sie auch Feuer gehabt hätte, konnte sie doch die weibliche Furcht nicht

überwinden und wollte umkehren. In dem Augenblick winkte ihr einer der Männer mit der Hand, daß sie sich von den Kohlen nehmen solle. Das machte Elsbeth wieder Muth und sie füllte ihren Topf mit Kohlen, eilte mit ihnen nach Hause, schüttete sie auf den Heerd, legte Holz darauf und blies mit kurzen Odemzügen in die Kohlen, daß das Holz bald anbrennte; aber die Kohlen waren so gänzlich erloschen, daß auch nicht ein Fünkchen aus ihnen auffuhr! Mit dem Unheimlichen schon etwas vertrauter geworden, ging sie mit ihrem Geschirre noch einmal an den Hügel, fand da Alles, wie das erste Mal, und die Männer wehrten ihr nicht, abermals Kohlen zu nehmen. Sie hatte sogar die Dreistigkeit, sich die größten herauszusuchen, weil diese länger Gluth halten, eilte damit nach Hause, konnte aber aus ihnen eben so wenig, wie aus den ersten, auch nur einen Funken erhalten. Da ward ihr doch etwas schauerig und sie fing an zu fürchten, daß sie es mit Geistern zu thun habe! Aber der Gedanke, daß ihr Brotherr sie diesen Morgen saumselig finden könne, was vorher nie geschehen, war ihr so unerträglich, daß sie alle Furcht überwand und zum dritten Male den Weg antrat. Dießmal nahm sie die Kohlen aus der Mitte der Gluth und füllte den Topf bis zum Rande. Als sie sich aber nun zur Rückkehr wandte, rief ihr eine der Gestalten mit hohler Stimme zu: »Nun nichts mehr!« Da trieb Schrecken und Angst die arme Elsbeth zur Mühle, wo sie den Topf auf den Heerd warf, an den Kohlen abermals keine Gluth bemerkte, wol aber durch das Küchenfenster, da die

Thurmuhr der Burg eben zwölf schlug, die Männer und das Kohlenhäufchen verschwinden sah. Jetzt erst wußte Elsbeth, mit welchen Wesen sie verkehrt hatte, und eilte, am ganzen Leibe zitternd, in ihr Bett, wo sie von Fieberfrost und Schweiß abwechselnd ermattet, endlich einschlief.

Am Morgen stand Meister Martin auf und wunderte sich nicht wenig, im Hause noch Alles so still und ruhig zu finden. Er ging in die Küche und hoffte dort seine brave Elsbeth zu finden, sah aber Niemand, wol aber auf dem Heerde einen lichten gelben Schein. Das kam ihm befremdend vor und er trat näher, um die Erscheinung zu untersuchen, und fand einen großen Haufen — blanker Goldstücke. Gott im Himmel, was ist das? rief er wie ein Träumender und konnte nicht glauben, daß er recht gesehen. Er wagte es, die Goldstücke anzufassen, sie klingen zu lassen, und nun fiel er auf die Knie und dankte Gott für die wunderbare Hülfe! Jetzt kam Elsbeth und sah in der Morgendämmerung ihren Herrn für einen der Männer an, die am Rande bei den Kohlen gelegen hatten; doch bald erkannte sie ihn und erzählte nun ihm und den übrigen Mitgliedern der Familie, die unterdeß auch aufgestanden waren, was ihr in der vergangenen Nacht begegnet sey! Darauf entstand ein Streit um das Geld, wie er sich sonst nicht leicht erhebt; denn der Müller und die Magd, Jedes wollte das Geld — nicht haben. Der Schatz ist dein, sprach Meister Martin zu Elsbeth, dir haben ihn die Geister bescheert. Nein, entgegnete diese, ich habe die Kohlen nicht für mich, sondern in

euerm Dienſte geholt, folglich iſt es euer Eigenthum. Der Streit läßt ſich enden, begann endlich Konrad: Vater, gebt mir Elsbeth zum Weibe; denn ich habe das fleißige fromme Mädchen längſt lieb gehabt, und wenn mich meine Ahnungen nicht betrügen, wird ſie meinem Vorſchlage beiſtimmen. Elsbeth ſchlug verſchämt die Augen nieder und reichte Konrad die Hand. Und nun, fuhr Konrad fort, laßt uns bei euch wohnen, Vater, und in Liebe und Einigkeit das Glück genießen, das uns Gott ſo wunderbar beſcheert hat. Mit Thränen in den Augen legte der Vater die Hände der Liebenden in einander, bezahlte ſeine Schulden, richtete eine fröhliche Hochzeit aus und baute ſich eine — neue Mühle.

55.

Der alte Deſſauer und der Mühlknappe.

Der Preußen erſter König ſprach:
„Was nützet mir Litthauen,

wo Nichts, als Wald und Wüsteneі
und träges Volk zu schauen?«
Er sprach's zum alten General,
den man im Volke dazumal
den alten Dessauer nannte.

Doch der entgegnete darauf:
»Majestät sind falsch berichtet:
wer das vom Volk und Lande sagt,
hat's lügenhaft erdichtet;
denn als ich für die Garde dort
Rekruten warb, hat mir sofort
wol Land und Volk gefallen.«

Dies wackre Wort der König hört
und wird drob frohen Muthes,
nimmt sich des Lands und Volkes an,
erzeigt ihm sehr viel Gutes.
Und dem Dessauer schenkt er dann,
weil bess're Einsicht er gewann,
zum Dank das Gut Nerkitten.

Hier schuf der Fürst, ein guter Wirth,
des Nützlichen und Neuen
gar viel, und sah mit Herzenslust
der Sorgen Frucht gedeihen,
und baute in dem Dorfe drauf,
an eines Baches raschem Lauf,
auch eine neue Mühle.

Schon steh'n die Mauern fest und dick,
nebst Schwellen, Thür und Sparren;
das sich're Dach bedeckt den Bau,
und fleiß'ge Löhner karren
den Schutt, daß für die Räder man
und für das Wasserbette dann
den nöth'gen Raum gewinne.

Da spricht ein Mühlknapp' wandernd zu
und wünschet mit zu bauen.
Woher des Landes? fragt der Fürst.
«Gebürtig aus Litthauen.»
Die, meint der Fürst, nicht viel versteh'n
und heißt den Knappen weiter geh'n
und and're Arbeit suchen.

Darob sehr der Gesell ergrimmt
und schwört dem Fürsten Rache
(die leicht ihm wird, denn Zauberei
ist ihm bekannte Sache).
Und der Mühlknappe hielt sein Wort,
denn von der Stund' an kam sofort
der ganze Bau in's Stocken.

Der Zimm'rer schwitzt, der Maurer keucht,
die Meister schimpfen, fluchen,
die Mühle wird nicht fertig, mag
man jede Kunst versuchen!
Da fiel's dem Fürsten endlich bei,

ob wol der Knappe Schuld dran sey,
den er kurz weggewiesen.

Man ruft zur Arbeit ihn — und sieh,
das Werk kam bald zu Stande
und ward durch des Gesellen Kunst
die schönste Mühl' im Lande.
Das Wasser rauscht, die Räder dreh'n
im raschen Schwunge sich, und geh'n
zur Mühle schon die Gäste.

Nun bat der Knapp' um seinen Lohn —
das war dem Fürst zum Lachen;
er rieth ihm, daß er sich sofort
sollt' aus dem Staube machen,
denn hier sey Zauberei im Spiel.
Der Knappe macht nicht Worte viel
und trollt sich aus dem Schlosse.

Der Fürst selbst war ein Zauberer.
Das wußte der Geselle,
und lauerte, wie er ihm wol
sich dreist entgegenstelle!
So lang' der Fürst im Schlosse war,
konnt' ihm die Zauberei kein Haar
auf seinem Kopfe krümmen.

Einst schaut' im Königsberger Schloß
er müßig aus dem Fenster,
und blies aus seinem Türkenkopf
Rauchwolken, wie Gespenster,

und sah mit seelenfrohem Sinn
auf das Gewühl der Menschen hin
und auf ihr Thun und Treiben.

Das hatte sich der Müllerbursch
mit schlauer List erlauert
(wer Rache sucht, ermüdet nicht,
wenn's noch so lange dauert!)
und bat den Fürst um seinen Lohn —
doch dieser sprach dem Knappen Hohn
und wies ihn fort mit Lachen.

Als nach Minuten vieles Volk
blieb vor dem Schlosse stehen,
und Jeder zu dem Fürsten fing
neugierig an zu sehen,
griff an den Kopf er mit der Hand,
wo er zu seinem Schrecken fand
ein großes — Hirschgeweihe.

Schnell wollt' er sich durch's Fenster zieh'n
zurück in seine Zimmer,
jedoch zu groß war das Gewelh,
und es gelang ihm nimmer,
bis er — dem Knappen seinen Lohn
bezahlte; dieser ging davon
und — lachte sich in's Fäustchen.

56.

Der heilige Adalbert

bei

Danzig.

Erste Sage.

Adalbert oder Adelbert, eigentlich Woytache, aus der gräfl. Familie Libiczeski in Böhmen, lebte in der Mitte des zehnten Jahrhunderts, war Bischof zu Prag, predigte in Ungarn und Polen das Evangelium, ward Erzbischof in Gnesen und ging als Apostel zu den Preußen, die ihn ermordeten.

Adalbert war ein heil'ger Mann,
der Viele für den Glauben gewann;
das Wort vom Kreuze verkündete er
in Polen und sammelt' um sich her
eine große Schaar, die Christum bekannte
und gläubig ihn ihren Heiland nannte.

Von da zog er in's Preußenland
gar arm und in sehr dürft'gem Gewand;
er hatt', wie Petrus, nicht Silber und Gold,
doch Worte des Herrn, kräftig und hold,
damit unter Gottes Beistand beginnen
wollt' er, und Seelen dem Herrn gewinnen.

Zuerst ging er in's Kulm'sche Land,
und weil er da nicht Aufnahme fand,
nahm er gen Pomesanien den Weg;
doch fehlt' dem Flusse Brück' und Steg,
und als er's Fährgeld nicht konnt' erlegen,
rächt sich an ihm der Schiffer mit Schlägen!

Das schmerzte Adalbert gar sehr,
doch daß man ihn nicht hörte, noch mehr;
er kam, wo jetzt Stadt Fischhausen steht,
zu pred'gen des Heilands Majestät.
Das war den Heidenpfaffen zuwider
und sie schlugen ihn flugs jämmerlich nieder!

So fand er hier im heil'gen Amt,
das unmittelbar von oben stammt,
den schrecklich blutigen Märtyrertod,
und es sollte nach der Pfaffen Gebot
auch seinem Leichnam noch in der Erden
kein ehrlich ruhig Begräbniß werden.

Als das Boleslaus Gorvin,
der Polen König, hörte, sandt' er hin
und fordert' den heil'gen Leichnam zurück,
daß er ihn festlich zu Grabe beschick'.
Des freu'n sich heimlich die Götzenpfaffen
und wollen dabei Gewinn sich schaffen.

Wir geben, lautet der Bescheid
an die Polen, den Leichnam noch heut',

wenn ihr so viel an Golde uns wägt,
als das Gewicht des Leichnams beträgt.
Mit dem Bescheid sich flugs die Gesandten
heim wieder zu ihrem König wandten.

Und dieser schickt zum Leichenkauf
nun Kleinodien viel und Gold zu Hauf.
Schnell wird eine große Waage gebracht,
und fest daran zwei Schalen gemacht,
und sie in eine den Leichnam legen
und in der andern das Gold sie wägen.

Viel hat der König Gold gesandt,
es füllt fast die Schale bis an Rand;
und doch ist ihm der Leichnam zu schwer,
da bringt man bald des Goldes noch mehr.
Die Beten selbst ihr Reisegeld geben,
doch will sich nimmer die Schale heben.

Da kommen Preußen noch herbei,
die Adalbert taufte, und nennen sich frei
Bekenner des Kreuzes, Jünger des Herrn,
und legen zu ihr eignes Gold gern.
Und ob auch Alle ihr Alles geben,
doch will sich nimmer die Schale heben.

Da noch ein' alte Mutter naht,
die ihrem Gott diente früh und spat
mit Wohlthun und Beten so manches Jahr,
die bracht' ihre letzten zwei Pfennige dar,

damit auch sie ihren Beitrag zahle,
und legt' sie noch auf die volle Schale.

Und kaum die Pfenn'ge liegen drauf —
fliegt die andere Schale leicht auf,
und alles Gold, was der König gesandt
und was gegeben der Gläubigen Hand,
wird aus der Schale wieder genommen;
die Leiche sie für zwei Pfenn'ge bekommen.

* * *

Was Reich' aus ihrem Ueberfluß
für's Heilige gern spenden,
hat Werth; doch größ'ren hat es noch,
wenn aus der Armuth Händen,
für die Ein Pfennig Werth enthält,
das einz'ge, letzte Scherflein fällt —
's ist ihre ganze Habe
und so die — größte Gabe!

Zweite Sage.

Die heidnischen Preußen erschlugen den heiligen Adalbert, der von Polen aus zu ihnen gekommen war, das Evangelium zu predigen, und zerhackten seinen

Leichnam in unzählige Stücke, die sie am Ostseeufer umherstreuten. Da geschah es denn, daß ein Preuße von Adalberts Hand einen Finger, an dem ein Goldring steckte, abhieb, diesen zu sich nahm, jenen aber an's Ufer warf. Hier fand ihn ein Sperber, der damit über's Meer flog und ihn hineinfallen ließ, wo ihn ein Hecht verschlang. Von der Zeit an gab der Fisch, wo er auch immer geschwommen, einen zarten Lichtschimmer von sich. Diesen bemerkten die Fischer und trachteten darnach, den Fisch zu fangen, was ihnen auch gelang. Sie schlachteten ihn und fanden in seinem Bauche den Finger ganz unversehrt. Da meinten die Fischer, welche Christen waren, daß er einem heiligen Manne gehört habe, und gingen aus, die Leiche desselben zu suchen. Bald fanden sie dieselbe, denn die zerstreuten Glieder hatten sich wunderbarer Weise von selbst zusammengefügt, und nur der Finger fehlte. Diesen setzten die Fischer an die Hand und er wuchs schnell fest. Der Körper des Heiligen hatte, eh' ihn die Fischer fanden, bereits dreißig Tage gelegen, und kein Vogel oder anderes Thier hatte ihn angerührt, weil er von einem Adler bewacht worden war.

Dritte Sage.

Diese meldet, daß man dem heiligen Adalbert nur das Haupt abgeschlagen und den Körper liegen gelassen habe. Dieser sey dann von selbst aufgestanden, habe sein Haupt in beide Hände genommen, es vor sich hergetragen und sey so in die Kapelle gegangen, wo er gewöhnlich Messe gelesen. Unterwegs habe das Haupt mit lauter und schöner Stimme allerlei geistliche Lieder gesungen. Von der Kapelle weg sey er von einem Orte zum andern gewandert, den singenden Kopf immer vor sich her tragend, bis er in die Gegend von Dantzig gekommen, wo noch jetzt die Kirche des heil. Adalbert steht. Hier sollen ihn die heidnischen Preußen gefunden und beschlossen haben, ihn ihren Göttern zu opfern, der Polen König Boleslav ihn aber gekauft haben.

57.

Der Wärwolfsstein

bei

Magdeburg.

Unweit Magdeburg bei dem Dorfe Eggenstedt liegt auf dem Anger nach Seehausen zu ein großer Stein, von dem die Sage also erzählt:

Bei dem Brandsleber Holze, sonst zum Harze gehörig, lebte vor alter, grauer Zeit ein unbekannter Mann, von dem Niemand wußte, wer und woher er sey. Man nannte ihn unter dem Volke nur den Alten. Er kam oft in die Dörfer und verrichtete, zu großer Zufriedenheit der Landleute, mancherlei Arbeiten, besonders das Hüten der Schafe. Als einst in der Heerde des Schäfers Melle zu Steindorf ein niedliches buntes Lamm fiel, bat diesen der Alte sehr dringend, dieß ihm zu schenken, wozu aber der Schäfer keine Lust hatte. Jetzt kam die Zeit der Schafschur und Melle ersuchte den Alten, ihm dabei zu helfen. Dieser that es gern, und der Schäfer hatte Ursache, mit der Arbeit des Alten zufrieden zu seyn! Als aber nach geendigter Schur der Schäfer Lohn geben wollte, war der Alte nirgends zu

finden und mit ihm war auch das bunte Lamm verschwunden. Melle erinnerte sich der früheren Bitte des Alten um das Lamm und es blieb ihm kein Zweifel übrig, daß es der Alte mit sich genommen, was ihn sehr verdroß. Einst weidete Melle im Kattenthale, da trat ganz unerwartet der Alte zu ihm mit den höhnischen Worten: «Guten Tag, Melle, dein buntes Lamm läßt dich grüßen!» Wüthend schlug der Schäfer mit seinem Stocke nach dem Alten, dieser aber verwandelte sich in einen Wärwolf und sprang auf den Schäfer zu. Dieser, so etwas nicht vermuthend, erschrak nicht wenig; aber seine treuen Hunde nahmen den Wolf an, der nun hastig entfloh und von den ersteren heftig verfolgt wurde, bis sie ihn endlich in der Nähe des Dorfes Eggenstedt erreichten und umringten. Melle, so erbittert wie seine Hunde, sprang zu und rief: Nun mußt du sterben. Da stand plötzlich wieder der Alte in Menschengestalt vor ihm und bat um Schonung und Leben und wollte Alles thun und geben, was Melle verlangte. Dieser aber, vor Wuth blind und taub, stürzte von Neuem mit seinem Stocke auf ihn ein und schlug auf — einen Dornstrauch, in den sich der Alte verwandelt hatte, so unbarmherzig los, daß er gar bald seine Zweige würde zerhauen haben, wenn nicht der Alte noch einmal Menschengestalt angenommen und flehentlich um sein Leben gebeten hätte. Aber auch dieser letzte Versuch war vergebens, denn der Schäfer blieb unerbittlich. Da suchte der so hart Gepeinigte wieder als Wärwolf zu entfliehen, aber ein einziger gewaltiger Streich von Melle's Hand streckte ihn todt zur Erde.

An dem Orte, wo er fiel, wurde er auch in die Erde verscharret, und diesen Ort bezeichnet ein Felsstein, noch bis heute der Wärwolfstein genannt.

38.

Die Linde und der Stein auf dem Kindelsberge

in

Westphalen.

Auf dem Kindelsberge, der mittelsten Höhe eines Berges hinter dem Geisenberge in Westphalen, stand vor alten Zeiten ein Schloß, das ebenfalls den Namen Kindelsberg führte und der Wohnsitz gottloser, übermüthiger Ritter war. Ihr Uebermuth entstand aus dem unermeßlichen Reichthume, den ihnen ein Silberbergwerk spendete. Sie spielten mit silbernen Kugeln und Kegeln! Das und Aehnliches hatte immer noch

fern mögen; aber große Kuchen von Semmelmehl zu backen und sie wie Räder an die Wagenachsen zu stecken, das war doch ein zu schändlicher Frevel und konnte nicht ohne Gottesstrafe bleiben, zumal eben um jene Zeit viele, viele Menschen kein Brot zu essen hatten!

An einem der nächsten Spätabende sieht sich plötzlich Schlosse eine weiße, männliche Gestalt sehen, die wie der Prophet Jonas den Niniviten, allen Burgbewohnern verkündete, daß sie in drei Tagen sterben würden, und es werde zum Zeichen, daß sein Wort wahr sei, in nächster Nacht eine Kuh zwei Lämmer werfen! Das bestätigende Zeichen geschah, aber Aller Herz blieb versteckt, bis auf die Ritter Siegmunds, des Burgherrn jüngsten Sohnes, und dessen schöner Schwester. Beide nahmen die Geisterdrohung zu Herzen und beteten mit einander Tag und Nacht. Es kam der dritte Tag, und Alle, außer die frommen Geschwister, fielen, eines nach dem andern, todt zur Erde.

Die Burg mit allen Besitzthümern gehörte nun Siegmund und seiner Schwester. Ersterer zog mit einem jungen Grafen von der Mark, dem die letztere feierlich verlobt war, in Krieg, aus dem er immer wiederkommen sollte und nicht heimkehrte. So stand denn das schöne Burgfräulein von Kindelsberg einsam und ohne männlichen Rath und Schutz. Dieß gewahrte der junge kühne, aber rohe Raubritter von dem Geisenberg, der beständig ein großes schwarzes Pferd ritt und daher vom Volke nur der Ritter mit dem schwarzen Pferde genannt wurde, und warb um das Fräulein. Diese aber lehnte seine Bewerbungen ernstlich

mit der Versicherung ab, daß sie eine bereits Verlobte sey! Aber weder ihr Bräutigam noch Bruder wollten wiederkehren und der schwarze Ritter seine Bewerbungen nicht einstellen. Da sprach das Fräulein, um den Letztern von sich entfernt zu halten, eines Tages zu ihm: Wenn die grüne Linde vor meinem Fenster verdorrt, will ich die gewogen werden. Der schwarze Ritter ließ nun überall sorgfältig in den Gauen umher nach einer dürren Linde suchen, die so groß wie jene grüne sey, und es ward auch unglücklicherweise eine solche gefunden. Schnell ließ sie der Geisenberger herbeischaffen und in einer mondhellen Nacht an die Stelle der grünen setzen, diese aber ausgraben und wegthun. Als am Morgen das Fräulein erwachte, wunderte sie sich der ungewohnten Helle vor ihres Schlafgemachs Fenster und eilte, die Ursache zu sehen. Wie von Geisterhand berührt, stand sie todtenblaß, denn vor ihrem Fenster stand — eine verdorrte Linde. Sie schlich hinab und — weinte! Da kam der schwarze Ritter, um nun ihre Liebe und Hand, gleich einem Raub, wegzuführen; aber das Fräulein sagte ihm mit kühnem Muthe in's Gesicht, daß sie ihn nie lieben werde. Solchen Bescheid nach vollbrachter Mühe, die ihm der Betrug verursacht hatte, nicht erwartend, zog der Ritter sein Schwert und stieß die Unglückliche nieder. Noch am selben Tage kehrte der Bräutigam zurück, bereitete ihr ein Grab und setzte an dasselbe eine Linde und einen großen Stein, die noch zu sehen sind.

59.

Die Gründung der Stadt Thorn

wird von der Sage verſchieden erzählt.

Der Römer Thorandus hatte durch große Kriegsmacht die Preußen bezwungen und hoffte ſie ganz unter römiſche Herrſchaft zu bringen; darum erbaute er gleich beim Eintritt des Landes eine Stadt, die er nach ſeinem Namen Thorn nannte, daſelbſt ſein fürſtliches Hoflager aufſtellte und der Venus, die er Partwenia nannte, einen herrlichen Tempel baute!

Eine andere Sage berichtet, daß eine Meile von dem jetzigen Thorn entfernt eine der heiligen Eichen ſtand, bei der die Preußen ihre Götzen verehrten. Hermann von Balke eroberte das Land und mit ihm die heilige Eiche, die er, weil ſie ſo rieſig groß war, befeſtigen ließ, damit ſie ihm ſtatt eines Thurmes diene. Um ſie herum wurde nun nach und nach eine Stadt erbaut, die er Thurm oder Thorn nannte. Weil ſie aber öfters überſchwemmt wurde, verſetzte man die Stadt dahin, wo ſie noch jetzt ſteht. Von dem alten Thorn findet man noch Ueberreſte in der Erde, und es ſoll bei ihnen, wie das gemeine Volk glaubt, in den Mitternachtsſtunden ſpuken.

60.

Michel Mort's Denkmal

bei

Kreuznach.

Johann II., Graf von Spanheim, wurde 1277 in einen Krieg mit dem Kurfürsten Werner von Mainz, wegen Theilung der väterlichen Verlassenschaft, verwickelt. Auf der Ebene zwischen Sprengligen und Genzingen, eine Meile von Kreuznach, trafen sich die beiderseitigen Streiter. Der Sieg blieb lange unentschieden, bis von endlich die Mainzer durch das Heranziehen neuer Heershaufen gewannen. Die Spanheimer hatten, so tapfer und ausdauernd sie auch gefochten, viel an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren; aber Graf Johann wurde durch den Muth, die Treue und Entschlossenheit des Bürgers und Metzgers Michel Mort aus Kreuznach gerettet. Wie ein Schild deckte er seinen Herrn, und hielt mit nervigem Arme den Angriff der wüthenden Feinde so lange zurück, bis Johann mit seinem Pferde glücklich entflohen war und der heldenwürdige Metzger todt niedersank. Zum Andenken an solchen Muthmuth und solche Bürgertreue wurde ihm

auf demſelben Platze, wo er für ſeinen Herren ſo wacker geſtritten und den Tod gefunden hatte, ein ſteinernes Denkmal errichtet.

61.

Adam und Eva

in

Danzig.

In der Langgaſſe Danzigs ſteht ein Haus, das von einem daran befindlichen Schnitzwerke den Namen Adam und Eva führt. Das Haus iſt ein beachtenswerthes Denkmal alter Baukunſt und befindet ſich in der freundlichſten und daher beſuchteſten Lage der Stadt. Ungeachtet aller dieſer Vorzüge aber iſt es viele Jahre unbewohnt geblieben und in ſeinem Innern wüſte geworden, weil es darin ſpukte und Geiſter Tag und Nacht keine Ruhe hielten und ſo die Bewohner vertrieben. Wenn aber ein einzelner Menſch es wagte, darin

eine Nacht zu schlafen, so fand dieser am Morgen bei seinem Lager einen Beutel voll Geld, dabei aber die Weisung, alles darin befindliche Geld noch an selbigem Tage, jedoch ohne es zu verschenken, auszugeben, wenn er nicht das Leben verlieren wolle. Diese Freigebigkeit der Geister benutzten Viele, um sich dadurch Lust und Genüsse zu verschaffen, wurden aber doch der lästigen Bedingung bald überdrüssig und blieben, wenn sie klug waren, aus dem Hause weg oder kehrten, auch bei unerfüllter Bedingung, die Drohung der Geister nicht fürchtend nächtlich dahin zurück, und diese fand man am Morgen — todt.

Nach einiger Zeit erhielt das Spukhaus einen neuen Besitzer, der es wieder bewohnbar machen wollte, der aber, wenn er bald fertig zu seyn glaubte, seine ganzen Arbeiten mit einem Male wieder zerstört fand und so genöthigt wurde, sein Vorhaben ganz aufzugeben. Nur erst in der allerneuesten Zeit ist das Haus wieder wohnlich geworden.

62.

Der Feuerberg

bei

Halberstadt.

In der Gegend von Halberstadt wohnte einst ein Graf, der sehr reich und dabei raubsüchtig war und die Bewohner des Landes um sich her schrecklich drückte. Seit vielen Jahren war er einem Schäfer eine bedeutende Summe schuldig, wies aber diesen, so oft er es erinnerte und darum bat, allemal mit kurzen, schnöden Worten ab. Es verging eine Zeit nach der andern und der arme Schäfer erhielt — nichts. Auf einmal hieß es, der Graf sey in fernen Landen gestorben. Da jammerte laut der Schäfer, denn nun war seine Schuldforderung wol für immer verloren. Er wandte sich an die Erben, diese aber jagten ihn mit seiner Forderung zur Burg hinaus. Da ging der Arme betrübten Gemüthes über Feld und kam zufällig in einen Wald. Hier trat plötzlich eine Gestalt auf ihn zu mit den Worten: Wenn du deinen Schuldner sehen willst, so folge mir. Der Schäfer folgte unaufhaltsam, bis er mit seinem Führer vor einem hohen, nackten Berge

stand, der sich mit grausem Geräusche öffnete. Sie gingen hinein und sogleich schloß sich der Berg wieder mit donnerähnlichem Gepolter. Im Innern des Berges war Alles Feuer und mitten inne saß der Graf auf einem glühenden Stuhle, um den her aus dem Boden und den Wänden zahllose Flammen auf ihn zufuhren. Willst du Geld haben, Schäfer, rief diesem der Graf zu, so nimm hier das Tuch und übergieb es meinen Erben und erzähle ihnen, wie ich hier ewig im Höllenfeuer sitzen muß. Mit diesen Worten wand er sich ein Tuch vom Kopfe und gab es mit glühenden Händen dem Schäfer, der nun von seinem Führer geleitet eilig den Berg verließ. Er that nach des Grafen Willen und — erhielt von den Erben die Zahlung seiner Schuld. Seit dieser Begebenheit führt der Berg den Namen Feuerberg; er liegt einige Stunden von Halberstadt und ist jetzt mit hohen Tannen und Eichen bewachsen.

63.

Der Neidkopf

in

Berlin.

Ein freundlicher, nach des Tages Hitze wahrhaft erquickender Sommerabend wehte seine kühlenden Lüftchen durch die Straßen Berlins und veranlaßte die Handwerker, ihre Arbeitswerkstätte zu schließen und sich durch einen Spaziergang vor den Thoren oder unter den Linden zu erholen. Nur der Goldschmied Bergner hatte in seinem kleinen baufälligen Häuschen auf der Heiligengeiststraße noch seine Werkstatt zu ebener Erde offen und arbeitete so munter, als andere Meister kaum am Morgen beginnen, wozu ihn aber weder Ordnungslosigkeit noch Geiz, sondern Armuth nöthigte; denn wenn er Arbeit bekam, mußte er sie auch fleißig besorgen, um den Kunden zu gefallen und bald Lohn für seine Arbeit zu erhalten.

So saß er auch eines Abends emsig beschäftigt, als ein Fremder in schlichtem Anzuge bei ihm eintrat. Bergner, den guten Abend des Fremden freundlich erwiederend, blickt auf und erkennt in ihm seinen — König

Friedrich Wilhelm I., der ein besonderes Vergnügen daran fand, in einem einfachen Anzuge Abends auf den Straßen zu lustwandeln und das Thun und Treiben seiner Bürger zu beobachten. Der König fragte, warum er noch so spät arbeite, da alle Meister und Gesellen längst Feierabend gemacht hätten und seine Arbeit sich doch weniger gut bei dem Lampen- als bei dem Tageslichte verrichten lasse.

Bergner kannte den edlen Charakter, aber auch die sonderbaren Launen seines Königs, der ihn mit Freundlichkeit anblickte, und schilderte ihm fast beredt die drükkende Armuth, in der er lebe, und wie er nicht selten Bestellungen von Arbeit zurückweisen müsse, weil er die dazu nöthigen Auslagen an Gold und Silber nicht aufzubringen vermöge und so nichts Erhebliches erwerben könne!

Dem Könige, der den Goldschmied schon öfter beobachtet und sich nach seiner Kunstfertigkeit erkundigt hatte, gefiel die anspruchlose Offenherzigkeit des Mannes und er bestellte bei ihm ein goldnes Service, wozu ihm das nöthige Metall aus der Schatzkammer geliefert werden sollte.

Nachdem der König die Werkstatt verlassen hatte, dankte der wakre Goldschmied Gott für die Hülfe, die ihm zu Theil geworden war, schloß seinen Laden und erzählte den Seinen, welch einen Besuch er gehabt habe. Schon des nächsten Tages erhielt er das Gold und Bergner war nun noch fleißiger, als er es je gewesen war. Der König wiederholte oft seinen Besuch, sah lange und aufmerksam der Arbeit des geschikten Künst-

lers zu, die ihm wohlgefiel, und freute sich sehr auf die Vollendung des Services.

Bei einem dieser Besuche bemerkte der König in den Fenstern des gegenüber liegenden Hauses zwei weibliche Personen, welche dem Goldschmied, wenn er einmal von seiner Arbeit aufblickte, abscheulich verzerrte Gesichter machten. Er fragte den Goldschmied, warum sie das thäten, und dieser berichtete ihm, daß es die Frau und Tochter eines Zunftgenossen wären, die ihren Aerger und Neid über die hohe Ehre, die ihm selbst durch Se. Majestät zu Theil werde, dadurch zu erkennen gäben; auch gestand er dem Könige, daß er diese Weiber, die ihn schon gar oft in seiner Arbeit gestört hätten, mit ihren Fratzengesichtern unter den Verzierungen einiger Silbergeschirre abgebildet habe.

Der König, obwol ärgerlich über so kleinlichen Brotneid, konnte sich doch eines flüchtigen Lächelns über das Geständniß des Goldschmieds nicht enthalten und beschloß, etwas Aehnliches zu thun. Das Goldservice wurde fertig und vom Könige mit großem Beifall aufgenommen. (Es soll bis zum Jahre 1807 noch im Gebrauch des königlichen Hauses gewesen seyn.) Bald nach dessen Ablieferung erhielt der Goldschmied vom König Befehl, sein Haus zu verlassen und in eine andere für ihn bestimmte Wohnung zu ziehen. Bergner gehorchte gern; ob er gleich nicht wußte, was der König mit ihm vorhabe, so durfte er doch vermuthen, daß er einen neuen Beweis von dessen Güte erhalten werde, und er hatte sich nicht geirrt: denn auf königlichen Befehl wurde sein altes, ganz baufälliges Haus

niedergerissen und dafür ein neues, schöneres errichtet, was noch jetzt in der Heiligengeiststraße Nr. 38 zu sehen ist. Dieser Bau gab dem Könige Gelegenheit, seinen Vorsatz auszuführen und die neidische Frau und Tochter des gegenüber wohnenden Goldschmieds auf eine empfindliche Weise zu strafen. Er ließ nämlich in der Mitte des Hauses nach seiner Länge, zwischen dem zweiten und dritten Stockwerk, in einer Vertiefung ein weibliches Brustbild fast in Lebensgröße anbringen, dessen Gesicht abscheulich verzerrt und dessen Kopf statt der Haare mit Schlangen bedeckt ist. Die Zunge bleckt es aus dem Munde nach dem gegenüber liegenden Hause. In diesem Zerrbilde sollten die neidische Frau und Tochter des andern Goldschmieds sich erkennen und schämen. Von der Zeit an wurde das Haus der Neidkopf genannt, und das Bild ist bis jetzt erhalten worden.

64.

Der Todesstuhl

in

Merseburg.

In dem Dome zu Merseburg soll in früherer Zeit vor dem Tode eines Domherrn nächtlich ein großer Lärmen, und darunter ein sehr heftiger Schlag auf den

Stuhl desjenigen, der bald sterben sollte, gehört worden seyn. Die Wächter, welche Tag und Nacht wegen vieler, in der Kirche befindlichen Kleinodien gehalten wurden, machten solches dem Inhaber des Stuhles bekannt, der sich nun drei Wochen lang auf seinen gewissen Tod vorbereiten konnte.

65.

Die Todeslilie

zu

Corvei.

In der ehemaligen Abtei Corvei an der Weser, die jetzt ein Schloß des Fürsten Hohenlohe-Bartenstein-Schillingsfürst im Regierungsbezirk Minden in Westphalen ist, wurde, wenn einer der Brüder sterben sollte, dessen Tod vorher auf eine zartere Weise, als in Merseburg, angezeigt. An einem ehernen Kranze im Chor hing eine Lilie, und diese wurde auf wunderbare Weise im Stuhle desjenigen Bruders gefunden, der in drei Tagen sterben sollte, und diese Todesandeutungen sollen Jahrhunderte bemerkt worden seyn. Einstmals fand diese Todeslilie ein junger Ordensbruder auf seinem Sitze, der keine Lust zu sterben hatte, und legte sie auf den Stuhl eines alten Geistlichen. Dieser er-

schrak über den Anblick und den widrigen Geruch der Todtenblume, und wurde gefährlich krank, aber auch bald wieder gesund, und der junge Bruder starb am dritten Tage eines schnellen Todes.

66.

Der Hick in Liebenhausen,

oder Lieberhausen, einem Dorfe im Gummersbacher Kreise des Cölner Regierungsbezirks. Wer je einmal in das genannte Dorf oder Kirchspiel kommt, hüte sich ja den Namen Hick zu erwähnen, denn er gilt hier für den größten Schimpfnamen; den sich die Lieberhäusner nicht unvergelten sagen lassen. Woher das komme, lehrt folgende Geschichte.

Die Einwohner des Dorfes Lieberhausen waren ehemals, d. h. vor vielen Jahrhunderten, arme und dabei höchst einfältige und dumme Leute, die Alles glaubten, was ihnen listige und schadenfrohe Menschen als Wahrheit erzählten. Hick machte davon theilweise eine Ausnahme; denn war er auch arm wie die Andern, vielleicht der ärmste von Allen, so war er dabei allein klüger und pfiffiger als die Gesammteinwohnerschaft des ganzen Dorfes und Kirchspieles. Ein Handwerk hatte er nicht gelernt und mußte sein Brot nur mit Tagar-

beit verdienen, und diese lohnte wenig. Sein Hüttchen war klein und doch wohnte er darin mit fünf Kindern und einer — alten Kuh, deren wenige Milch eine Art Festgericht für die ersteren bildete. Das gewöhnliche Gericht war schwarzes Brot und Wasser aus dem Borne, der nahe bei seinem Hüttchen quoll. Von der Milch der alten Kuh kochte er Mittags eine Suppe. Da diese aber nicht für Alle ausreichte, wechselte ihr Genuß, und wer nicht an der Reihe zur Milchsuppe war, mußte mit Brot und Wasser vorlieb nehmen. Er selbst begnügte sich damit und verzichtete, seinen Kindern zu Liebe, stets auf die Milchsuppe; und trotz dieser weisen Sparsamkeit mußte er doch oft, und zuweilen auch seine Kinder, hungrig ihr Laub- und Mooslager suchen, denn an Betten war nicht zu denken.

Aber diese drückende Armuth konnte doch seinen heitern Sinn nicht verdrängen. Gab es ja manchmal Zeiten, wo ein düsterer Zug in seinem Gesichte die Sorgen seines Herzens verrieth, so geschah dieß nur auf wenige Minuten, und dann kehrte der alte glückliche Frohsinn zurück! Nun kam aber eine solche Theuerung, daß er auch bei der angestrengtesten Arbeit nicht so viel verdienen konnte, um seinen Kindern nur trockenes Brot zu geben, und wenn diese sich des Nachts vor Hunger auf ihrem Lager hin- und herwarfen, ward es ihm wärmer als je um's Herz und in seinem Kopfe durchkreuzten sich die Gedanken, wie er es nur anfangen könne, um sich und die Seinigen von dem Hungertode zu retten. Endlich hatte er einen Ausweg aus diesem Labyrinthe gefunden, und der war, seine alte Kuh zu schlachten. Un-

gern entschloß er sich dazu, denn sie war lange Jahre seine Hausgenossin und willige Ernährerin der ganzen Familie gewesen; aber auch für sie ward das Futter seltner, ihre Milch immer dünner und weniger, und ihr Fleisch konnte die Familie noch lange ernähren und aus ihrer Haut ein gut Stück Geld gelöst werden.

Hick schlachtete seine Kuh und aß sich an ihrem Fleische mit seinen Kindern einmal recht herzlich satt; das übrige Fleisch hing er in die Esse, um es geräuchert sich für die Zukunft aufzubehalten. Mit der Haut wanderte er nach Cöln, und ob diese Stadt gleich 12 Stunden von Lieberhausen entfernt ist, war er doch immer fröhlich und guter Dinge. Da stieg unerwartet ein heftiges Gewitter auf, dem Hick gern ausgewichen wäre; aber es gab in der Nähe keine Herberge, kein Haus, ja nicht einmal einen Baum. Um sich nun gegen den gewaltig niederströmenden Regen etwas zu schützen und wenigstens am Oberkörper trocken zu bleiben, nahm er die Kuhhaut um, deren Fleischseite er, um sich nicht blutig zu machen, nach außen kehrte, und setzte so munter seinen Weg fort. Das Gewitter verzog sich, der Regen ließ etwas nach, aber Hick behielt seine Kuhhaut noch um, denn es galt ihm gleich, ob er sie so oder zusammengerollt auf dem Leibe trüge. Der frische Fleischgeruch der Kuhhaut lockte einen Raben herbei, der diese für ein Aas ansah und sich darauf setzte, um sich einen guten Bissen zu verschaffen. Hick scheuchte ihn nicht fort, sondern dachte, daß ihm der Vogel wol einmal nützen könne, und haschte ihn mit einem listigen und schnellen Griffe!

So kam er nach Cöln und verkaufte seine Kuhhaut, wofür er aber einen so geringen Preis bekam, daß ein Anderer darüber vor Aerger vergangen wäre. Hick aber, obwol auch etwas verdrüßlich über den schlechten Handel, ließ sich dadurch nicht muthlos machen, sondern bot nun den Raben feil. Da ihm aber auf den schwarzen Burschen Niemand auch nur einen Kreuzer bot, verließ er den Markt und kehrte in einem Wirthshause ein, um sich zu seiner Rückreise durch einen frischen Trunk zu stärken. Diesen gemüthlich schlürfend erblickte er unwillkührlich durch die Glasthüre in einem Nebenstübchen die Wirthin in kurzweiliger Unterhaltung mit einem jungen, wohlgenährten Mönche, den sie mit Schinken, Wein und andern Leckereien noch mehr zu nähren und zu stärken bemüht zu seyn schien. Hick that aber, als ob er nichts bemerke, trank sein Bier und streichelte seinen Raben, um ihn kirre zu machen.

Auf einmal fuhr die Wirthin hastig auf, steckte die Weinflasche in's Bette, den Schinken und die andern Eßwaaren unter eine Kiste und den Mönch unter die Treppe, denn sie sah ihren Mann — nach Hause kommen, und empfing den Eintretenden freundlich und zärtlich. Diesem mochte ein solcher Empfang weniger als das erhitzte und verlegene Gesicht seiner lieben Hausfrau auffallen, worüber er eine bedenkliche Miene machte und ihr kopfschüttelnd nachblickte.

Nach einigen Minuten wandte sich die Aufmerksamkeit des Wirthes auf den Biergast und er fragte ihn, was er da für ein Thier habe? In diesem Augenblicke kam dem listigen Hick der Gedanke, das Thier für ei-

nen Wahrsager auszugeben. Das Wort wirkte auf den Wirth wie ein Zauberschlag, denn er sah hastig nach der Thüre, wodurch seine Frau fortgegangen war, und rieb sich die Stirn. Laß ihn doch, verlangte er darauf von Hick, etwas wahrsagen. Dieser war dazu willig, jedoch nur gegen Bezahlung. Zu dieser ließ sich der Wirth nicht nöthigen und zahlte eine halbe Krone. Hick steckte sie ein, gab dann dem Raben heimlich einen Knipp, daß er mit lauter Stimme sein Quak, Quak schrie. Neugierig fragte der Wirth, was der Vogel gewahrsagt habe. Daß, entgegnete Hick, in dem Bette in der Nebenstube eine Flasche Wein stecke. Schnell eilte der Wirth hin, suchte und fand richtig die Flasche, aber zur Hälfte leer. Da wurde sein Gesicht glühender und heftiger rieb er die Stirn, denn er bekam — Ahnungen. Höre, Männchen, wandte er sich wieder zu Hick, dein Vogel muß mehr wahrsagen. Das, war des Listigen Antwort, kann er wol; aber je mehr er spricht, desto schwerer wird es ihm, und darnach müßt ihr auch zahlen. Flugs holte der Wirth noch eine halbe Krone, aber der Rabe schwieg, bis er zwei Kronen vor sich liegen sah, und nun ließ er wieder, von Hick auf eine empfindliche Weise dazu veranlaßt, sein Quak, Quak hören. Als der Wirth nach dem Inhalte der neuen Wahrsagung fragte, erhielt er die Auskunft, daß unter der Kiste ein Schinken stecke. Hinlaufen, die Schinkenreste finden und sich fluchend die Stirn reiben war bei dem Wirth fast der Inhalt eines Augenblickes.

Je mehr der Vogel weissagte, desto interessanter

wurden seine Sprüche und deste mehr wollte der Wirth wissen; aber Hick vertröstete ihn bis — morgen, damit der Vogel sich erholen möchte. Gleich, gleich, rief der Wirth mit fast heiserer Stimme, muß er noch einmal wahrsagen, ich bezahle was ihr wollt. Das kommt nicht mehr auf mich an, sondern auf den Vogel; versucht's mit ihm, erwiederte Hick. Rasch legte der geängstete Wirth zwei, drei, vier, endlich fünf Kronen vor ihn hin, aber der schwarze Wahrsager — blieb stumm. Murmelnd ging der Wirth zum Schranke und holte noch ein Goldstück, das er zu den Kronen legte, und nun erst ertönte das verhängnißvolle Quak, Quak zum dritten Male. Die Deutung desselben konnte der Wirth kaum erwarten, und sie lautete: Unter der Treppe steckt ein Mönch! Wüthend stürzte der Wirth hinaus, holte den Mönch hervor und erklärte ihm das sechste Gebot so verständlich, daß er es gewiß auf lange Zeit nicht wird vergessen haben.

Hick zahlte nun für sein Bier und wollte seinen Weg fortsetzen. Als dieß der Wirth bemerkte, verlangte er den Vogel zu kaufen. Hick benutzte die Eifersucht des Wirthes und ließ ihm sein Rabenvieh nicht eher, als bis er dafür sechs Goldstücke erhalten hatte. Diese strich er mit heimlicher Lust ein und eilte — aus Cöln.

Als nun Hick mit dem vielen Gold und Silber daheim ankam und es wissen ließ, wie reich er geworden sey, suchten es die Liederhäusner von ihm zu erfahren, wie er das angefangen habe. All das Geld, berichtete der schadenfrohe Hick, hab' ich für die Kuhhaut bekommen. Kaum hatten dieß die Leutchen gehört, als

sie alle sogleich ihre halbverhungerten Kühe schlachteten und mit ihren Häuten gen Cöln wanderten, dort aber dafür eben so wenig erhielten, als Hick bekommen hatte. So einfältig sie auch immer waren, merkten sie doch, daß Hick sie gefoppt und so um ihre Kühe gebracht habe, und dafür beschlossen sie ihn, als die alleinige Ursache ihres Schimpfes und Verlustes, zu tödten. Um nun nicht im eigentlichen Sinne Blut zu vergießen, waren sie nach langen Berathungen zu dem Entschlusse gekommen, ihn in eine große Tonne zu stecken und in den Rhein zu wälzen. Das geschah; man überfiel den armen Hick, als er eben mit seinen Kindern vergnügt frühstückte, und spündete ihn, trotz seines kräftigen Widerstrebens, in eine Tonne und rollte sie unter wildem Jubel an das Ufer des Stromes. Hier fanden sie ein Wirthshaus nahe der Landstraße, und da wollten sie sich noch einmal Kraft und Muth zu ihrer Racheexpedition trinken. Die Tonne ließen sie vor der Thüre unbewacht stehen. Der Zufall führte einen Schäfer mit seiner Heerde in die Nähe. Hick hörte es und fing nun in der Tonne an zu singen:

Ich soll in Cöln Bischof seyn
und habe keine Lust!

He, Freund in der Tonne, rief ihm der Schäfer zu, ist das wahr, was ihr da singt? Hick bejahete es. Dem Schäfer schien es ganz unmöglich, daß Jemand eine so hohe Würde nicht annehmen wolle, und er fragte noch einmal. Hick, dem eine Hoffnung aufging, versicherte es noch ernstlicher als das erstemal und schlug dem Hirten vor, mit ihm zu tauschen. Dieser sah jenseit

des Rheins das prächtige Cöln, über das er Herr werden konnte, und — nahm den Tausch an. Rasch schlug er den Boden der Tonne auf, kroch hinein, Hick spündete sie wieder zu und — trieb mit der Heerde Schafe nach Hause.

Bald nachher kamen die Lieberhäusner lärmend und schreiend aus dem Wirthshause und wälzten die Tonne, nicht achtend auf das Jammern des Eingesperrten, in den Rhein und kehrten dann, als ob sie ihre Sache recht wohl ausgerichtet hätten, zurück nach Lieberhausen. Aber wie versteinert standen sie, als ihnen hier Hick mit einer schönen Schafheerde begegnete, die er auf die Weide trieb! Nach einiger Zeit löſ'te sich ihr Staunen in Neugierde auf, zu wissen, wie er am Leben geblieben und zu dieser herrlichen Heerde gekommen sey. Ganz zutherzig berichtete Hick, daß er sie im Rheine gefunden habe. Plötzlich vergaßen sie allen Groll und baten Hick, ihnen auch zu solchen Heerden zu verhelfen. Recht gern will ich das thun, erwiederte der Listige, ob ihr es gleich nicht um mich verdient habt.

Ganz Lieberhausen wallfahrte abermals zum Rhein, und Hick mit seinen Schafen voran, der unterwegs wenig sprach und sehr geheimnißvoll that. Geduld, paßt nur auf, wenn's Zeit ist! war das Einzige, was er ihnen einige Mal zurief, um sie zur Ruhe zu bringen. Jetzt kamen sie an den Rhein und Hick trieb seine Heerde so nahe an's Ufer, daß sie sich im Wasser abspiegelten. Als nun die Lieberhäusner die Menge Schafe im Flusse sahen, drängten sie in Hick, ihnen

nun zu ſagen, was ſie zu thun hätten, um dieſe Thiere zu bekommen.

Nun ſo gebt Acht, begann dieſer mit ernſter Miene, Einer von euch ſpringt voran und taucht unter, um zu ſehen, wo die Schafe ſind; hat er ſie gefunden, ſo ſtreckt er zum Zeichen beide Arme in die Höhe, und wer nun Luſt hat, Schafe zu bekommen, ſpringt nach. Dieſe Weiſung ſchien den Leuten verſtändlich zu ſein, und es kam nun nur noch darauf an, wer voran ſpringen ſollte; doch der Gedanke, der Erſte bekomme die beſten, bewog bald Einen, voranzuſpringen. Da er nicht ſchwimmen konnte, ſank er unter, kam aber bald wieder an die Oberfläche und hob nun vor Angſt beide Hände nach Hülfe in die Höhe. Jubelnd ſahen die Liebenhäusner das verabredete Zeichen und ſtürzten ſich drängend und ſtoßend, weil Niemand der Letzte ſein wollte, alle in den Rhein und — ertranken. Hick aber trieb ſeine Heerde wieder nach Hauſe.

67.

Hans Bleihans Säule

in

Bunzlau.

Diese historische Sage fällt ungefähr ums Jahr 1217.

Am Grkditzberg bei Bunzlau hauste
vor Zeiten eine Räuberschaar,
die mit dem Dolch und mit der Fackel
der ganzen Gegend Schrecken war.
Sie raubten, sie brannten und mordeten viel,
entmenschet verlachten sie Menschengefühl.

Drob wurden sie gar übermüthig
und schmiedeten den tück'schen Plan,
Bunzlau, das feste, selbst zu plündern,
weil's ihnen Widerstand gethan;
doch nicht mit Gewalt, die unmöglich hier ist,
es konnte nur gelten betrügliche List.

Wol zwanzig Wagen sie beladen
mit Korn und Früchten mancherlei

und bargen drunter viel der Waffen;
  ſie ſelber gingen nebenbei
in ſchlichtem und ärmlichem Bauergewand,
daß Niemand an ihnen Verdächtiges fand.

Und außer ihren Wagenführern
  noch, mannichfach verkleidet, ſich
ein and'rer Haufe kecker Räuber
  hinein zu allen Thoren ſchlich,
bis endlich durch ſechzig und mehrere Mann
ihr Wagſtück den Schein zu gelingen gewann.

Vom Kauf der Waare, die ſie brachten,
  ward Jedermann gleich abgeſchreckt,
weil ſie zu hoch die Preiſe ſtellten,
  daß man die Waffen nicht entdeckt'!
In Herbergen führen die Karren ſie ein
und ſcheinen ſelbſt unwirſch und müde zu ſeyn.

Die guten Bürger Bunzlau's ſchliefen
  nach Tageslaſt in ſüßer Ruh
und träumten ſich in bunten Bildern
  der Zukunft beſſ'ren Zeiten zu,
und fürchtet nicht Einer Verrath und Betrug,
bis endlich die Stunde der Mitternacht ſchlug.

Da brach mit Haſt aus ſeinen Winkeln
  die ganze Räuberſchaar hervor.
Sie plünderten der Reichen Häuſer,
  ermordeten die Wach' am Thor

und wüthen, des Geldes und Raubes nicht satt
wie Rasende durch die geängstete Stadt.

Denn Niemand weiß, wieder die Räuber,
und Niemand, wieviel ihrer sind. —
Von Schreck betäubt kann Niemand fliehen,
um Vaterhülfe schreit das Kind,
es jammern die Dirnen und Frauen und schrei'n
nach Männern, um ihnen Beschützer zu seyn.

Inmitten des Tumultes rufet
Hans Bleihan, welcher Stadtvoigt war,
den Bürgern zu, sich flugs zu sammeln
um ihn in wohlbewehrter Schaar;
und schnell, wie das Blitzen der Wolke entfährt,
versammeln um ihn sich die Bürger bewehrt.

Rasch sendet Bleihan tücht'ge Kämpen
zu allen Thoren, damit nicht
die Brut entrinne ihren Händen,
zu halten über sie Gericht.
Er selbsten bekämpft mit den Andern die Schaar,
die immer im Raube begriffen noch war.

Doch, als den Widerstand sie fühlen,
denkt Keiner mehr an Raub und Gut,
denn er muß seiner Haut sich wehren,
es gilt seine Freiheit, gilt sein Blut.
Dahin ist des Raubes erwartetes Glück,
die Bande zieht sich zu den Thoren zurück!

Doch hier an den verſchloſſnen Thoren
begrüßte ſie die Bürgerwach'
mit voller Wehr und rächte zornig
die ihnen zugefügte Schmach.
Nur Zwölfe führet man als Gefangene ein.
die Uebrigen alle erſchlagen ſchon fern.

Die guten Bürger Bunzlau's jauchzen
nun ihrem wackern Volgte Dank.
daß ihm mit Gott aus Räuberhänden
die Rettung ihrer Stadt gelang!
Er hat alle Räuber zum Falle gebracht!
So tönte der Jubel der Bürger mit Macht.

Doch auch zum ſpätern Angedenken
wird eine Säule aufgericht't,
um die, gar künſtlich ausgehauen,
ſich eine Lorbeerkrone flicht,
und oben drauf ein vergoldeter Hahn
von Blei, daß er deute den Namen wol an.

67.

Die Teufelsmauer

bei

Lieberose.

Der Besitzer des Kruges (wie man in vielen Gegenden Preußens eine gewöhnliche Schenkwirthschaft nennt) in Gosaz, einem Dorfe unweit des Städtchens Lieberose im Lübbner Kreise des Frankfurter Regierungsbezirks, machte mit dem Teufel ein Bündniß, indem der letztere versprach, um des Wirths Weinberg und Acker eine Mauer aufzuführen, dessen Hofraum zu pflastern und zwar Alles in einer Nacht, noch ehe früh der Hahn krähe, zu vollenden. Was er sich dafür von dem Wirthe ausbedungen habe, hat die Sage zu bemerken vergessen. Der Teufel ging rüstig an's Werk und baute um jedes Stück Acker des Schenkgutes eine Mauer und war fertig bis auf den letzten großen Stein, den er noch im Hofe zu setzen hatte, als — der Hahn krähte. Wüthend darüber, schleuderte er diesen mehr als 15 Centner schweren Stein über den Thorweg und ließ ihn liegen. Die Spuren dieses

Ereignisses sind noch jetzt zu sehen. Um den Weinberg ist eine Mauer von kleinen und auch ungeheuer großen Feld- und Bruchsteinen, zwischen denen der Kalk längst verwittert ist; dennoch liegen sie fest auf einander, weil sie nach dem Gesetze der natürlichen Schwere so künstlich zusammengefügt sind, daß mehr als menschliche Macht dazu erforderlich gewesen zu seyn scheint. Der Stein, in den des Teufels Kralle fünf Löcher eingedrückt hat, war, wenigstens bis vor wenig Jahren, noch als Wahrzeichen zu sehen.

68.

Das Galgenhaus

in

Berlin.

So wird das Haus Nr. 10. in der Brüderstraße Berlins genannt. Es ist an demselben ein Loch, mit einem eisernen Gitter versehen, das als Kellerloch be-

nutzt wird, ein Wahrzeichen eines traurigen Ereignisses.

Unter der Regierung König Friedrich Wilhelm's des Ersten nahmen die Hausdiebstähle in Berlin so überhand, daß alle polizeiliche Maßregeln zu ihrer Verhütung nichts helfen wollten. Darüber ward der König so zornig, daß er den Befehl gab, Jeden, der als Hausdieb entdeckt würde, sofort und ohne lange weitere Untersuchungen vor dem Hause, in dem er gestohlen, an einem dazu aufgerichteten Galgen, der aus einem hölzernen Schandpfahle mit einem Arme bestand, aufzuhängen. Der Befehl war leider kaum bekannt gemacht, als in dem Hause eines Ministers ein silberner Löffel, auf den der Minister selbst großen Werth legte, vermißt wurde. Darüber erhob sich unter der zahlreichen Dienerschaft ein großer Aufruhr, indem Jedes den Verdacht, der zum Galgen führen konnte, von sich abzulehnen suchte. Endlich fiel er auf ein Hausmädchen, erst vor kurzer Zeit hier in Dienst getreten. Sie war die Geliebte eines Soldaten, um den sie von den übrigen weiblichen Dienstboten beneidet wurde! Der Verdacht wurde zur Anklage, von der sie sich in ihrer Einfalt und Befangenheit selbst nicht reinigen konnte und arm und unbekannt auch keinen andern Vertheidiger fand. Dem Minister war es höchst unangenehm, vor seinem Hause einen Galgen errichtet und das Mädchen hängen zu sehen, aber dennoch wagte er es nicht, dem strengen Befehle seines Königs entgegen zu handeln. Das unglückliche Mädchen wurde gehängt und die Brüderstraße vermochte nicht die Menschen zu fassen,

welche die Neugierde, dieß neue Trauerspiel zu sehen, herzugeführet hatte. Ein Jahr war bereits seit der Hinrichtung vergangen, und noch immer standen die Menschen gruppenweise dem Hause gegenüber und erzählten sich von der rührenden Hinrichtung des schönen Dienstmädchens. Das machte dem Minister seine zeitherige Wohnung höchst unangenehm, aber sie wurde ihm ganz zuwider, als ein Zufall die Unschuld des Mädchens und den wahren Dieb an den Tag brachte, und dieser war eine — zahme Ziege, welche jetzt den weggetragenen Löffel wieder zum Vorschein brachte. Nun ward das Haus von Neugierigen belagert und fast erstürmt, die nun die Ziege, den Löffel und den Ort sehen wollten, wo ihn jene versteckt gehalten habe. Der Minister bot das Haus zum Verkauf aus, aber Niemand wollte das Galgenhaus, wie man es nun nannte, in Besitz nehmen. Als die Geschichte mit der Ziege zu der Kenntniß des Königs gekommen war, hob er gleich das strenge Gesetz wegen der Hausdiebe auf und ließ durch den Magistrat das Haus ankaufen, das auch bis heute den widerlichen Namen behalten hat. In dem obenerwähnten Loche soll der Galgen gestanden haben.

69.

Heinrich Naugraf von Schmittburg, und Entstehung des Klosters Fürstenfeld

am

Rhein.

Die stattlichen Ruinen der Schmittburg sind noch jetzt in dem reizenden Thale des Flusses Nahe unweit Kirn am Niederrhein zu sehen. Hier herrschte einst ein mächtiges Grafengeschlecht. Die Zeit des hier erzählten geschichtlichen Ereignisses ist das Jahr 1256.

Dem strengen Pfalzgraf Ludewig
Maria war vermählt,
die an dem väterlichen Hof',
wie uns die Sag' erzählt,
harmlos der Fröhlichkeit gelebt;
um ihre zarte Jugend schwebt'
die Schönheit mit dem Blüthenkranze,
die Anmuth in dem Fürstenkranze.

Wenn menſchliche Gerechtigkeit
  ſich allzuſtrenge zeigt,
wird Unrecht ſie, indem ſie ſich
  dann gern zur Härte neigt.
Gerecht war Pfalzgraf Ludwig gern,
doch ließ er den geſtrengen Herrn
  dabei oft mehr als rühmlich walten,
  wußt' nicht im Zorne Maß zu halten!

Doch liebte ihn ſein Eh'gemahl,
  hoch achtete ſie ihn,
wenn auch an ſeiner Seite ihr
  nur wenig Freuden blüh'n.
Auch er erkennt Maria's Werth,
die er aufrichtig liebt und ehrt,
  es war ihm nur die Kunſt nicht eigen,
  ſich zart und angenehm zu zeigen!

Des Weibes unverdorbner Sinn
  will nicht das Recht allein,
das Schöne und das Zarte ſoll
  damit verbunden ſeyn!
Sie will den Ernſt gemildert ſeh'n,
will hören auf ihr Reue Fleh'n;
  wo frei des Weibes Kräfte walten,
  ſoll ſchön das Leben ſich geſtalten!

An Ludwig des Geſtrengen Hof
  hat ſich zu jener Zeit
der junge Heinrich ſeinem Dienſt

mit Lieb' und Luſt geweiht.
Raugraf von Schmittburg nannt' er ſich,
an Tugend reich und minniglich
in ſeinem Thun und ſeinen Sitten,
war er bei Allen wohl gelitten.

Sein ſeiner Geiſt bemerkte bald
der Gräfin hohen Sinn
für's Schöne und für Fröhlichkeit
und trachtet nun dahin,
wie er die Gräfin oft erfreu'
mit Sang und Spiel, ſo ſchön als neu,
wie es die Meiſterſänger lehrten,
daß ihre Tage heit'rer werden!

Maria nahm es gütig auf
und achtete den Mann,
der ſo mit männlichwack'rem Sinn
auf ihre Freuden ſann!
Sie ward ihm Freundin, er ihr Freund,
Gemüther gleicher Sinn vereint;
jedoch, wo Sitt' und Tugend walten,
wird Alles ſich in Ehren halten.

Doch daran zweifelt gern der Neid,
der hämiſch ſchielt und lügt,
bis Andre er, unglücklich ſelbſt,
auch um ihr Glück betrügt!
So ſchlich er ſich auch hier hervor
und brachte bald zu Ludwigs Ohr

von seiner Gattin falsche Kunde
mit frech verleumderischem Munde.

Er staunet, doch, da er sie liebt,
fällt's ihm zu glauben schwer;
er stellt, damit er sicher geh',
Belauscher um sie her;
selbst seine Schwesterkönigin
erforschet schlau der Schwäh'rin Sinn:
doch nirgends ist 'was zu entdecken,
was ihre Ehre kann beflecken.

Ohn' Unrecht giebt es keinen Zorn, —
doch kälter ward das Herz
und kürzer seiner Rede Wort
und nagender der Schmerz,
den Argwohn in die Brust ihm warf;
erzürnt, daß er nicht zürnen darf —
wünscht er zugleich, daß sich als Lüge
erweise ihrer Kläger Rüge.

Je mehr Maria's Eh'gemahl
von ihr sich ferne hält,
sehnt sie sich desto inniger
nach dem, was ihr gefällt.
Ein volles Herz spricht gern sich aus,
und — weicht der Friede aus dem Haus:
so sucht man draußen ihn zu finden,
sich gleichen Seelen zu verbinden.

Drum ſchloß ſie ſich nun inniger
an Raugraf Schmittburg an,
jedoch in aller Zucht und Ehr',
wie es die Freundſchaft kann.
Sein zartes Lied, ſein heit'res Wort
ſcheucht ihre düſtern Tage fort,
weiß ihren frohen Sinn zu nähren,
ſie kann den Raugraf nicht entbehren.

Nach Spanheim hatte dieſen einſt
Ludwig, ſein Fürſt, geſandt,
der oft als Boten ihn gebraucht',
weil er klug und gewandt,
dabei auch ein gerechter Mann,
was Ludwig ſelbſt nicht läugnen kann.
Doch früher noch Maria reiſ'te
nach Donauwerth mit banzem Geiſte.

Graf Ludwig heim in Stahleck blieb,
und ſchaut' in Einſamkeit
hinaus in's freie Feld, und ſah
den Boten nicht mehr weit,
von Donauwerth; entgegen ſprang
ihm Ludwig ſchnell, nahm in Empfang
mit einem unglückſel'gen Treiben
des Boten Taſche mit dem Schreiben.

Denn er erwartet einen Brief
von ſeinem Eh'gemahl,
der er bei ihrem Abſchied noch

zu schreiben oft empfahl.
Die Tasche öffnet er geschwind,
darinnen viele Briefe sind;
der erste ist, er liest's mit Beben,
an — Raugraf Heinrich abzugeben!

An Heinrich? ruft Ludwig erstarrt,
was schreibt sie wol an ihn?
Sein Aug' ist starr, die Lippe bebt,
zornroth die Wangen glüh'n.
Er liest: «Mich tödtet Einsamkeit,
verkürzet Ihr mir doch die Zeit;
bei Euch nur schwinden die Beschwerden,
kann froh ich meines Lebens werden.»

* * *

«Ha, Tod und Hölle, wer gab dir den Brief?
Verruchter Bube, gestehe!»
schreit Ludwig donnernd dem Boten in's Ohr.
Der — bringt vor Angst keine Silbe hervor
und fürchtet des Schrecklichen Nähe.

«Pfalzgräfin Maria hat mich gesandt.
Und hab' ich schon mehre Schreiben,
die ihre Kammermägde gebracht,
dem Raugraf Heinrich übermacht,
belohnt für mein Eilen und Treiben.»

«Auch ich bezahle dem Boten den Lohn» —
schrie Ludwig und — stieß ihn nieder,

ſchwäng ſich dann auf ſein geſchwindeſtes Roß
und trieb es wüthend nach Donauwerths Schloß; —
dort brachen ihm kraftlos die Glieder.

Den Henker rufte er donnernd herbei;
ſchnell war der Rothrock zur Stelle.
»Geh', Henker, hinauf in's Frauengemach,
dort ſühne mit Blut die gräßlichſte Schmach,
bereite dort Qualen der Hölle!

Und ſtürze die Kammermägde ſogleich
von hoher Zinn' in die Tiefe,
daß ihr Geſchrei in die Ohren dir gell'
und ihr Gebein an den Felſen zerſchell',
ihr Blut ihnen dampfend entrieſe!«

Und es geſchahe das blutige Werk.
Da eilen Räth' und Geſinde
zu ſänftigen Ludwigs gräßliche Wuth;
ſie reden ſo herzlich, ſprechen ſo gut,
daß er Maß im Zorne doch finde!

»Zurück, ich übe gerechtes Gericht,
man hat mich ſchändlich verrathen!«
rief ihnen zu mit gewaltigem Ton
der Pfalzgraf, »es wird kein anderer Lohn
für ihre ſchwarzbübiſchen Thaten!«

Drauf raſ't er in der Gräfin Gemach
mit dem geöffneten Schreiben.

hielt es der Erschrockenen vor das Gesicht:
»Ihr schriebt diesen Brief, er bringt an das Licht
nun Euer entehrendes Treiben!

Ihr wußtet Eure Buhlschaft gar fein
scheinbar mit Achtung zu decken!
Ihr brach't die Eh'! das verdienet den Tod,
bereitet Euch vor!« Dem Henker gebot
er knirschend, den Spruch zu vollstrecken!

Da erhob Maria sich mit Stolz
auf ihr schuldloses Gewissen,
wies ernstlich die falschen Klagen zurück;
doch Ludwig vermied der Sprechenden Blick
und stampfte vor Wuth mit den Füßen!

Er ruft dem zaudernden Henker zu,
es preßt die Wuth ihm den Odem,
sein Amt zu thun! — Und es blitzet das Schwert,
den zarten Nacken es zischend durchfährt,
ihr Haupt — es rollt blutig am Boden!

* * *

»Ich sterbe schuldlos!« war Maria's letztes Wort,
das tönte schrecklich bald in Ludwigs Ohr!
Er fühlte tief, wie schwer durch seinen wilden Zorn
er sündigte, und welch' ein Gut verlor!
Die Reue quälte ihn mit allen ihren Schrecken,
doch konnte das — nicht Todte auferwecken!

Nach langen Jahren kommt zur Nacht ein düst'rer Mönch
auf's Donauwerther Schloß, verzehrt von Gram,
und bittet, daß man, wo Marien's Leichnam ruht,
ihn beten lasse! Als der Morgen kam,
ihn betend todt die Wächter vor dem Sarge fanden,
und in ihm — Raugraf Heinrich sie erkannten!

Daß Maria von Brabant, Gemahlin des Pfalzgrafen am Rhein, Ludwig des Strengen, von diesem unschuldiger Weise hingerichtet wurde, soll ein falsch adressirter Brief veranlaßt haben. Die blutige That war kaum geschehen, als auch ihre Unschuld schon bekannt wurde. Das machte einen so gewaltigen Eindruck auf Ludwig, daß ihm in Einer Nacht die Haare grau wurden und er, nach den religiösen Begriffen jener Zeit, zur Sühne das Kloster Fürstenfeld baute.

70.

Das gealterte Brautpaar

in

Tilleda,

einem Pfarrdorfe bei Sangerhausen in Thüringen. Hier wohnte in der Sagenvorzeit ein armer, aber frommer Tagelöhner, welcher eine einzige und schöne Tochter hatte, die mit einem eben so armen, aber fleißigen und geschickten Handwerker verlobt war. Sie hatten gemeinschaftlich den Tag der Hochzeit bestimmt und dazu ihre Freunde und Nachbarn als Gäste eingeladen, aber nicht daran gedacht, daß sie nur einen Topf, eine Schüssel und zwei Teller hatten. «Was fangen wir an?» fragte die Braut, «von wem sollen wir das nöthige Koch- und Tischgeräthe leihen?» Da wußte Niemand Rath, denn die Dorfnachbarn waren fast eben so arm als die Hochzeitgeber! Endlich gab der Vater halb im Ernste, halb im Scherze seiner Tochter die Weisung, auf den Kyffhäuser (Berg) zu gehen und zu sehen, ob wol die Prinzessin (die wie eine Fee darin wohnte) ihr alles Nöthige leihe.

Das Brautpaar, durch die große Verlegenheit gedrängt, ging wirklich hin und fand auch die Prin-

zessin vor der Oeffnung des Berges. Sie nahen sich ihr mit vielen Verbeugungen und ängstlichem Gemüthe und tragen mit schüchternem Blicke und fast stotternder Rede ihre Wünsche vor. Die kaiserliche Prinzessin lächelt und winkt mit der Hand ihr zu folgen. Das thun sie mit Freuden und erhalten von der Prinzessin zu essen und zu trinken, und nachdem sie gesättiget sind, überreicht sie ihnen einen großen Korb voll Schüsseln, Teller, Löffel und allem Andern, was zu Deckung einer hochzeitlichen Tafel nöthig ist. Die Brautleute dankten der kaiserlichen Prinzessin schönstens und versprachen morgen nach der Hochzeit Alles wohlerhalten wieder zu überliefern, auch etwas Reisbrei und Hochzeitkuchen mitzubringen. Nun eilten sie nach Hause, so schnell sie konnten, denn der Korb war ungewöhnlich schwer, um ihrem guten Vater zu erzählen, wie glücklich sie gewesen und ihre Sorge um das Hochzeitgeschirre gehoben sey. Aber wie staunten sie, als sie ein ganz neues Tilleda fanden. Sie suchten ihres Vaters Hütte und sahen statt derselben ein großes Bauergut; sie glaubten sich an einen fremden Ort verirrt zu haben, denn kein Haus, kein Garten, kein Baum und Nichts war so, wie sie es verlassen hatten. Auch sahen sie überall fremde, ihnen ganz unbekannte Menschen, die sich mit einer Neugierde um sie sammelten, als ob sie aus einer andern Welt kämen. Nicht wenig verlegen und ermüdet setzten sie ihren Korb an die Erde und wußten nicht, was sie anfangen sollten. Sie fragten nach dem Namen des Dorfes und man nannte es ihnen Tilleda. Dann fragten sie nach ihren

Eltern — da sahen die Leute einander staunend an, und Einige versicherten, daß sie diese nicht kennten. Der durch die Erscheinung der Brautleute entstandene Auflauf führte endlich auch den Ortspfarrer herbei, und diesem erzählten sie auf seine freundliche Frage, daß sie gestern auf den Kyffhäuser gegangen wären, um sich bei der kaiserlichen Prinzessin das Tischgeschirre zu ihrer Hochzeit zu leihen, was sie auch erhalten hätten und hier im Korbe mitbrächten. Auf diese Aussage nahm der Pfarrer sie mit in seine Wohnung, schlug in den alten Kirchenbüchern nach und fand darin angemerkt, daß vor 200 Jahren ein armes Brautpaar am Morgen vor seiner Hochzeit auf den Kyffhäuser gegangen und nicht wieder zurückgekehrt sey. Starr vor Entsetzen sah nun das Brautpaar ein, daß es 200 Jahre in dem verzauberten Berge zugebracht habe.

71.

Der Teufelsberg

bei

Saarmund,

einem Städtchen nicht weit von Potsdam. Auf diesem Berge befindet sich ein See, von dem erzählt die Sage Folgendes: Ein Fürst des Landes stritt mit dem Teufel um eine kleine Strecke Boden. Nach langem Hin- und Herzeren wollte endlich der Fürst ihm das streitige Stückchen Land überlassen, wenn er auf der Höhe des Berges, dicht am See, in einer Nacht bis zum ersten Hahnenschrei ein Schloß baue. Das war der Teufel zufrieden; aber der kluge und fromme Fürst wußte ihn in seinem Unternehmen so zu stören, daß er damit vor Tages Anbruch nicht fertig wurde. Vor Wuth, sich überlistet zu sehen, stieß der Teufel das Gebäude in den See, worin es bis heute liegt. Bei hellem Wetter wollen Manche noch die Balken, Säulen und andere Theile des Schlosses im Wasser erkennen.

72.

Die heilige Hedwig und Begründung des Klosters Trebnitz

in

Schlesien.

Diese Sage fällt in die Jahre 1201—1238, wo Heinrich I. Herzog in Schlesien war. Das Kloster in Trebnitz, einer Stadt im Breslauer Regierungsbezirk, ist aufgehoben, aber in einer Kapelle der schönen Kirche noch das schwarzmarmorne Grabmal der heiligen Hedwig zu sehen.

Gerecht und gut regierte in den fetten
und wald'gen Gau'n und riesigen Gebirgen
des wunderreichen Schlesiens ein Fürst,
des Name ewig unvergessen bleibt;
ein Heinrich war's, der Erste, mit dem Barte,
der seine Lust nur an dem Glück des Volkes
und sein Verdienst in dessen Freuden fand!
Und mit ihm theilt des Herrschens schweres Amt
Hedwig, die zarte, fromme Herzogin,
die dankbar spät're Zeit versetzet in
die Zahl der Heiligen, und Schlesien
als seine Schutzpatronin gläubig ehrt.

Um ſich der bangen Sorgen zu entſchlagen,
zu ſtärken ſich für neue, ſchwere Pflicht,
pflegt Heinrich auf den Höh'n zu jagen,
bis weicht der Abendſonne letztes Licht.
So hat er jagend einſtmals ſich verirrt
von ſeinem Troß, und tiefe, ſchwarze Nacht
lag auf dem Wald, der ſcheue Uhu ſchwirrt'
nach Raub, der Kobolde und Elfen Macht
erhob ſich neckend, und — dem Eiſenfuß
des treuen Roſſes ſchwand der feſte Boden,
es ſtürzte, wie das Wild gefällt vom Schuß,
in tiefen Sumpf — es ſchnauft nach Odem
und ſucht das trockne Ufer zu gewinnen.
Jedoch umſonſt, der Sumpf iſt groß,
ſein Schlamm und Waſſer bodenlos,
es iſt hier kein Entrinnen!
Das ſieht der Herzog, und ſein Angſtgebet
zu Gott um Hülfe und Erhaltung fleht!
Er wird erhört! In eines Köhlers Tracht
iſt ihm des Herren Engel bald erſchienen,
um mit der ihm verlieh'nen Macht
dem gläubig Betenden zu dienen.
Er reicht dem Herzog einen ſtarken Aſt,
den größten wol im ganzen Walde,
daß er daran ſich kräftig halte,
und dieſer ihn mit beiden Händen faßt:
ſo wird vom Köhler aus den ſumpf'gen Wogen
er an das Land gezogen!
Der Herzog fällt auf ſeine Knie
und dankt dem Himmel, weil er gnädig ſandte

ihm einen Engel, daß er die
Gefahr des Todes von ihm wandte,
und er gelobt, für heil'ge Frauen
ein Kloster nun an diesen Ort zu bauen.

Was er gelobte, hat er treu gehalten;
denn bald erhob das neue Kloster sich
wol groß und schön, mit Gütern reich begabt,
und Heinrich sah's mit Lust, und pflegte gern
dabei zu weilen, sich des Werks zu freu'n.
Die Nonnen zogen ein und wohnten gern
in diesem neuen, Gott geweihten Hause,
und Heinrich fragt, ob sie noch 'was verlangen
zu ihrem Unterhalt und frommer Pflicht?
«Herr, wir bedürfen nichts», entgegnen sie,
und weil sie das auf polnisch ausgesprochen,
wo Trebnitz ihrer Antwort Sinn bedeutet,
ist dieses Wort des Klosters Name worden.

75.

Das Kellermännchen

Lützen.

In Lützen, einer kleinen Stadt zwischen Weißenfels und Leipzig, ließ sich 1665 ein kleines Männchen sehen, das aus dem Keller eines Hauses mit einer Gelte voll Wasser kam, dieses vor dem Hause sprengte oder ausgoß und darauf wieder stillschweigend in den Keller zurückkehren wollte. Als dieß die Magd des Hauses sah, erschrak sie heftig und fiel in ihrer Angst auf die Knie und betete; und das Männchen that desgleichen und betete mit der Magd so lange, bis diese aufhörte. Bald nachher kam in der Stadt Feuer aus, das außer andern auch mehrere neuerbaute Häuser in Asche legte, das Haus aber, in dem das Kellermännchen war, verschonte. Später soll das Männchen noch einmal erschienen sein und Wasser gesprengt haben, worauf sich aber etwas Merkwürdiges nicht ereignete.

74.

Das Hünenblut

bei

Egeln.

Die Stadt Egeln am Flusse Bude bei Magdeburg ist sehr alt und auch diese Mährchensage gehört in die frühern Zeiten; von Einigen wird sie auch in die Nähe des Dorfes Westeregeln verlegt.

Die Vorzeit sah ein Riesenvolk,
das man die Hünen nannte
und überall an Rauferei'n
und groben Sitten kannte.

Zu rauben und zu plündern war
ihr tägliches Geschäfte,
mit Keul' und Steinwurf übten sie
die ungemess'nen Kräfte.

Sie lebten in dem Glauben fest,
's sey ihnen Alles möglich,
und machten sich der Menschenwelt
dadurch ganz unerträglich.

Jedoch auch oftmals mußten sie
wol fühlbar g'nug empfinden
die Folgen ihrer Plackerei'n,
die Strafe ihrer Sünden!

Die Sage hat aus alter Zeit
ein Beispiel uns erhalten,
wie selbst auch über's Hünenvolk
des Schicksals Mächte walten!

Rechts an der Elbe stritten sich
zwei ungeschlachte Riesen,
warum? — davon die Sage schweigt,
mit Keulen und mit Spießen.

Sie schlugen hin und schlugen her,
es ging auf Tod und Leben,
und Keiner wankte, Keiner wich,
will Keiner Reißaus geben.

Doch endlich ging's, wie überall,
wo Zwei Gezänke treiben,
es wird da über kurz und lang
doch Einer Sieger bleiben!

So mußt' auch in dem Hünenstreit
zur Flucht sich Einer wenden,
indeß der Andre Stein und Baum
nicht säumte nachzusenden.

Der Flüchtige mit einem Schritt
die Elbe hat passiret,
und voller Angst er unbedacht
landeinwärts retiriret.

Und da bleibt er mit einem Fuß
bald an der Spitze hangen
des Thurmes einer alten Burg,
und hat nun angefangen

zu stolpern ein paar tausend Schritt,
und endlich stürzt er nieder
so gräßlich, daß er nimmer fühlt
vor Schmerz die müden Glieder.

Dabei das Allerschlimmste war:
er schlägt mit seiner Nase
bei Westeregeln auf den Fels,
wälzt sich vor Schmerz im Grase;

und ihm entstürzt ein solcher Strom
von Blut aus Nas' und Munde,
daß man als rothes Wasser es
noch schaut bis diese Stunde.

Nur flach vertiefet ist der Grund
bei Ezeln an der Bude,
da sieht man noch den Ueberrest
von jenem — Hünenblute.

Eine andere Sage erzählt, daß ein Rieſe bei dem Dorfe Weſteregeln gewohnt habe und zum Vergnügen über das Dorf weggeſchritten oder geſprungen ſey, dabei aber einmal an der Thurmſpitze die große Zehe ſo geritzt habe, daß das Blut in einem tauſendfüßigen Bogen bis in die Lache geſpritzt ſey, in der ſich dann das nie verſiegende Hünenblut ſammelte.

75.

Der Kartenſtein

bei

Elbing.

In dem Elbinger Gebiete des Danziger Regierungsbezirkes liegt bei dem Bauerhofe Koggenhöfen ein Felsſtück, über 5 Fuß lang und anderthalb Fuß hoch; ſeine Farbe iſt röthlich mit Adern, welche in die Länge und Quere laufen und wie Riemen, mit denen der Stein umſchnürt iſt, ausſehen. Zwiſchen innen ſieht man unförmliche Quadrate, die von der Witterung etwas in den Stein vertieft worden ſind. Davon erzählt die Sage, daß einſt an einem Sonntage während der Predigt Pferdehirten auf dieſem Steine Karten ge-

spielt hätten. Zu diesem sabbathschänderischen Vergnügen habe sich auch der Teufel eingefunden und eine Zeit lang mitgespielt. Es muß aber ein dummer Teufel gewesen seyn, denn er verlor ein Spiel nach dem andern und ward darüber so ärgerlich, daß er die Karten mit Gewalt gegen den Stein warf, wovon die Vertiefungen in demselben entstanden seyn sollen.

76.

Der Buttermilchthurm

in

Marienburg

soll seinen Namen daher haben: Ein Meister des deutschen Ordens verlangte für sich von den Bauern eines nahen Dorfes etwas Buttermilch. Die Bauern spotten des Botens und senden am nächsten Tage in die Burg ein großes Faß voll Buttermilch, von zwei Boten getragen. Diese ließ der erzürnte Deutschmeister so lange in den Thurm sperren, bis sie alle Milch aus dem Fasse aufgezehrt hatten.

Eine andere Sage erzählt: Die Einwohner eines benachbarten Dorfes mußten bis zu dem Platze, wo der Thurm erbaut werden sollte, den Weg mit Mariengroschen belegen und so viel Buttermilch herbeischaffen, als statt des Wassers, zur Bereitung des Kalks, nöthig war.

77.

Die schwarzen Brüder

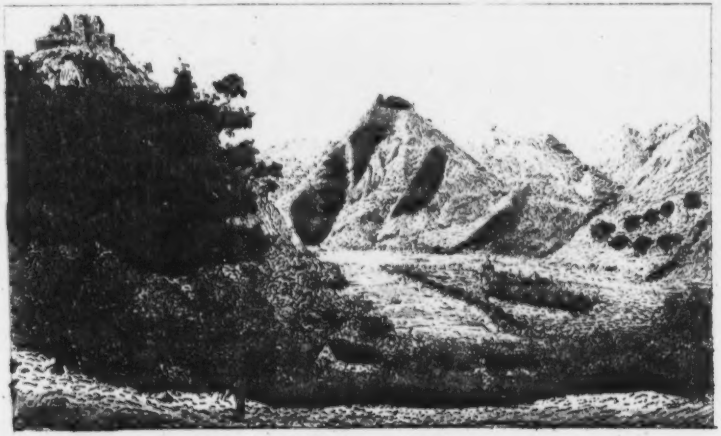
in

Cöln an der Spree.

In Cöln an der Spree lebten einst vier Brüder, die mit seltner Liebe Leid und Freude, Lust und Schmerz des Lebens mit einander theilten. Niemand war im Stande, sie zu verunreinigen, nichts fähig, sie mißtrauisch und einander abgeneigt zu machen. Bei dieser seltnen Erscheinung im Menschenleben konnte der ewige Feind des Friedens nicht gleichgültig bleiben und schwur, diese Brüder mit einander zu verfeinden, und erschien ihnen als ein — schönes, reizendes Mädchen.

Als die Brüder sie erblickten, sprach Keiner ein Wort zu dem Andern, sondern sie folgten schweigend der Dirne bis vor das Thor, wo sie unerwartet aus ihren Augen verschwand. Die Brüder reichten sich zum Abschied die Hände und Jeder ging, das erste Mal in ihrem Leben, allein seinen Weg; denn Jedem — gefiel das schöne Mädchen, Jeder wünschte sie zu besitzen. So schien es denn dem Teufel gelungen zu seyn, die seltne Bruderliebe zu vernichten! Bald nachher erschien er wieder in der liebreizenden Mädchengestalt und bot sich den Brüdern zur dienenden Magd an. Da sie aber versprochen hatten, sich selbst einander bis zum Tode zu dienen, schlugen sie das Anerbieten des verführerischen Dienstmädchens ab, und um in der Zukunft vor ähnlichen Versuchungen sicher zu seyn, beschlossen sie, der reinsten Liebe einen Tempel zu bauen und ihr Leben im Dienste der Kirche zu beschließen. Sie führten ihr frommes Vorhaben aus, und da, wo sonst ihr Haus stand, findet man das Kloster der schwarzen Brüder.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.



Rolandseck

Preußens
Volkssagen,

Mährchen und Legenden,

als

Balladen, Romanzen und Erzählungen,

bearbeitet

von

Widar Ziehnert.

Dritter Band.

Leipzig, 1840.
Verlag von C. B. Pokel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

		Seite
1.	Der Glockenguß zu Breslau	1
2.	Die Damascenerklingen in Solingen	7
3.	Die Männchen in Allenstein	14
4.	Die Kartenspieler in Volberg	19
5.	Die Kapelle auf dem Petersberge	24
6.	Die lachende Braut im Dome zu Naumburg	29
7.	Die Verlobung unter der Erde in Volkenheim	31
8.	Der Edelstein. Legende aus Brandenburgs Vorzeit	34
9.	Der Bischof und die Katze in Merseburg	40
10.	Schäfer, Knecht und Hund am Dome in Magdeburg	42
11.	Burg Rolandseck und Ritter Toggenburg	43
12.	Die Glocke in Großmöringen bei Stendal	52
13.	Das Marienbild am Schlosse in Marienburg	53
14.	Der Edelacker bei Freiburg	55
15.	Das Nachtgesicht in Rathenau	58
16.	Der Schlosser auf Kynsberg in Schlesien	60
17.	Das Kind bei den Schätzen auf Karlsstein	62
18.	Der verzauberte Kaiser im Kyffhäuser	64
19.	Das Brautpaar im Kyffhäuser	66
20.	Das Hummelschloß bei Glatz	70
21.	Die Drachenburg bei Königswinter	73
22.	Der Perückenmacher im Hausberge bei Hirschberg	79
23.	Der magische Ring zu Calbe	80
24.	Die Opfer zu Wesel	82
25.	Der Schloßberg bei Bütow	84
26.	Die Jungfernmühle bei Bütow	87
27.	Die Brabejungfrauen in Westpreußen	89
28.	Die Geister des Zobtenberges in Schlesien	93
29.	Der Pfaffensee bei Erbardorf	96
30.	Das Erdmännchen in Hardenstein	98
31.	Das Ritterschild in der Kirche zu Mittenwalde	100
32.	Die Gründung Kreuznachs	101
33.	Der Schmied auf Christburg	103
34.	Das Mädchen mit dem Doiche an der Moritzburg zu Halle	106
35.	Der Loosberg in Aachen	108
36.	Der Kutschenstein am Falkensteine bei Fischbach	111
37.	Der Mönch zu Heisterbach	114
38.	Das Rathhaus in Erfurt	116

Seite

30. Der böse Hans vor Droßen. 118
40. Die versunkene Orgel zu Bernsdorf. 119
41. Reck von Volmestein. 121
42. Das Kreuz in St. Marien zu Cöln. 124
43. Das Wappen der Schaffgotsche in Schlesien. . . 126
44. Die Windeckswacht. 128
45. Wehrstedt bei Halberstadt. 131
46. Das stille Kind bei Erfurt. 134
47. Froben's Denkmal bei Fehrbellin. 135
48. Der Trunk aus dem Schlegel zu Rheingrafenstein. 137
49. Entstehung des Klosters Steinfeld bei Altenahr. . 140
50. Albertus Magnus in Cöln. 145
51. Das seltsame Gastmahl zu Cöln. 149
52. Der Ritter von Stecklenberg bei Quedlinburg. . 157
53. Corporal Spohn zu Cobienz. 160
54. Die Domburg bei Halberstadt. 162
55. Das Rad im Wappen zu Mainz. 165
56. Die Ruinen der Stolzenburg. 167
57. Die versteinerten Tänzer bei Bergelau. 169
58. Der Raubgraf auf der Rudelsburg bei Naumburg. 170
59. Die beiden Kreuze bei Prerzlau. 176
60. Der Ochsenberg und Bruch bei Ursleben. . . . 178
61. Der Kipphäuser. 180
62. Das Kloster am Gollenberg in Pommern. . . . 195
63. Der Siskateich bei Gnadhaus in Schlesien. . . . 197
64. Der Hautsee in Thüringen. 198
65. Name und Wappen von Kosel. 204
66. Kunigunde vom Kynast. 205
67. Richmeth von der Abdicht in Cöln. 215
68. Die Glocke im Dome zu Aachen. 227
69. Die Haarmacherinnen in Berlin. 230
70. Der warnende Bauer bei Magdeburg. 233
71. Die Jungfrau des Ichtenberges. 235
72. Die Freischützen bei Paderborn. 247
73. Der Prinzessinstuhl bei Fischbach. 251
74. Die Wehmutter in Halle. 251

1.

Der Glockenguß

zu

Breslau *).

War einst ein Glockengießer
zu Breslau in der Stadt,
ein ehrenwerther Meister,
gewandt in Rath und That.

Er hatte schon gegossen
viel Glocken, gelb und weiß,
für Kirchen und Kapellen,
zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
so voll, so hell, so rein:

*) Um eine noch größere Abwechselung nicht nur in Ort und Handlung, sondern auch in die Art der Bearbeitung von Preußens Volkssagen zu bringen, werden von nun an auch immer einige der ausgezeichnetern Bearbeitungen anderer Verfasser mit gegeben werden, und hofft man so dem Werke eine noch größere Theilnahme zu verschaffen.

er goß auch Lieb' und Glauben
mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
die er gegossen hat,
das ist die Sünderglocke
zu Breslau in der Stadt.

Im Magdalenenthurme,
da hängt das Meisterstück,
rief schon manch starres Herze
zu seinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meister
so treu das Werk bedacht!
wie hat er seine Hände
gerühret bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen,
daß Alles fertig war,
die Form ist eingemauert,
die Speise gut und gar;

da ruft er seinen Buben
zur Feuermacht herein:
»Ich lass' auf kurze Weile
beim Kessel dich allein,

will mich mit einem Trunke
noch stärken zu dem Guss,

das giebt der zähen Speise
erst einen vollen Fluß.»

«Doch hüte dich und rühre
den Hahn mir nimmer an:
sonst wär' es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan!»

Der Bube steht am Kessel,
schaut in die Gluth hinein:
das wogt und wallt und wirbelt
und will entfesselt seyn,

und zischt ihm in die Ohren
und zuckt ihm durch den Sinn,
und zieht an allen Fingern
ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen,
er hat ihn umgedreht;
da wird ihm angst und bange,
er weiß nicht, was er thät,

und läuft hinaus zum Meister,
die Schuld ihm zu gesteh'n,
will seine Knie umfassen,
und ihn um Gnade fleh'n.

Doch wie er nur vernommen
des Knaben erstes Wort,

da reißt die kluge Rechte
der jähe Zorn ihm fort.

Er stößt sein scharfes Messer
dem Buben in die Brust,
dann stürzt er nach dem Kessel,
sein selber nicht bewußt.

Vielleicht, daß er noch retten,
den Strom noch hemmen kann: —
doch sieh', der Guß ist fertig,
es fehlt kein Tropfen d'ran.

Da eilt er abzuräumen,
und sieh't, und will's nicht seh'n,
ganz ohne Fleck und Makel
die Glocke vor sich steh'n.

Der Knabe liegt am Boden,
er schaut sein Werk nicht mehr:
ach, Meister, wilder Meister,
du stießest gar zu sehr!

Er stellt sich dem Gerichte,
er klagt sich selber an:
es thut den Richtern wehe
wohl um den wackern Mann.

Doch kann ihn Keiner retten,
denn Blut will wieder Blut;

er hört sein Todesurtel
mit ungebeugtem Muth.

Und als der Tag gekommen,
daß man ihn führt hinaus,
da wird ihm angeboten
der letzte Gnadenschmaus.

«Ich dank' euch,» spricht der Meister,
«Ihr Herren, lieb und werth;
doch eine and're Gnade
mein Herz von euch begehr't.»

«Laßt mich nur einmal hören
der neuen Glocke Klang:
ich hab' sie ja bereitet,
möcht' wissen, ob's gelang!»

Die Bitte ward gewähret,
sie schien den Herr'n gering;
die Glocke ward geläutet,
als er zu Tode ging.

Der Meister hört sie klingen
so voll, so hell, so rein;
die Augen geh'n ihm über,
es muß vor Freude seyn;

und seine Blicke leuchten,
als wären sie verklärt;

er hat in ihrem Klange
wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken
zum Streich voll Zuversicht;
und was der Tod versprochen,
das bricht das Leben nicht.

Das ist der Glocken Krone,
die er gegossen hat,
die Magdalenenglocke
zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
seit jenem Tag geweih't;
weiß nicht, ob's anders worden
in dieser neuen Zeit.

W. Müller.

2.

Die Damascenerklingen

in

Solingen.

Du bist mir ein sehr wack'rer, tüchtiger Gehülfe, den ich werth halte, aber meine Tochter kann ich dir nicht geben. So sprach ernst der Waffenschmied Stadlinger in Solingen (Kreisstadt im Düsseldorfer Regierungsbezirk an der Wipper) zu seinem Gesellen Severin Simmelpuß, der um seine Tochter geworben hatte. Dieser war zwar durch eine so bestimmte Verneinung seines Herzenswunsches betroffen, wagte aber doch zu bemerken, daß er gern noch lange in seiner berühmten Werkstatt arbeiten möchte und, ob er wol mit den Genfer Waffenschmieden umgehe, dennoch nicht kalvinisch gesinnt sey, sondern als ein katholischer Christ leben und sterben wolle. Severins Bemerkungen waren nicht ganz erfolglos; denn Stadlinger sah nachdenkend eine Zeit lang starr vor sich hin, wie Einer, dessen Wünsche und Gedanken sich unter einander streiten und den Frieden nicht finden können. Endlich gab er wieder Rede: Severin, sprach er fast wehmüthig, du bist wol unter allen Waffenschmiedsgesellen unsrer Stadt einer der tüchtig-

ſten, aber mir kannſt du doch nicht helfen! Dieſe Aeußerung des Meiſters verrieth Severin, daß jener etwas Wichtiges auf dem Herzen habe, und dieß zündete in ihm den Funken neuer Hoffnung, endlich doch noch den Meiſter ſeinen Wünſchen geneigt zu machen. Wenn mein Glück, ſprach er zu ihm, auf dem Amboſe liegt, laſſ' ich es gewiß nicht dort liegen. Nun, ſo wißt es denn kurz, ſagte der Meiſter mit ſchneidendem Tone, ich bin ein — armer Mann! Koſtſpielige Verſuche, Damascenerklingen zu fertigen, haben mich um mein Vermögen gebracht, und doch iſt es mir nicht gelungen, ob ich mich gleich deſſen vor meinen Mitmeiſtern ſchon gerühmt habe. Mich kann nun nur ein reicher Schwiegerſohn retten, daß ich meine Verſuche fortſetzen kann, um mein Wort zu löſen und mit Ehren zu leben, oder — zu ſterben!

Das iſt alſo die Bedingung, dachte Severin, von deren Erfüllung der Beſitz der hübſchen Waffenſchmiedstochter abhängt, und um dieſen zu erlangen, däuchte ihm Nichts zu ſchwer. Geld hatte er keins, um es in gewagten Verſuchen durch die Eſſe zu jagen, und ſo verſprach er, das Geheimniß an der Quelle zu erforſchen, nämlich — nach Damascus zu reiſen und dort ſo lange zu arbeiten, bis er die Kunſt erlernt hätte. Da zuckte ein widriges, krampfartiges Lächeln um den Mund des Meiſters! Geh, rief er einem Träumenden ähnlich Severin zu, geh nach Damascus, und ein Jahr lang will ich dir meine Marie aufheben. Kommſt du aber bis dahin nicht wieder oder bringſt das Kunſtgeheimniß

nicht mit, so bin ich meines Wortes quitt. Geh und treff bald Anstalt zur Reise.

Severin verließ seinen Meister und eilte zur Kirche, aus der eben die andächtige Menge, welche die Christmetten (es war 1561) gefeiert hatte, nach Hause wallte. Unter ihnen war auch Maria, die Severin bei der Hand ergriff und sie seitwärts der Kirche zu dem Grabe ihrer Mutter führte, um ihr dort zu erzählen, wie unglücklich die Brautwerbung bei dem Vater abgelaufen und welch' eine weite, gefahrvolle Reise er zu thun willens sey. Maria hörte des Geliebten Worte mit der Miene und Empfindung einer Verbrecherin, der ihr Todesurtheil gesprochen wird, und weinte. Severin sprach ihr Trost zu, obgleich er selbst dessen nöthig hatte, denn die Trennung von Maria lag schwer auf seiner Seele. Nochmals versprachen sie einander treue Liebe, umarmten sich und empfahlen sich gemeinschaftlich dem Schutze Gottes.

Ja, Gott segne euch und eure Liebe! rief es plötzlich in feierlichem Tone hinter ihnen, und Severin und Maria fühlten eine Hand auf ihrem Haupte. Verwundert und ergriffen von dem unerwarteten Segenswunsche sahen sie auf, und ein Greis im schwarzen Rittergewande stand bei ihnen. Maria überfiel bei seinem Anblick ein heimliches Grauen, denn des Fremden Auge blickte wie das eines Todten.

Fürchtet euch nicht vor mir, Jungfrau, sprach der Fremde ihr tröstend zu; für euch aber, wandte er sich zu Severin, hab' ich Hülfe, wenn ihr sie annehmen wollt. Als dieser durch Mienen und Geberden seine

Sehnsucht nach Hülfe kund gegeben, fuhr Jener fort: Wandert in der Mitternacht des Sylvestertages mitternachtswärts hinunter an dem Ufer der Wipper in den Wald, so weit, bis ihr einen Thurm und auf ihm eine brennende Fackel erblickt. Steht ihr vor der Pforte des Thurmes, so ruft den Namen Johannes, und sie wird sich euch aufthun, und ihr werdet dort lernen, weshalb ihr nach Damascus reisen wollt.

Das Anerbieten war zu lockend, als daß es Severin hätte gleichgültig anhören können; aber der geisterhafte Anblick des Fremden machte ihn doch bedenklich, und er konnte sich der Frage an ihn, ob er ein Waffenschmied sey, nicht enthalten. Wol hab' ich, entgegnete dieser ernst, in meinem Leben viel Waffen geschmiedet — gegen mich selbst! Indem ich dir helfe, will ich mir Ruhe gewinnen. Kommst du? Severin blickte bald auf Maria, die er gern sein nennen wollte, bald auf den Fremden, der ein grausiges Ansehn hatte, und war verlegen um eine bestimmte Antwort. Nun, wenn du nicht willst, sprach trotzig der Fremde, so laß es. Nein, fuhr er nach einigen Secunden sich selbst besänftigend fort, laß es nicht, dann bleibst du bei deiner Marie! Willst du sie, so folge meinem Rathe. Mit diesen Worten wandte er sich zum Fortgehen. Severin sah es, wie ein Schlag durchfuhr es sein ganzes Wesen, tief athmete er auf und rief: Ich komme! Bei diesen Worten war Maria einer Ohnmacht nahe, denn sie fürchtete, daß ihr Geliebter sich mit dem Bösen eingelassen habe.

Beide verließen nun den Kirchhof und gingen nach

ihrer Wohnung, Severin voll Gedanken über sein neues Verhältniß und dessen vermuthliche Folgen, und Marie ängstlich zwischen Furcht und Hoffnung schwebend. Viel wollten sie sich sagen und der Mund blieb stumm, aber die Festgottesdienste besuchten Beide fleißig und beteten Jedes für sich und das Andere. Schneller, als sie glaubten, waren die letzten Tage des Jahres vergangen und der Sylvesterabend, der es beschließen sollte, fing an zu dunkeln. Es tönte die neunte Stunde vom Thurme; da nahm Severin sein Kruzifix und ging — vor des Meisters Haus, um noch einmal Marien zu sehen und zu sprechen. Er hörte sie in lebhaftem Zwiegespräch mit ihrem Vater und wagte nicht, dieses zu unterbrechen, besonders da er einige Male seinen Namen nennen hörte, und trat nicht ohne Bangigkeit den verhängnißvollen Weg an, von dem Winter mit einem leichten Schnee bedeckt, der in dem klaren Sternenlichte freundlich glänzte. Severin empfahl sich Gott und seinem Schutzheiligen und schritt ernst und entlossen am Wasser hin dem Walde zu, und er erblickte den Thurm, den er bereits am Tage zu finden sich vergeblich bemüht hatte, und auf seiner Spitze die düster qualmende Fackel. Vor der Pforte angekommen, wollte er Johannes rufen, aber die Stimme versagte und seine Kehle war ihm wie zugeschnürt. Nach mehrern vergeblichen Versuchen legte er sein Kruzifix an das Thurmthor und rief kräftig Johannes, und schauerlich hallte der Ruf in den wilden, zerrissenen Steingeklüften wieder. Das Thor öffnete sich, er trat ein und der — Alte vom Kirchhofe, mit entblößtem

Haupte und einem großen Buche unter dem Arme, hieß ihn willkommen und führte ihn in eine vollständig eingerichtete Waffenschmiede. Severin folgte etwas zögernd, weil er fürchtete, daß er das ersehnte Geheimniß mit seinem Seelenheil erkaufen müsse, und wagte endlich auch seine Besorgniß auszusprechen. Der Alte lachte und stellte es ihm frei, in wessen Namen er die Waffen schmieden wolle; doch rieth er ihm, es im Namen Gottes zu thun, und bei jedem Schlage seine Heiligen anzurufen! Severin nickte diesem Rathe Beifall zu. Darauf schlug der Alte mit einem Stabe in die Kohlen auf dem Heerde, und hochauf loderte die Flamme; dann zeigte er seinem aufmerksamen Lehrlinge genau, wie er die Elemente benutzen müsse, um seine Absicht zu erreichen. Severin folgte sorgfältig der Anweisung seines Lehrers, und nach wenig Minuten glänzte in seiner Hand eine der schönsten Damascenerklingen, die er je in seinem Leben gesehen hatte, und Freude leuchtete aus seinem ganzen Wesen. Wie soll ich euch nun danken? fragte er den Alten. Wer seyd ihr? daß ich eurer stets als meines größten Wohlthäters gedenke.

Mit düsterm Ernste beantwortete der Greis Severins Fragen: Schon seit Jahrhunderten zählen mich die Menschen zu den Todten, ich bin todt und — lebe noch! Geht mit euerm Gott, und wenn ihr Hülfe braucht, denkt an mich; ich heiße Johannes Faust. Bei Nennung seines Namens schlug er wieder mit dem Stabe in die Flamme, und Rauch und Dampf erfüllten die Werkstatt so, daß Severin das Freie suchen mußte. Hier schüttelte es ihn wie einen Fieberfrostigen,

und den aufgegangenen ersten Morgen des neuen Jahres schauend, wähnte er einen schweren Traum geträumt zu haben, aber noch fest in der Hand hielt er die herrliche Damascenerklinge. Mit dieser eilte er nun zu seinem Meister, um ihm, wie er hoffte, eine große Neujahrsfreude zu bereiten. Freundlich begrüßte ihn Maria, finster aber der Meister, und als dieser nun die herrliche Klinge sah und die Geschichte ihrer Entstehung gehört hatte, und Severin ihm versicherte, daß er deren nun tausende machen wollte, wechselten in seinem Gesichte die Gluth des Zornes und die Blässe des Neides schnell mit einander. Er hatte seine beste Lebenszeit und Kraft, hatte sein Hab' und Gut und seine Ruhe vergeblich geopfert, um solche Klingen fertigen zu können, und diesem jungen Gesellen muß es ein Geisterspuk ungesucht und ohne Mühe offenbaren — diesen Gedanken konnte Meister Stadlinger nicht ertragen. Severin, Marien an der Hand haltend, suchte ihn zu besänftigen, und sie baten um seinen Vatersegen zu ihrer Liebe. Bist du, fragte der Meister, dessen Zorn sich in Hohn verwandelte, schon in Damascus gewesen? So, wie du, halte ich auch Wort. Da schlugen die beiden Liebenden die Augen nieder und Maria weinte. Meister Stadlinger hatte seine Tochter lieb und achtete Severin als einen ehrlichen, tüchtigen Gesellen, und stellte daher nach einer langen Pause, während er mit hastigen Schritten auf- und abging und oft seine Stirne rieb, Beiden eine Bedingung, unter der er ihre eheliche Verbindung gestatten wolle, daß nämlich, so lange er lebe, Niemand in Solingen mit der Kunst,

Damascenerklingen zu fertigen, auftreten, ja daß Severin ſelbſt keine machen, ſondern dieſe Kunſt erſt ſeinem Sohne lehren und dieſer ſolche erſt ausüben dürfe. Severin und Maria gingen dieſe Bedingung ein und haben ſie redlich gehalten, und ſo war Severins Sohn Peter der erſte in Deutſchland, der Damascenerklingen verfertigte.

3.

Die Männchen

in

Allenſtein.

Allenſtein an der Alle, Kreisſtadt im Regierungsbezirk Königsberg. Sie iſt alt, und die Sage von ihren Männchen gehört in die frühere Mährchenzeit.

Höret, ihr Frauen, die Geſchichte,
die in Allenſtein geſcheh'n;
ſie iſt lehrreich, darum laſſet
ſie euch recht zu Herzen geh'n.

daß euch, ihr seid alt genug,
mache fremder Schaden klug.

Seit uralten Zeiten wohnte
in dem Städtchen Allenstein
ein Geschlecht von Geistermännchen,
viel an Zahl und körperklein.
Diese hat man oft geseh'n
Haus für Haus im Städtchen geh'n!

Was sie aber allda trieben
wußte Niemand, weil sie gern
ihr Geschäft im Stillen übten,
waren anspruchslose Herrn.
Männer, die bescheiden seyn,
geh'n zuweilen gern allein.

Schellendorf, der in dem Städtlein
jetzt ein reicher Rathsherr war,
hatt' ein wunderholdes Weibchen,
älter nicht als zwanzig Jahr.
Gut war sie wol ihrem Mann,
aber sah auch — And're an!

Einst bei Abenddämmerlichte
saß sie in dem Schlafgemach
noch am Bett' allein und dachte
über ihre Ehe nach;

denn sie wollte immer seh'n
jeden Weg, den Männer geh'n.

Und das ist doch rein unmöglich,
einmal, weil's nicht möglich ist,
ferner, weil dadurch entstünde
mancher Argwohn, mancher Zwist.
Allzuviel seh'n, wahrlich, thut
nimmer in der Ehe gut.

Nun es sey drum, wie es wolle —
als die Frau saß ohne Licht,
krabbelt's an der Stubenthüre;
sie will schreien — doch kann sie nicht —
und herein tritt eine Schaar
kleiner Männlein Paar für Paar!

Graue Röcke, spitz'ge Hüte
war gemeinsam ihre Tracht,
und an jedem Hut war oben
ein Laternchen angebracht,
und darin ein Lichtchen noch,
das sehr stark nach Schwefel roch.

Jedes Männchen führt' am Arme
ein geputztes, kleines Weib,
und es schien, als ob ein Tänzchen
solle seyn ihr Zeitvertreib.
Auf die Schellendorferin
sah'n die Männlein finster hin.

Diese hält sich vor die Augen
schnell die Hände, aber breit,
daß sie durch die Finger sehen
kann der Männlein Zärtlichkeit;
und das machte sie sehr klug,
denn sie sahe noch genug.

Und die Männlein waren munter,
kos'ten zärtlich Paar für Paar,
weil sie glaubten, daß nun Niemand
Zeuge ihrer Freude war:
durch die Finger seh'n ist klug;
Frauen, ihr seht noch genug!

Plötzlich trat der Männchen Eines
zürnend zu der Rathsherrnfrau,
deren Lauschen er bemerkte,
trotz der klugen Finger Bau,
und befahl ihr: Mach' im Nu
deine Schelmenaugen zu.

Diese aber lachte heimlich
und schloß ihrer Augen Licht
vor der Männlein Scherz und Kosen,
dem Verbote trotzend, nicht.
Drauf das Männlein ernster: Du,
mache deine Augen zu!

Doch der Geist des Widerspruches
ließ sie sehen frank und frei;

da erzürnt das Männchen, rufte
  schnell ein anderes herbei
und befahl ihm: Mach' im Nu
diese hellen Fenster zu!

Der Gerufne blies dem Weibe
  in die Augen Schwefelhauch,
und ihr Augenstern — verlöschte,
  ihr Gesicht umflorte Rauch.
Eine Blinde — kann sie nun
nimmer schau'n der Männer Thun!

Frauen, lernt aus der Geschichte:
  Mögen eure Männer geh'n
wohin — und thun, was sie wollen,
  müßt ihr durch die Finger seh'n;
oder, liebt ihr Fried' und Ruh',
drückt gleich beide Augen zu'

4.

Die Kartenspieler

in

Volberg

an der Sülz, im Mühlheimer Kreise des Regierungsbezirks Cöln. Man zeigt daselbst noch heute ein Haus mit einem zerbrochenen Fenster, an dem jede Reparatur, jeder Neubau vergeblich ist. Die Ursache davon erzählt folgende Sage:

Schon vor mehreren Jahrhunderten war das Kartenspiel in den langen Winterabenden ein Lieblingsvergnügen der Bergischen Landleute. Dagegen eiferten die Geistlichen des Klosters Rösrath gar heftig und stellten zur Warnung Beispiele auf, wo der Satan, der das Kartenspiel erfunden habe, dadurch die Menschen zu allen Lastern verleite und mit sich in die Hölle führe! Einige achteten auf diese ernsten Abmahnungen, vier Volberger Bauern aber lachten darüber und spielten Tag und Nacht so eifrig, daß Viele sie vom Teufel besessen glaubten!

Eines Abends fehlte zu ihrem Spiele der vierte Mann, denn Einer ihrer Spielgenossen lag daheim todtkrank. Da hatten die drei Andern gräßliche Lange-

weile, tranken mehr als sonst Branntwein, fluchten und lärmten, daß ihnen der Teufel den vierten Mann schaffen möchte, und dieser — fand sich unerwartet.

In einer dunkeln Ecke der Schenkstube saß ein Fremder, der ein Jäger zu seyn und die Bauern gar nicht zu beachten schien. Diese aber bekamen Lust, ihn zu ihrem Kartenspiele einzuladen. Das suchte der Wirth zu wehren, denn er hielt den Fremden für einen reichen Junker, weil er eine Flasche Wein gefordert und sie mit einem Goldstücke bezahlt hatte. Aber die schon halb betrunkenen Bauern ließen sich dadurch nicht abhalten, den Fremden freundlich, so gut sie es mit schon stammelnder Zunge vermochten, zum Spiele einzuladen. Dieser erwiederte, daß er leidenschaftlich gern spiele und es auch jetzt thun würde, wenn er nicht befürchtete, daß sie bald aufhören und nach Hause gehen würden, was ihm dann unangenehm wäre; denn wenn er einmal zu spielen anfange, pflege er nicht sobald wieder aufzuhören. Die Bauern versicherten, daß er das nicht zu befürchten habe, denn sie pflegten bei dem Spiele bis an den hellen lichten Morgen auszuhalten, und, als der Fremde auch in diese Zusicherungen noch Zweifel setzte, fluchten sie, daß sie der Teufel holen sollte, wenn sie zuerst aufhörten. Nun, wenn das ist, sagte der Fremde, will ich mit euch spielen; es gilt also euer Wort: »Wer zuerst aufhört, den soll der Teufel holen.« Es gilt, schrieen die Bauern, und sie setzten sich zum Spiel. Da erhob sich auch der vermeintliche Junker aus seinem Winkel und trat zum Lichte. Die spielsüchtigen Bauern waren froh, daß sie den vierten Mann gefun-

den hatten, und kümmerten sich nicht um sein Aeußeres. Der Wirth aber betrachtete es genauer, und es wollte ihm — gar nicht gefallen; denn die Gestalt war lang und hager, das Gesicht hatte eckige, höhnische Züge, ein Auge war mit einem Pflaster bedeckt und das andere hatte einen grauen widrigen Glanz, die Nase war lang, spitzig und roth wie ein gesottener Krebs; auf dem Kopfe trug er einen seegrünen Hut mit einer rothen Hahnenfeder, den er, ob es gleich sehr warm in der Stube war, nicht ablegte. Der Junker setzte sich also mit an den Spieltisch, zog eine eigene Karte aus der Tasche und das Spiel begann. Die übrigen Gäste und Hausgenossen verließen nach und nach die Stube und nur der Wirth blieb bei den Spielern sitzen. Anfangs spielten sie nur um Pfennige, als aber diese alle die Bauern gewonnen hatten, um Goldstücke, welche ebenfalls den Bauern wieder zufielen, die sich vor Freude darüber nicht zu lassen wußten; und so geschah es, daß Einer von ihnen beim Einstreichen des reichen Gewinnes eine Karte unter den Tisch fallen ließ. Schnell zündete der Wirth einen Kienspan an, um sie zu suchen. Er fand sie, warf sie aber mit einem entsetzlich gellenden Ach! auf den Tisch und stürzte fast obemlos aus der Stube. Die Bauern, obgleich betrunken und spielwüthig, wurden doch durch des Wirths Geschrei und Flucht so erschreckt, daß sie fast ihr Versprechen vergessen hätten und ihm nachgeeilt wären, wenn der fremde Junker nicht ruhig fortgespielt und überhaupt die mindeste Bestürzung gezeigt hätte. Sie blieben; aber wie wurde ihnen zu

Muthe, als sie den Wirth außen unter den Fenstern rufen hörten, daß der Fremde einen Pferdefuß habe und also der Teufel sey. Dieser Zuruf machte sie auf einmal nüchtern und besonnen. Die Karten wurden ihnen in den Händen schwer wie Blei, die Haufen gewonnenen Geldes leuchteten in ihre Augen wie höllisches Feuer, das ganze Spiel war ihnen zum Ekel, aber — aufhören durfte Keiner. Der Wirth empfand ihre Lage und rief ihnen zu, fortzuspielen, er werde ihnen schon Rettung bringen. Der hölische Junker aber ließ sich durch Nichts in seiner Schadenfreude stören und suchte den Bauern höhnisch Muth einzusprechen. Die Unglücklichen verlebten unter Angst und Zittern eine schreckliche Stunde und schielten ängstlich nach der Thüre, wann die vom Wirthe versprochene Hülfe erscheine. Nachdem sie in der Zerstreuung und Angst manches Spiel verloren und sich die Augen bald blind gesehen hatten, trat endlich ein Bauer in weitem Kittel und mit einem großen Hute auf dem Kopfe in die Stube, in dessen Gesicht aber die spielenden Bauern sogleich den dicken und muthigen Pater Cornelius aus dem Kloster Rörath erkannten. Nun wurde es ihnen leichter um's Herz! Der grüne Junker dagegen schien in der Erscheinung des vermeintlichen Bauers etwas Unheimliches zu wittern. Der schlaue Cornelius bemerkte es und fing an, sich über des Wirths Angst lustig zu machen und auf den Teufel zu schimpfen, auch zu versprechen, an dem Spiele unter der mit den Bauern gemachten Bedingung Theil zu nehmen! Das schien den Junker wieder zu beruhigen und das Spiel begann nun unter

Fünfen, wobei er große Summen Goldes an den neuen Spieler verlor. Dieser wurde aber der Sache bald überdrüßig, stand auf und warf die Karten, die er eben zum Mischen in der Hand hatte, auf den Tisch. Aber in demselben Augenblicke ließ er auch Hut und Kittel fallen und stand da in seinem Ordensgewande, in der einen Hand das Crucifix und den Rosenkranz haltend, in der andern die Teufelspeitsche schwingend. Ich höre zuerst auf zu spielen, fuhr er den Junker an, aber hebe dich, Satan, hinweg vor den geweihten Dingen! Da verwandelte sich plötzlich der Junker in ein zottiges, gehörntes, feuersprühendes Ungeheuer. Die drei Spieler sanken, von Schreck erstarrt, unter den Tisch und der Wirth duckte sich vor Angst in eine Ecke, der Pater aber hub seine feierliche Beschwörungsformel an. Während solcher dehnte sich der Teufel bis zur Decke und machte Miene, sich überbeugend, mit seinen Krallen den Mönch zu ergreifen. Da aber wirkte der heilige Bann, und der Böse schrumpfte blitzschnell in eine Fledermaus zusammen, die unter Schmerz- und Angstgeheul durch das geschlossene Fenster fuhr, daß die Scheiben in tausend Stücken zerklirrten und ein unerträglicher Schwefelgestank die Stube füllte. Das Gold, was der Wirth und die Spieler von dem Teufel erhalten hatten, verwandelte sich in Pferdekoth und die Spielkarten in ekelhafte Frösche und Kröten. Pater Cornelius aber reinigte und weihte das Haus, daß sich in ihm nie wieder etwas Unheimliches blicken ließ. Nach und nach erholten sich Wirth und Spieler wieder von ihrem Schrecken; ersterer duldete nie wieder

eine Spielkarte in seinem Hause und den drei Bauern war die Spiellust für immer vergangen. Zur steten Warnung für leidenschaftliche Spieler ist, wie oben bemerkt, das zerstörte Fenster noch heute zu sehen.

5.

Die Kapelle

auf dem

Petersberge.

Trüb' im Sinn und bang' im Herzen
irrt Graf Diether weit umher;
ach! auf seinen rauhen Wegen
lacht kein Engel ihm entgegen,
blüht ihm keine Rose mehr.

Heimgekehrt aus blut'gem Kampfe,
aus der Saracenen Land,

hofft er, daß er Ruh' gewinne
in dem Zauber süßer Minne
an des Rheines Silberstrand.

Da erwartet ihn, — so wähnt er, —
Hildegard, die holde Braut;
sie, die Schönste und die Beste,
wohnend auf der kühnen Veste,
die Graf Rudolph's Arm erbaut.

Aber ach, was mußt' er schauen,
wer hat hier so wild gehaus't?
öd' und schaurig, nackte Trümmer,
todtgebleicht vom Mondenschimmer
und vom Sturmwind kalt durchsaus't!

«Ja, Herr Diether,» — sagt ein Greis ihm,
«so hat's Gottes Hand gefügt;
«diese Trümmer, sie bedecken
«Rudolph's Bein', des kühnen Recken,
«von des Feindes Wuth besiegt.» —

««Aber Hildegard, die Theure,
«»wo ist sie, die holde Braut?»»
«Das müßt ihr den Himmel fragen;
«denn seit jenen Schreckenstagen
«hat kein Auge sie geschaut.» —

Darum irret, bang im Herzen,
jetzt Graf Diether weit umher;

bringt auf seinen rauhen Wegen
ihm kein Engel Trost entgegen,
blüht ihm keine Rose mehr.

Fort vom wilden Weltgewühle,
in der Wälder Einsamkeit,
dort will er sein Hüttchen bauen;
frommer Andacht, stillem Schauen
sey der Tage Rest geweiht.

Schon gefunden ist die Stätte.
Friedlich in des Thales Grund
winkt ein Plätzchen, ach so traulich,
wo man herzlich und erbaulich
beten mag zu jeder Stund'.

Und, — bedeutungsvolles Zeichen! —
sieh, ein Kreuz, so schlank und schlicht,
von des Mooses Grün umwoben,
lenkt den frommen Blick nach oben,
wo der Friede Palmen flicht.

Doch was knieen bei dem Kreuze
zwei Gestalten wunderbar?
Auf den Rücken wallen nieder
blonde Locken, und die Glieder
deckt ein langer Lichttalar.

Sind es Geister? Sind es Engel,
ihm zum Troste hergesandt?

Aber wie ist nach der einen
Lilienschönen, Himmelreinen
unverrückt sein Blick gewandt!

Und wie funkeln seine Augen
fieberhaft entzückt und klar!
Wird aus reinem Lichtgefilde
ihm ein himmlisches Gebilde,
ein Gesicht ihm offenbar?

«Ja, es ist,» — ruft er beklommen, —
«Hildegardens reiner Geist,
«der mir freundlich hier erschienen,
«meinem Gott und Herrn zu dienen,
«mich beim Kreuz willkommen heißt.»

Und das Weib sieht mit der Schwester
scheu sich nach dem Manne um:
«Diether ist es! Gott! Erbarmen!» —
«‹Hildegard!›» — Und in den Armen
liegt das Paar sich, weinend, stumm.

Endlich sprach getrost Herr Diether:
«Nun erkenn' ich Gottes Rath!
«Kinder, die er gern will segnen,
«läßt er sich beim Kreuz begegnen,
«wo uns reift der Thränen Saat.

«Der den Himmel uns erschlossen,
«Petrus sey gebenedei't!

« Eine freundliche Kapelle
« hebe ſich an dieſer Stelle,
« ſeinem Namen hoch geweiht!

« Zu der Minne ſüßen Freuden
« ladet neu das Leben ein.
« Hier darf nur die Andacht trauern;
« komm' zurück, des Schloſſes Mauern
« ſollen bald erſtanden ſeyn! »

Bertha nur, die fromme Schweſter,
wählet ſich das beſſ're Theil;
fern vom eiteln Weltgetümmel
dient ſie demuthsvoll dem Himmel,
betend für des Paares Heil.

K. M. Hagenbach.

6.

Die lachende Braut im Dome zu Naumburg.

Ein junger Ritter freite um die Tochter eines alten Ritters. Ihre Namen hat die Sage nicht genannt; vielleicht konnte sie es nicht, weil die Geschichte so alt als der Dom in Naumburg ist, — auch haben wir damit eben nicht viel verloren. Der alte und junge Ritter waren Eines Sinnes; aber das Fräulein hatte an dem Bräutigam Mancherlei zu tadeln, namentlich, daß er stets daheim auf der Bärenhaut liege und nicht, wie es einem Ritter gezieme, ausziehe zu Turnieren, Fehden und Abenteuern! Der Vater konnte dem Worte seiner Tochter nicht widersprechen und rieth daher selbst dem erwählten Eidam, einige Zeit in fremde Lande auszuziehen und ritterliche Beschäftigung zu suchen, und wenn er diese gehabt, heimzukehren und Vermählung mit seiner Tochter zu halten. Diesem Rathe des alten Ritters konnte der junge Ritter nichts entgegenstellen, als ein mürrisches Gesicht; denn Beides, das Aufsuchen von Abenteuern wie der Aufschub der Hochzeit, war ihm sehr ungelegen, und letzteres nicht sowohl um des

Fräuleins, als um ihrer Mitgift willen; — denn er war nicht allein feig, sondern auch roh an Sitten und liebte leichtfertige Gesellschaft. Verdrüßlich traf er Anstalt zum Ritterzuge, auf dem er wenigstens, wenn auch nicht Muth, doch Eitelkeit zur Schau stellen wollte, daher er seinen Harnisch und Helm, sein Schwert und Roß gar stattlich, und einen Knappen, ihm an Geist und Sitte ähnlich, gar klüglich wählte und mit großem Geräusch seine Burg verließ. Er vermied aber auf seinem Zuge sorgfältig alle Burgen und Tummelplätze der Ritter und kehrte nur in Städten und Herbergen ein, wo er gemächlich leben und — würfeln konnte, und in wenig Wochen und Monden war er im Spiel so geschlagen, daß er nur Trost in der Hoffnung fand, nun bald die Schätze seiner Braut zu besitzen. Aus diesem ruhm- und ehrlosen Treiben schreckte ihn die Kunde von dem Tode des alten Ritters, denn wie leicht konnten ihm nun reichere und wackrere Ritter die Braut und mit ihr die großen Besitzthümer derselben wegnehmen. Diesen dachte er zuvorzukommen und eilte, was er konnte, von seinem Ritterzuge zur Heimath. Hier angekommen erhielt er die Nachricht, daß seine Braut — in's Kloster gegangen sey. Die Braut wollte er leicht missen und vergessen, aber nicht ihr Erbtheil. Um nun seiner Sache ganz gewiß zu seyn, ging er selbst in's Kloster, um mit dem Fräulein zu sprechen. Diese kam auch an's Sprachgitter und gab ihm mit lächelnder Miene die Kunde, daß sie selbst ihr ganzes Leben hier im Kloster in Gesellschaft ehrbarer Frauen verbringen, von ihrem Erbtheile aber Gott

einen herrlichen Tempel erbauen werde! Wie vernichtet wankte der Ritter von dannen. Die Jungfrau ließ durch reiche Schenkung den Dom in Naumburg erbauen, in dem ihr Bildniß, in Stein gehauen, angebracht und unter dem Namen der lachenden Braut der Nachwelt bekannt wurde.

7.

Die Verlobung unter der Erde

in

Volkenhain.

In Volkenhain (jetzt Kreisstadt im Regierungsbezirk Liegnitz) und Schweinhaus, gegen eine Stunde davon entfernt, lebten einst zwei Ritter, die sich gegenseitig empfindlich neckten, und unter andern hatte Zedlitz von Volkenhain dem Nachbar Hans Schweinchen von Schweinhaus einmal bedeutende Zufuhren von Lebensmitteln weggenommen. Da wurde dieser ärgerlich, rüstete alle seine Junker und Knappen

und ließ sie gegen Volkenhain führen. Er selbst nahm nur einige Knappen zu sich, um mit ihnen durch einen unterirdischen Gang, der von Schweinhaus in des Feindes Burg führte, diese zu überfallen. Sie schlichen in dem öden modrigen Gange bald rechts, bald links, bald auf-, bald niederwärts eine halbe Stunde, als sie mit einem Male eine weibliche Stimme singen hörten. Die Knappen erschraken und träumten von Erdgeistern, der Ritter aber ermunterte sie, ihm beherzt zu folgen, und so kamen sie bald an ein eisernes Thor, das Hans mit leichter Mühe öffnete. Aber überrascht that er einen Schritt zurück, als er hier ein schimmerndes Gemach und in ihm ein schönes Fräulein mit der Cither im Arme fand. Gehört ihr noch diesem Leben, oder schon der Todtenwelt an? fragte er die weibliche Gestalt. Diese antwortete bloß mit einem Lächeln, und das ermuthigte den Ritter, näher zu treten, und nun erkannte er des Volkenhainers Tochter Adelgunde. Er fragte, warum sie in diesem unterirdischen Gemache weile. Darauf erzählte sie, daß sie ihr Vater, um sie der wilden Begierde des jungen Herzogs zu entziehen, hier in Sicherheit gebracht habe, sie aber nach dreijährigem Aufenthalt in diesem Gewölbe, von Sonne, freier Luft und Menschen geschieden, sich nach Erlösung sehne und diese von dem Ritter erflehe. Noch hatte Adelgunde ihre Worte nicht geendet, als durch ein andres Thor ihr Vater eintrat und, als er Hansen erblickte, sogleich sein Schwert zog, ihn einen Mädchenräuber schalt und gewaltig auf ihn einhieb. Hans wehrte sich erst wacker, verlangte aber nach einer Weile Waffenruhe, um einen

Vorschlag zu thun. Hört, Nachbar, sprach er zu Zedlitz, ihr habt mir viel Schaden zugefügt; daher setzt meine Fehde gegen euch. Durch den Gang hier wollt' ich eure Burg gewinnen und stieß auf dieß Gemach, wo ich eure Tochter fand; sonst bin ich nie hier gewesen. Laßt uns alle Fehden enden und gebt mir eure Tochter zur ehelichen Hausfrau, so haben wir unter einander und diese selbst vor dem Herzog Ruhe. Der Antrag kam Zedlitzen hier doch unerwartet, er dachte einige Augenblicke nach und rief dann: Nimm sie hin, und ich verlobe euch hier im Namen Gottes! Die Liebenden umarmten sich, stiegen mit dem Vater hinauf in freundliche Burggemächer, und statt Blut in der Fehde strömte nur den Mannen beider Ritter der hochzeitliche und Friedenswein. Hans herzte seine Adelgunde und versicherte heitern Auges, daß er auf Belkenhain mehr als die Veste selbst gewonnen habe. Zedlitz entgegnete ihm lächelnd, daß er aber auch seine Eroberung vom Grunde aus begonnen habe.

8.

Der Edelstein.

Legende aus Brandenburgs Vorzeit.

In seiner Burg, auf gewaltigem Fels
in hohenzollerschen Landen,
saß Burggraf Friedrich, der mächtige Held,
als die Boten des Kaisers ihn fanden;
sie riefen ihn auf, nach dem letzten Vertrag,
als den Auserwählten und Starken,
von dannen zu ziehen mit reisigem Zeug,
als Churfürst zu schirmen die Marken.

Die Nacht, die dem stürmischen Tage folgt,
trifft einsam den mannlichen Grafen;
wie viel auch die Mauer des Schlosses umschließt,
sie alle liegen und schlafen.
Da naht in der Stunde der Mitternacht,
vom Glanze des Himmels umstrahlet,
ein liebliches Wesen, halb Jungfrau, halb Kind,
das schöner kein Künstler wol malet.

Wie Sterne funkelt sein Augenpaar
und Anmuth verkündet sein Wesen;
es war ein Engel, des Conterfei wir
In alten Chroniken lesen. —
Der tritt vor den staunenden Friedrich hin
und schauet ihn an voll Milde;
nicht oft sieht man so die männliche Kraft
mit Anmuth vereinigt im Bilde.

„Vernimm, eh' du scheidest, mein tapferer Held,
„was dir jetzt dein Schutzgeist verkündet:
„der nächste der Monde, der liebliche Mai,
„zu Kostnitz am Rheine dich findet.
„Dort setze die freudig den Churhut auf's Haupt
„und dringe weiter zum Ziele;
„dort ist es, wo du zum Herrscher ernannt
„durch der Waffen blutige Spiele.

„Doch fehlt die vielleicht zum fürstlichen Schmuck
„der Demant, Rubin und Smaragden?
„Es soll den äußerlich schimmernden Glanz
„kein edler König verachten!
„Denn wie die Sonne am himmlischen Haus
„im goldnen Gewande sich zeiget,
„so vor der Könige Herrlichkeit
„das Volk in Demuth sich neiget.

„Zum Abschied von deinem heimischen Herd
„nimm diesen Stein, dich zu schmücken.
„Es wird, — bewahrst du ihn treu und wohl, —

„dein neuer Stand dich beglücken.“ —
Er legt ihn darauf in des Grafen Hand,
und als dieser will plötzlich erkunden
den nächtlichen Geber so mild und zart,
da ist dieser plötzlich verschwunden.

Doch blizt es hervor aus dem seltenen Stein
wie überirdische Gluthen,
es flammt, es leuchtet, es reget und braus't
wie silberne, krystallene Fluthen;
es flackert empor wie das Sternenlicht,
es glüht wie die Sonne allmächtig;
es schimmert, es leuchtet wie Farbengluth,
als ein Regenbogen so prächtig.

Und als der neue Morgen erwacht,
da sind die Strahlen verschwunden;
es liegt der Stein so farbenlos da,
wie mit nächtlichem Flor umwunden;
doch legt ihn der Graf in die Truhe hinein,
es soll der Stein ihn geleiten
hinauf und hinab den mächtigen Rhein,
in wilde und krieg'rische Zeiten.

So flieget vorüber nun Tag an Tag,
und Wochen und Monde entschwinden;
an dem Havelstrom in düsterer Nacht
da werdet den Fürsten ihr finden.
Jetzt geht es entlang auf der Siegesbahn:
die Feinde sind alle bezwungen,

und auch zu dem schwer gedrückten Berlin
ist die Kunde vom Retter gedrungen.

«Komm', Fürst und Retter! komm'! ziehe ein!
«wir Alle auf Hülfe ja hoffen;
«komm', Vater! die Kinder, sie warten dein;
«die Herzen, sie stehen dir offen!» —
Hell von den Thürmen erklingt das Geläut,
und mächtig ist das Verlangen,
im Fürstenhause der Stadt Berlin
den wackeren Herrn zu empfangen.

Und als der Page den Fürsten geschmückt
und den stattlichen Churhut ihm reichet,
da sieht man den Knaben plötzlich erschreckt
und die glühende Wange erbleichet:
«Ach, gnädiger Churfürst, erbarmet euch!
«ich bin zum Unglück geboren!
«denn aus der Demanten köstlichem Schmuck
«ging der größte schmählich verloren.» —

«Nur stille!» — begann mit Ruhe der Fürst, —
«daß nicht Weiber im Männerrock es hören;
«die fabeln uns sonst von Jammer und Noth
«und könnten das Volk mir bethören.
«Herbei einen anderen Edelstein!
«den fügen wir in die Lücke hinein!
«so laßt uns das Unglück verdecken,
«statt den Aberglauben zu wecken.» —

Und kaum hat der Stein, von Geisterhand
den Hohenzollern gespendet,
den Churhut berühret, da sitzt er so fest,
daß Keiner ihn drehet noch wendet.
Doch der Wunder größtes begiebt sich wol,
als der Fürst nun dem Volke sich zeiget
und rings umher, so Ritter als Knecht,
und Bürger und Bauer sich neiget.

„Heil dir, du Herrscher von Brandenburg!
„von dir aus strahlet die Sonne!
„du führst uns kühn durch Gefahren hin
„zu eitel Liebe und Wonne.
„Du bist dem Lande ein Talisman,
„so sey uns denn herzlich willkommen!“ —
Herr Friedrich schauet den Edelstein an,
so seltsam ihm überkommen.

Er birgt ihn darauf an sicherm Ort
und weiß ihn wohl zu behüten:
es ist ja der Fürsten schirmender Hort,
durch den sie so mächtig gebieten.
Er weilet beim hohenzoller'schen Stamm
und erbet vom Vater zum Sohne,
ein wunderspendender Talisman
in der brandenburgischen Krone.

So jubelt denn auf mit Sang und Klang:
der wackere Schutzgeist soll leben!
und alle Fürsten, die treu ihm gelegt,

in langer Reihe daneben!
Denn wisset, der mächtige Edelstein,
der Allen giebet die Weihe,
der blitzet wie Gold und wie Sternenschein,
ist Volksliebe und Treue.

Denn wo der König den Bürger ehrt,
da ehren die Bürger ihn wieder,
und wo der Herrscher ein Vater ist,
da sind die Völker wie Brüder. —
Glück auf! so ist's an der Havel, am Rhein,
auf der Weichsel und Memel stimmen sie ein,
wenn wir Alle uns freudig erheben
und rufen: «Der König soll leben!» —

H. Schmidt.

Anmerkung. Diese Legende bezieht sich auf die Geschichte der auf dem alten Bergschlosse Hohenzollern in Schwaben ihren Sitz habenden Familie gleiches Namens, von welcher die königl. preußische Dynastie herstammt. Der älteste bekannte Ahnherr war Thassilo Graf von Zollern.

9.

Der Bischof und die Katze

in

Merseburg.

Im Schlosse zu Merseburg befindet sich ein Bild, welches einen Bischof mit seiner schwarzen Katze vorstellt, desgleichen ein zugemauertes Fenster, und unweit der Stadt ein Berg, der den Namen Katzenberg führt. Von diesen drei Gegenständen berichtet uns die Sage Folgendes:

Der Bischof Michael in Merseburg hatte eine solche Vorliebe für die Katzen, daß er sich deren eine große Menge und von allen Farben hielt und sich von ihnen auf seinen Spaziergängen begleiten ließ. Eines Tages reiste er nach Magdeburg und hörte in dem nächsten Walde ein ganz seltsames Geräusch, und entdeckte endlich eine große Menge Katzen auf einem kleinen Berge versammelt, der daher noch bis heute der Katzenberg heißt. Diese Katzengesellschaft machte ihm so viel Vergnügen, daß er den Wagen halten ließ, eine Zeit lang ihrem Treiben zusah und endlich scherzend ihnen zurief: Seid ihr hier alle versammelt? seht keiner

Alle, antwortete ihm ein alter Kater, bis auf die Katze des Bischofs, die wir noch erwarten. Als der Bischof von seiner Reise zurückgekehrt war, lockte er seine schwarze Katze, die er ihrer seltsamen Sprünge und Kunststücke wegen gern um sich hatte, zu sich, streichelte sie und erzählte ihr, was er auf dem Berge gesehen, und fragte sie, warum sie nicht Theil an der großen Katzenversammlung genommen habe? Auf diese Rede fuhr die Katze mit wildem, widrigem Geschrei zum Fenster hinaus durch die Luft und kehrte nie wieder zum Bischof zurück.

Eine frühere Sage erzählt, daß Thilo von Trotta, der Erbauer des Schlosses, einst einen Boten auf den Harz gesendet habe. Dieser erzählte bei seiner Rückkunft, daß er in der Nacht vor dem ersten Mai auf einem Baume des Blocksberges zwei Katzen gesehen habe, die gegen einander geäußert hätten, daß sie längst oben zum Tanze seyn könnten, wenn Thilo's Katze nicht so lange auf sich warten ließe. Auf diesen Bericht des Boten hob Thilo drohend die Hand gegen seine Katze, die neben ihm auf dem Stuhle saß, und sagte halb ernst, halb scherzend: Ei, ei, muß ich solche Dinge von dir hören! Noch hatte Thilo seine Worte nicht geendet, als die Katze mit einem Sprunge durch's Fenster fuhr und einen abscheulichen Geruch hinterließ. Sie kehrte nie wieder zurück, und Thilo ließ das Fenster vermauern.

10.

Schäfer, Knecht und Hund

am Dome in Magdeburg.

An deſſen weſtlicher Seite ſieht man einen Schäfer mit ſeinem Knechte und Hunde in Stein gehauen. Der Schäfer iſt dargeſtellt, wie er andächtig zum Thurme aufſchaut. Dieſe Bildnerei ſoll der Erzbiſchof Albert, der die Domkirche zu bauen anfing, als ein dankbares Andenken haben fertigen laſſen. Es ſaß nämlich, erzählt die Sage, einſt ein armer Schäfer unweit der Stadt auf einem Steine und verzehrte ſein kärgliches Mahl. Der Hund, bereits mit ſeinen Brocken fertig, gewahrt eine Maus, die unter dem Steine hervorkam. Er verfolgte ſie und grub ihr, wo ſie in die Erde fuhr, haſtig nach. Der Hirt ſah ihm zu und bemerkte in der aufgewühlten Erde einige Goldſtücke. Dieß veranlaßte ihn weiter nachzugraben, und er fand — einen großen Schatz, den er, genügſam und redlich, dem Erzbiſchofe zum Baue der Domkirche ſchenkte.

11.

Burg Rolandseck und Ritter Toggenburg.

Hoch auf einem Berge, am Ufer des herrlichen Rheinstromes, liegen die Trümmer der Burg Rolandseck, einst der Wohnsitz des mächtigen Ritters Roland, des Neffen Karl's. Der Ritter, so lautet nämlich die einfache Sage, mußte in den Krieg, gerieth da auf längere Zeit in Gefangenschaft und dieß gab Veranlassung, daß die falsche Kunde seines Todes zu seiner zurückgelassenen Braut kam, welche sich dadurch bewogen fand, das der Burg Rolandseck gegenüber auf einer Insel gelegene Kloster Nonnenwerth zu ihrem Wohnsitz zu erwählen. Als der Ritter zurückkehrte, war aus der irdischen Braut bereits eine himmlische geworden, sie hatte den Schleier genommen und war so auf ewig dem treuen Geliebten verloren. Der Schmerz Roland's hierüber spricht sich in unsers Schiller's trefflicher Ballade «Ritter Toggenburg» so rührend aus, daß diese selbst hier ihren Platz finden möge. Andere versetzen den Schauplatz dieser Sage nach Tyrol, in die Nähe des Klosters Wolkenwiegt; noch Andere nach dem Kloster Fischingen. Diesen Letztern folgt auch Simrock in seiner gemüthlichen, von Obigem etwas abweichenden Rheinsage «Itha von Toggenburg», welche er

gleichsam als Einleitung zur Schiller'schen Ballade giebt, und die daher als solche und zum bessern Verständniß derselben hier ebenfalls stehen möge.

Itha von Toggenburg.

«Wem hast du den Ring gegeben?
die so züchtig schien!
An des Jägers Finger eben,
Falsche, sah ich ihn.
Den Verräther schleiften Pferde
nieder in sein Grab;
daß die Schmach gerochen werde,
sollst auch du hinab.»

Reden will die Gräfin, wenden
schimpflichen Verdacht.
Zornesflammen ihn verblenden,
hat des Worts nicht Acht;
hebt sie auf mit starkem Arme,
von dem hohen Saal
stürzt der Wütherich die Arme
tief in's tiefe Thal.

Gute Geister schweben nieder
aus des Himmels Zelt,
spreiten himmlisches Gefieder,
daß sie sanfter fällt,
betten ihr auf weichem Moose,
und erwacht sie jetzt,

ruht die Reine, Fleckenlo'e
heil und unverletzt.

«Gnade deiner Magd erwiesen
haſt du, ſüßer Chriſt,
nimmer wird es ausgeprieſen,
wie du gnädig biſt.
Heiligend zu neuem Bunde
lad't der Gnade Schein:
dir von dieſer Schreckensſtunde
leb' ich, Herr, allein.»

Wo ſich Ranken dicht verſtricken
bei des Adlers Horſt,
birgt ſie vor der Menſchen Blicken
ſich im tiefen Forſt:
nährt den Leib von Waldeskräutern,
ſchöpft aus klarer Fluth,
ſucht die Seele nur zu läutern
in der Andacht Gluth.

Baut ein Hüttchen dann von Zweigen,
deckt's mit Rinde rauh:
betend in der Wildniß Schweigen
kniet die heil'ge Frau.
Hat in Kreuzesform verbunden
ſich zwei Stäbe Holz,
wunderbare Luſt empfunden,
wenn das Herz ihr ſchmolz.

Wollt' es dann nicht länger tagen,
helles Licht herbei
bracht' ein Edelhirsch getragen
zwischen dem Geweih.
Und so saß sie viele Tage,
saß viel Jahre lang
lauschend ohne Schmerz und Klage
himmlischem Gesang.

Doch des Grafen Herz durchschnitten
scharfe Zweifel oft,
ohne Schuld hat sie gelitten
fürchtet er und hofft.
Spät verhört er seine Leute,
allzu spät fürwahr
wird dem Toggenburger heute
Itha's Unschuld klar.

Jenen Ring, des Bräut'gams Gabe,
glänzend war sein Schein,
diebisch haschend trug ein Rabe
ihn vom Fensterstein,
hielt das leuchtende Geschmeide
froh im Schnabel fest;
seine Jungen spielten beide
gern damit im Nest.

Zogen Jäger d'rauf im Walde
streifend da vorbei,

hört der Eine bei der Halde
flücker Raben Schrei,
sieht den Ring im Netze blitzen,
schiebt ihn an die Hand,
froh das Kleinod zu besitzen
kommt er heim gerannt.

Tückisch lauschen grimme Strafen
seiner Goldlust dort;
aber schwer gereut den Grafen
bald der Doppelmord.
Nächtlich fährt er aus dem Schlummer,
träumt bei hellem Tag;
da vernimmt er, was den Kummer
wohl besänft'gen mag.

«Nicht gestorben ist die Reine,
im verwachs'nen Wald
vor dem Kreuze kniet eine
selige Gestalt.
Manche würden sie nicht kennen,
ach, ihr schwand der Leib,
doch ich weiß sie dir zu nennen:
Itha ist's, dein Weib!»

Neubelebt, sie zu begrüßen,
stürzt der Graf hinzu,
kniet nieder ihr zu Füßen,
flehet: «Heil'ge du,
unwerth bin ich zu berühren

deines Kleides Saum,
dir zu richten muß gebühren —
und ich hoffe kaum.

«Kannst du dennoch mir vergeben,
(selig ist Verzeih'n,)
als dein Diener will ich leben,
will dein Knecht nur seyn.
Ja, ich les' in deinen Augen,
daß du mild vergiebst;
aber, soll mir Gnade taugen,
sprich, ob du mich liebst?»

Der tiefgekränkten aber verzeihenden Gattin Unschuld ist nun anerkannt, sie kehrt jedoch nicht wieder zu dem, schwer bereuenden Gatten zurück, und auch selbst ein Zug des Ritters gegen die Ungläubigen, um Buße zu thun und Ruhe zu gewinnen, erfüllt seinen Zweck nicht; denn die Neigung zu der unschuldig gemißhandelten Gattin und die Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit derselben nimmt nur mehr und mehr zu, nicht länger als ein Jahr hält er es aus in der Ferne, dann kehrt er zurück voll Hoffnung, wieder zum Besitz der Gattin zu gelangen; doch sie hat während der Zeit den Schleier genommen und so sich von ihm auf ewig getrennt. Nur die Liebe einer Schwester kann sie ihm fortan gewähren, denn nicht mehr irdische Liebe umfaßt ihr Herz, der himmlischen allein hat es sich zugewendet.

Ritter Toggenburg.

«Ritter, treue Schwesterliebe
widmet euch dieß Herz;

fordert keine and're Liebe,
denn es macht mir Schmerz.
Ruhig mag ich euch erſcheinen,
ruhig gehen ſeh'n.
Eurer Augen ſtilles Weinen
kann ich nicht verſteh'n.«

Und er hört's mit ſtummem Harme,
reißt ſich blutend los,
preßt ſie heftig in die Arme,
ſchwingt ſich auf ſein Roß;
ſchickt zu ſeinen Mannen allen
in dem Lande Schweiz,
nach dem heil'gen Grab ſie wallen,
auf der Bruſt das Kreuz.

Große Thaten dort geſchehen
durch der Helden Arm,
ihres Helmes Büſche wehen
in der Feinde Schwaem,
und des Toggenburgers Name
ſchreckt den Muſelmann:
doch das Herz von ſeinem Grame
nicht geneſen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
trägt's nicht länger mehr,
Ruhe kann er nicht erjagen
und verläßt das Heer.
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande,

das die Segel bläht,
schiffet heim zum theuren Lande,
wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
klopft der Pilger an,
ach! und mit dem Donnerworte
wird sie aufgethan:
„Die ihr suchet trägt den Schleier,
ist des Himmels Braut;
gestern war der Tag der Feier,
der sie Gott getraut.“

Da verlässet er auf immer
seiner Väter Schloß,
seine Waffen sieht er nimmer,
noch sein treues Roß.
Von der Toggenburg hernieder
steigt er unbekannt,
denn es deckt die edlen Glieder
härenes Gewand.

Und er baut sich eine Hütte,
jener Gegend nah,
wo das Kloster aus der Mitte
düft'rer Linden sah;
harrend von des Morgens Lichte
bis zum Abendschein,
stille Hoffnung im Gesichte,
saß er da allein.

Blickte nach dem Kloſter drüben,
blickte ſtundenlang
nach dem Fenſter ſeiner Lieben,
bis das Fenſter klang,
bis die Liebliche ſich zeigte,
bis das theure Bild
ſich in's Thal herunter neigte
ruhig, engelmild.

Und dann legt' er froh ſich nieder,
ſchlief getröſtet ein,
ſtill ſich freuend, wenn es wieder
Morgen würde ſeyn.
Und ſo ſaß er viele Tage,
ſaß viel Jahre lang,
harrend ohne Schmerz und Klage,
bis das Fenſter klang,

Bis die Liebliche ſich zeigte,
bis das theure Bild
ſich in's Thal herunter neigte
ruhig, engelmild.
Und ſo ſaß er, eine Leiche,
eines Morgens da,
nach dem Fenſter noch das bleiche,
ſtille Antlitz ſah.

12.

Die Glocke in Großmöringen

bei

Stendal.

Auf der wüſten Feldmark Cobbelake oder Kobla ſind noch die Grundmauern von der Kirche des ehemaligen Dorfes zu ſehen. An ihnen wühlte eine Sau ein Loch und warf darin ihre Jungen. Der Hirt unterſuchte das Loch genauer und entdeckte, daß es das Innere eines großen Keſſels ſey, worüber er ſich ungemein freute. Er machte ſich ſogleich an die Ausgrabung deſſelben und fand ſtatt des Keſſels eine ſehr ſchöne Glocke, auf deren Beſitz ſogleich die Domgemeinde in Stendal Anſpruch machte, zu ihrer Abholung ſie einen beſondern Wagen bauen und mit ſechzehn Pferden beſpannen ließ. Aber aller Mühe und Anſtrengung ungeachtet konnte das Stendal'ſche Geſpann ſie nicht von der Stelle rücken. Da traten die Bauern in Großmöringen zuſammen, ſpannten nur acht Pferde vor die Glocke und — jagten mit ihr nach dem Dorfe zu, wo ſie aufgehängt wurde. Neidiſch darüber behaupteten die Stendaler, der Ton dieſer Glocke ſey ſo ſtark, daß

ſie davon getäuſcht würden und glaubten, es läute in ihrer St. Nikolaikirche. Obwohl nun dieß, da beide Orte zwei Stunden von einander entfernt waren, nicht möglich ſeyn konnte, ſo mußten dennoch die Großmöringer in ihrem Thurme die nach Stendal hinweiſenden Schallöcher faſt ganz zumauern laſſen. Später iſt dieſe Glocke nach Magdeburg verkauft worden.

13.

Das Marienbild am Schloſſe

in

Marienburg.

Wladislaus II., König von Polen, belagerte, mit Litthauern und Tartaren verbündet, die Veſte Marienburg in Preußen, welche der Comthur des deutſchen Ordens Heinrich von Plauen nach der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg ſehr tapfer vertheidigte. Da er aber auch gegen Verrätherei zu kämpfen hatte und

das Land umher von den Feinden jämmerlich verwüstet wurde, begab er sich nach erhaltenem sicheren Geleite in das Lager des Königs und bot ihm, um Friede zu erhalten, mehrere Provinzen. Stolz erwiederte der König, daß diese schon die seinigen seyen. Ganz Preußen müsse er besitzen und der Orden mit dem Statthalter kommen und ihn um Gnade anflehen, dann wolle er Friede machen. Diese übermüthige Aeußerung des Königs empörte das Gemüth Heinrich's und er erwiederte, daß er nun mit der Ueberzeugung zurückkehre, Gott und die heilige Jungfrau werde dem Orden Hülfe bringen und der König Marienburg nimmer erobern. Die heilige Jungfrau soll euch nicht retten, rief frevelnd ein Büchsenmeister, der Heinrich's Aeußerung gehört hatte, und richtete ein Geschütz auf das kunstreiche Marienbild, das in einer Mauerblende des Schlosses stand. Er brannte es ab, aber es zersprang und tödtete außer vielen Kriegsleuten auch den Heerführer der Tartaren. Durch diesen Unfall ließ sich ein anderer Büchsenmeister nicht abschrecken, ebenfalls nach dem Marienbilde zu schießen, und dieser — erblindete. Von der Zeit an gestalteten sich die Umstände immer mehr und mehr zum Vortheil der Belagerten, und der erst übermüthige Polenkönig mußte nach einer achtwöchentlichen Belagerung kleinmüthig wieder von Marienburg abziehen.

14.

Der Edelacker

bei

Freiburg.

1.

Herr Ludwig, Graf vom Thüringerland,
ritt jagen im grünen Walde;
da irrt er umher, der Pfad verſchwand,
die Nacht ereilt ihn zu balde.

Fern lud ihn ein gaſtliches Feuer ein,
er ging in die Ruhle zum Hammer:
«Gaſtiet mich heut, lieber Meiſter mein,
und gönnt mir Imbiß und Kammer.»

Der Fürſt ging in einem groben Kleid,
d'rum war das Männlein 'was träger!
«Erſt ſagt mir, Burſche, wer ihr denn ſeyd?» —
Ich bin des Landgrafen Jäger!

«Pfui! redet mir von dem Grafen nicht,
das Maul läuft über vor Aerger;
Herberge hab' ich und Erbsengericht,
fehlt nur der Johannisberger!»

Herr Ludwig trat ein und trank und aß,
in den Schuppen ging er zu schlafen,
der Schmied aber schwang ohn' Unterlaß
den Hammer und schwatzte vom Grafen.

Und wann er schlug, dann sang er im Bart
für Ludewig schreckliche Weisen:
«O werde hart, werde hart, werde hart,
o Landgraf, so wie dieß Eisen!

«Wol treiben der Graf und die Jäger fein
in's Garn die Wölfe und Füchse,
indessen treiben die Amtmännlein
in die Beutel die rothen Füchse.

«Und Ludwig bleibt dabei so zart,
mag tadeln nicht und verweisen,
o werde hart, werde hart, werde hart,
o Landgraf, so wie dieß Eisen!»

Und was der Schmied so sprach und sang
zu Thüringens Nutz und Frommen,
hat Ludwig, dem's zu Ohren drang,
zu Herzen still genommen.

II.

Bald Ludwig zog zu Naumburg ein
über Berg und Thal und Auen,
thät just am Weg ein Bäuerlein
im Schweiß das Feld bebauen.

«Ach Herr, erbarmt euch meiner Noth,
hab' zu Hause Frau und Kinder,
wild haben die Edelleut' gedroht,
zu pfänden mir Hütt' und Rinder.»

Herrn Ludwig fuhr's durch Bein und Mark,
ging flugs zu den Edelleuten:
«So viel hat wie ein Ritter stark
der Bauer auch zu bedeuten.»

Er nahm sie fort zu Feld und Pflug
auf einen steinigten Acker;
wo jüngst der Ritter den Bauer schlug,
hieb er nun die Ritter so wacker.

Am Pflug spannt er die Junker zu vier,
die zogen, er trieb mit der Geißel,
gerad' als hieb auf lust'gem Revier
mit der Peitsch' er springende Kreisel.

Geackert wurden da manche Furch',
manch' blutige Striemen und Narben:
«Wo der Boden gelockert durch und durch,
da gedeihen nur volle Garben!»

Herr Ludwig spricht es und kehret heim
gen Naumburg hin, an der Saale;
da scholl zum Lobe so mancher Reim
dem eisernen Grafen beim Male.

A. Böttcher.

13.

Das Nachtgesicht

in

Rathenau.

In der aus früherer Zeit berühmten Stadt Rathenau in der Altmark lebte einst eine fromme Bürgerin, die nicht leicht einen Gottesdienst zu versäumen pflegte. Dieser däucht es eines Morgens, als ob man zur Frühmetten läute; sie steht auf und eilt in die Kirche, die sie schon so überfüllt findet, daß ihr kaum ein Plätzchen bleibt, aber — was sie mit Staunen und Schaudern erfüllt — lauter fremde, unbekannte Perso-

nen; ſelbſt die Prieſter und Mönche am Altare hat ſie noch nie geſehen. Der Geſang beginnt, aber ſie verſteht nicht, was man ſingt; es tritt ein Prediger auf die Kanzel, aber auch deſſen Sprache iſt ihr ganz unverſtändlich. Endlich ſieht ſie neben ſich eine Perſon, die ihr wohl bekannt, aber bereits ſeit vielen Jahren geſtorben iſt. Da läuft es ihr eiskalt über die Haut und ſie zittert, als dieſe bekannte Perſon ihr in's Ohr ſagt, daß ſie ſich bald aus der Kirche entfernen müſſe, wenn ſie nicht Unheil haben wolle; und die Bürgersfrau wankt, ſo ſchnell es ihr die Angſt und Furcht geſtattet, hinaus, und im Augenblick ſchlägt das Thor mit fürchterlichem Geraſſel hinter ihr zu.

Darauf entdeckt ſie ihrem Beichtvater das Nachtgeſicht, und dieſer verſpricht, wenn ſie noch einmal zur Frühmetten läuten höre, mit ihr zu gehen. Sie hörte es noch einmal, und der Geiſtliche geht mit ihr in die Kirche, die ſie erleuchtet und mit Perſonen angefüllt finden, die alle in fremdartiger Tracht gehen. Ein Mönch beſteigt die Kanzel, darüber ſpricht der Geiſtliche zu der Bürgerin einige Worte, und im Nu iſt Alles — verſchwunden und dichte Finſterniß.

16.

Der Schlosser

auf

Kynsberg in Schlesien.

In dem für Preußen so glorreich geendeten siebenjährigen Kriege kamen östreichische Krieger auch in das Weistritzthal, und die Offiziere wollten das Innere der alten Burg Kynsberg, die man auch, aber fälschlich, Königsberg nannte, besehen. Der Besitzer mit seiner Familie war der Sicherheit wegen schon längst abgereist, und nur einige Beamte desselben weilten noch in der Burg, und diese kamen den einziehenden feindlichen Soldaten entgegen. Die Offiziere fragten, wer hier Amtmann oder Burgverwalter sey, und als dieser sich gemeldet, befahlen sie ihm, alle Thüren zu öffnen, indem sie sich überall umsehen wollten, aber alle Thüren, wiederholten sie. Der Burgvoigt versprach dem Befehle nachzukommen, so weit es ihm möglich sey, indem zu einigen Gemächern die Schlüssel schon seit vielen Jahren verloren gegangen wären. Elende Entschuldigung, herrschte ihn der vornehmste Offizier an; laßt den Schlosser holen, indeß wollen wir die andern Theile der Burg besehen.

Der Schlosser erschien und machte sich rasch daran, mehrere verschlossene Thüren mit geschickter Hand zu öffnen; denn Soldatenbefehle fordern schnellen Gehorsam. Endlich kam er auch an eine schmale eiserne Thüre, an der er erst einige Schlüssel versuchte, aber in der Meinung, daß ihm die Oeffnung dieser Thüre kaum gelingen werde. Um so erschrockener prallte er zurück, als die alte, verrostete Thüre plötzlich von sich selbst aus dem Schlosse sprang; aber der Gedanke, einer großen Mühe überhoben zu sein, ließ ihn nicht außer Fassung kommen und verleitete ihn sogar zur Neugierde, in das dunkle Gemach einzutreten. Da erblickte er drei alte Männer in langen Kleidern und mit weißen Bärten, die bis auf die Knie reichten und die ganze Brust bedeckten. Sie saßen an einem Tische, auf dem ein großes, aufgeschlagenes Buch lag, und richteten ihre steifen Augen auf — den Schlosser. Dieser, sonst ein beherzter Mann, erschrak so, daß er sich an allen Gliedern gelähmt fühlte und den hohlen Geisterblick, der in dem dunkeln Gemache grausenhaft funkelte, nicht zu ertragen vermochte. Von Schweiß triefend ermannte er sich wieder so weit, daß er mit einigen wankenden Tritten das Gemach verlassen konnte. Kaum hatte er den Fuß von dessen Schwelle, als die alte Thüre mit gräßlichem Krachen wieder in das Schloß flog. Hu, hu, hu, schüttelte sich der Schlosser vor Entsetzen und er lief, als ob ihn die Geister jagten, nach seiner Wohnung am Fuße des Berges, wo er wochenlang krank das Bette hüten mußte. Als er später in Gesellschaft mehrerer beherzter Personen die Thüre zeigen sollte, konnte er sie nirgends finden.

17.

Das Kind bei den Schätzen

auf

Karpenstein in der Grafschaft Glatz.

Die Burg Karpenstein, welche lange Raubrittern zum Aufenthalte gedient hatte, wurde 1513 erobert und zerstört. Unter ihren Ruinen sollen große Schätze verborgen liegen und die dazu führende Thüre nur von 12 bis 1 Uhr in der Christnacht offen stehen. Eine sehr arme Witwe aus einem nahen Dorfe wollte einmal diese Gelegenheit benutzen, um sich von ihrer drückenden Armuth zu befreien. In der nächsten Christnacht, als die übrigen Dorfbewohner sich nach katholischem Gebrauche mit dem Schlage der zwölften Mitternachtsstunde in die Kirche begeben hatten, ging sie mit ihrem einjährigen Söhnchen, das sie daheim nicht allein und ohne Aufsicht lassen wollte, auf dem Arme, eilend zu den Ruinen des Karpensteins, wo sie sehr bald eine halb offene Thüre entdeckte. Sie trat ein und kam in einen Gang, der sie zu einem Gewölbe führete, das auf eine wundervoll zauberische Weise erleuchtet und auf dessen Boden Gold und köstlicher Schmuck in großen Haufen aufgeschichtet war. Ueber-

rascht von diesem ihr noch nie gewordenen Anblicke setzte sie ihr Kind bei einem Goldhaufen nieder und begann nun ihre Taschen und Schürze theils mit Gold, theils mit Kleinodien zu füllen. Aber so sehr sie auch damit eilte, war sie doch noch nicht fertig, als eine Uhr die erste Stunde schlug. Sie hörte es, aber zugleich auch das Knarren der Thüre des Eingangs, und eilte, um nicht eingeschlossen zu werden, so sehr es ihr die Schwere des Goldes und der Kostbarkeiten erlaubte. Sie erreichte glücklich das Freie und hinter ihrem Fußtritte schlug die Thüre mit großem Geräusche zu. Wie froh war sie im ersten Augenblicke, sich im Besitz so großer Reichthümer und mit ihnen in Freiheit zu sehen! Aber vor Schreck erstarrte sie im zweiten, denn sie hatte — ihr Kind in dem Gewölbe sitzen lassen. Sie sank bewußtlos zu Boden. Als die kühle Luft des nahen Morgens sie wieder zur Besinnung brachte, war die Thüre nicht mehr zu sehen und so auch das Kind — verloren, für welches die erlangten Schätze der Mutter nur ein sehr dürftiger Ersatz wären, den sie nun gern wieder für ihr Kind hingegeben hätte. Nur ein Trost, ein trauriger Trost blieb ihr, nämlich in der nächsten Christnacht, wo die Ruine sich wieder öffnen würde, die Gebeine ihres Kindes zu finden und sie dann christlich zu beerdigen. Unter Jammern und Schluchzen verging das Jahr, die Christnacht kam, die zwölfte Stunde schlug und die Mutter stand bei der Ruine. Schneller als das erste Mal entdeckte sie die Thüre zu dem verhängnißvollen Gewölbe und überschritt die Schwelle mit kaltem Schauer und sah, wenige Schritte vom Eingange entfernt, ihr Kind

da, wo sie es hingesetzt hatte, — wohlbehalten mit einem großen schönen Apfel spielen und ihr denselben lächelnd entgegenhalten. Dießmal ließ die Mutter alle Schätze unbeachtet, nahm in sprachloser Entzückung ihr Söhnchen auf den Arm und eilte mit ihm nach Hause. Noch leuchteten die Fenster der Kirche von dem tausendfachen Lichte der Christmetten, und aus den offenen Thüren schallte noch der Gesang der andächtigen Menge, aus dem der glücklichen Mutter nur die Worte: »Engel im Himmel« deutlich in's Ohr tönten. Ja, rief sie, ihren Sohn fester an ihre Brust drückend, der Kinder Engel sehen des Vaters Angesicht im Himmel!

18.

Der verzauberte Kaiser

im

Kyffhäuser.

Der alte Barbarosse,
der Kaiser Friederich,
im unterird'schen Schlosse
hält er verzaubert sich

Er iſt niemals geſtorben,
er lebt darin noch jetzt;
er hat im Schloß verborgen
zum Schlaf ſich hingeſetzt.

Er hat hinabgenommen
des Reiches Herrlichkeit,
und wird einſt wiederkommen
mit ihr zu ſeiner Zeit.

Der Stuhl iſt elfenbeinern,
darauf der Kaiſer ſitzt,
der Tiſch iſt marmelſteinern,
worauf ſein Haupt er ſtützt.

Sein Bart iſt nicht von Flachſe,
er iſt von Feuersgluth,
iſt durch den Tiſch gewachſen,
worauf ſein Kinn ausruht.

Er nickt, als wie im Traume,
ſein Aug' halb offen zwinkt,
und je nach langem Raume
er einem Knaben winkt.

Er ſpricht im Schlaf zum Knaben:
‚Geh hin vor's Schloß, o Zwerg,
und ſieh', ob noch die Raben
herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
noch fliegen immerdar,
so muß ich auch noch schlafen
verzaubert hundert Jahr.»

J. Fr. Rückert.

19.

Das Brautpaar

im

Kyffhäuser.*)

Vom Kyffhäuser, vom Kyffhäuser
klingt ein wunderliches Mährchen,
wie des Barbarossa Tochter
einst beglückt ein Liebespärchen.

In Tilleda, in Tilleda
wohnte bei der Armuth Liebe,
wohnte Treue bei dem Mangel,
Dürftigkeit bei reinem Triebe.

*) vergl. II, S. 254.

Zu der Hochzeit, zu der Hochzeit
waren schon geladen Gäste.
Ungeladen kam die Sorge
schon am Tage vor dem Feste.

Zu dem Brautpaar, zu dem Brautpaar
sprach die Sorge: «Habt ihr Teller?
habt ihr Töpfe, Schüsseln, Kessel?
habt ihr Flaschen auch im Keller?»

«Nichts von Allem, nichts von Allem!»
spricht das Liebespaar und klaget:
«Hausrath müssen wir entrathen,
weil ihn Armuth uns versaget.»

«Zum Krffhäuser, zum Krffhäuser» —
sprach die Mutter, «müßt ihr gehen!
Die verzauberte Prinzessin
kommt dann wohl, euch beizustehen.»

Vor der Pforte, vor der Pforte
der zertrümmerten Kapelle
steht die schöne Kaisertochter
huldreich lächelnd auf der Schwelle.

Die Prinzessin, die Prinzessin
winkt herbei die Liebesleutchen,
und es nahet ihr der Bräut'gam,
an der Hand sein blödes Bräutchen.

Im Kyffhäuser, im Kyffhäuser
sind sie Beide, sind geblendet
von dem Glanz, der rings verbreitet,
wo das Auge hin sich wendet.

Hell vom Golde, hell vom Golde
sehen sie die Wände blitzen,
sehen auf dem hohen Throne
still den alten Kaiser sitzen.

Die Prinzessin, die Prinzessin
reichet Speise, reicht Getränke;
Zwerge bringen schönen Hausrath
den Verlobten zum Geschenke.

Nun nach Hause, nun nach Hause
wenden sie die Schritte dankend;
steigen nieder vom Kyffhäuser,
unter schweren Lasten wankend.

Nach Tilleda, nach Tilleda
schreiten die Beglückten nieder.
Doch da starrt ihr Blick — sie kennen
ihren Heimathort nicht wieder.

And're Häuser, and're Häuser,
and're Menschen, and're Trachten
sah ihr Aug', und Kinderschaaren,
die sie spottend laut verlachten.

Sieh, ein Paſtor, ſieh, ein Paſtor
wandelt ernſthaft durch die Menge,
die ſich um die Beiden ſammelt,
und entführt ſie dem Gedränge.

«Woher kommt ihr? woher kommt ihr?
ſagt es mir, ihr lieben Leute!»
Und ſie ſprachen: «Vom Kyffhäuſer, —
ſind im Berg geweſen heute.»

Und der Pfarrer, und der Pfarrer
ruft herbei den Freund, den Küſter;
und mit ihm durchforſcht er emſig
ein gebräuntes Taufregiſter.

Und der Pfarrer, und der Pfarrer
blickt das Brautpaar an verwundert.
«Waret ihr im Berg» — ſo ruft er,
«war't ihr drinnen — ein Jahrhundert!»

In dem Kirchbuch, in dem Kirchbuch
läßt er ſie die Namen leſen.
Was ſie ſchwer vom Berg getragen,
war der Jahre Laſt geweſen.

Bechſtein.

20.

Das Hummelschloß

bei

Glatz

in Schlesien soll ein gewisser Homole schon zu Anfang des 9. Jahrhunderts erbaut haben, um von da aus den häufigen Räubereien in der Gegend zu wehren, und deshalb der Burg den Namen Landsfriede gegeben haben. In den spätern Zeiten aber war es, seiner Bestimmung ganz entgegen, ein Raubschloß geworden, in dessen Nähe man getödtete und zerfleischte Menschen fand. Daran knüpft sich folgende Sage.

Einer der spätern Burgbesitzer, stolz auf den Ruhm, den er von seinen Ahnen geerbt hatte, lebte in einer ununterbrochenen Schwelgerei und zeigte dabei einen Uebermuth, der Alles um sich her verachtete, dem Nichts ehrwürdig und heilig dünkte. So reich er auch war, mußte doch ein solches Leben seine Güter verzehren. Dieß sah seine eheliche Hausfrau und grämte sich im Stillen über den Verfall ihrer Ehre, ihres Hauses. Sie warnte, sie bat ihn flehentlich, seine Lebensweise zu ändern, aber — vergeblich, und man argwöhnt, daß der Ritter, um

ihrer Klagen, Vorwürfe und Thränen ledig zu werden, ihren Tod heimlich herbeigeführt habe. An ihrem Grabe weinten unmündige Kinder, die in der Mutter ihre Freundin und fromme Erzieherin verloren hatten! Was diese längst gefürchtet hatte, ereignete sich nur zu bald, nämlich gänzliche Verarmung des Ritters.

Die Räuber, schon lange nicht mehr von der Burg aus in ihren Unthaten gestört, trieben ihre Plackereien jetzt offener und frecher und vermehrten sich so, daß die Gegend weit umher für reisende Kaufleute und Wanderer ganz unsicher wurde. Der Ritter hörte von der reichen Beute, die sie täglich machten, und — so tief war er gesunken — trat mit ihnen in Bund, stand ihnen anfangs heimlich bei, und nach kurzer Zeit ließ er sich sogar öffentlich den Raubgraf nennen. Bei dieser Lasterhaftigkeit des Vaters war es kein Wunder, wenn die Kinder, wie er, zügellos, habsüchtig und gottlos wurden. Niemand unterrichtete und bildete sie und sie vertrieben sich ihre Langeweile damit, daß sie auf der Thurmwarte nach den Reisenden lugten und ihr Erscheinen schnell dem Vater und seinen Genossen anzeigten, daß diese eilen und sie berauben konnten. Wer sich wehrte und sein Eigenthum vertheidigte, ward erschlagen.

Einst kamen auf der Straße drei Wagen langsam hergefahren, welche sehr schwer zu seyn schienen. Auf diese stürzte sich die Rotte der Räuber und führte sie jubelnd auf die Burg, und hier konnte man es kaum erwarten, zu sehen, welche Schätze man erbeutet habe; am begierigsten waren die Kinder, um sich, nach ihrer gewohnten Weise, das Beste von der Beute auszusuchen.

Der Ritter wurde nicht Herr über den tollen Haufen; man schlug die kastenähnlichen Wagen auf und fand darin riesiggroße — geharnischte Männer, die sich schnell erhoben und ihre Schwerter zogen. Ueberrascht von Schreck fuhren die Räuber erst zurück, ergriffen aber bald ihre Waffen, um sich zu vertheidigen. Dabei überfiel sie neues Staunen; denn an den Harnischen und Helmen der Ritter zersplitterten ihre Speere, brachen ihre Schwerter wie Rohrhalme, und sie kamen bald zu der schrecklichen Erfahrung, daß sie es mit — gespenstischen Gestalten zu thun hatten. In das Kampfgewühl mischt sich das Schreien und Hülferufen der Kinder, die Mauern fangen an zu wanken, die Thurmzinnen stürzen unter die Schreienden, bald ist die ganze Burg ein qualmender Steinhaufen, und unter ihm die ganze sündige Rotte begraben.

Noch jetzt hört man auf den Ruinen, gleich dem Summen wilder Hummeln, der Räuber wildes Treiben, der Kinder Hülfeschreien und die Vorwürfe, welche sich die Erschlagenen wegen ihres Todes machen; daher sie nun den Namen Hummelschloß erhalten haben.

(Sollte geschichtlich der Name Hummel nicht eine verdorbene Aussprache des Namens Homole seyn?)

21.

Die Drachenburg

bei

Königswinter,

einer Stadt im Kreise Siegburg im Cölner Regierungsbezirk. Die Sage fällt in das erste Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung.

Vor grauer Zeit, als noch der Rhein
von Gallien — dem freundlich schönen Lande,
wo üppig wucherte der Weizen und der Wein,
und man den Gott der Christen kannte —
Germanen schied, die man mit Recht,
am Körper Riesen und an Sitten schlecht,
noch Heiden und Barbaren nannte —
geschah es oft, daß diese wilden Horden
auf leichten Planken fuhren über'n Rhein,
zu dringen in der Christen Gaue ein,
um da zu rauben und zu morden.
Sie raubten aber nicht bloß Geld und Vieh,
auch Menschen, jung und schön, entführten sie,

um dafür reiche Lösung zu erwerben.
Für welche solch' unmöglich war,
die mußten dienen, oder am Altar
als Opfer ihren finstern Göttern sterben!

In jener Zeit verbanden sich
zwei deutsche Fürsten, anzuschau'n
war Horsrik stark und männiglich,
und Rinbod schön, um in die Gau'n
jenseit des Rheins mit Heeresmacht zu fallen,
und bald
hört man in Schluchten, Berg und Wald
des Stieres Horn zum Aufbruch schallen!

Das Glück begünstigte den Räuberzug,
indem der Flöße viel in finstrer Nacht,
wo beutegierig nur der Uhu wacht,
der Rhein an's linke Ufer trug;
und bei des Morgens Nebelgrauen
drang in der Christen Haus die Flamme und das Schwert,
man plündert, mordet und verheert,
nur Brand und Blut ist überall zu schauen!

An Beute reich zog über'n Rhein
die Schaar zurück in ihre grausen Klüfte,
und zarter Jungfrau'n Hülfeschrei'n
verwehten ungehört des Morgens scharfe Lüfte!
Und kein' an Reiz und Schönheit kam
Maria gleich, aus mächtigem Geschlechte;
drum aus der Hand der rohen Knechte

in ihren Schutz das Führerpaar sie nahm,
und Beid' entbrannten bald in wilder Liebe
zu ihr, und wurden — nicht erhört,
damit sie treu dem Christenglauben bliebe
und ihrem Heiland, den sie freudig ehrt!

Was ihrem Fleh'n nicht will gelingen,
das soll, schwur Jeder, die Gewalt erringen,
und Jeder rüstet sich mit seinem Stamm zum Streit,
um durch die Waffen zu entscheiden,
wer wol von Beiden
sich des Alleinbesitzes dieser Jungfrau freut.

Da trat zu rechter Zeit,
eh' sich erhoben noch der Streit,
erzürnt ein Priester auf und sprach:
«Es wäre unerhörte Schmach,
wenn ihr um eine Jungfrau euch entzweitet,
die eure Wünsche nicht erhört!
Wer uns'rer Stämme Frieden stört,
und wessen Glaube mit dem unsern streitet,
der wird gegeben in des Drachen Krallen
und muß ein Opfer unsern Göttern fallen!»

Die Fürsten schweigen bei des Priesters Spruch,
denn ihm zu widerstreben brachte Fluch,
und sah'n mit Schmerz, wie nun Maria,
die Jeder gern besitzen wollte,
des Drachen Beute werden sollte!
Dem Lagerplatze nah

hauft' er in einem Felsenschlunde,
wo um ihn her in weiter Runde
man nichts als Todtenknochen sah.
Hieher ward von den Priestern sie geführt
und an die Felsen fest gekettet.
Herstik und Rinbod, tiefgerührt,
sie fluchten Priesterfluch und — keiner rettet.

Maria aber, fromm, voll Gottvertrau'n,
läßt keine Bitte, keine Klage hören;
nur auf des Himmels Hülfe will sie bau'n,
und selbst der Tod,
der nah' und schrecklich droht,
kann ihren Glauben, ihr Gebet nicht stören!

Der Tag ist wach, die Sonne steigt
schon strahlend über Berg' und Klüfte;
auf einer Felsenplatte steht das Volk und schweigt,
und ringsum gähnen Todtengrüfte!
In mancher Brust sich Mitleid regt,
man wünscht die Jungfrau frei zu seh'n;
doch hehren Sinn hier Niemand trägt,
für sie in Kampf und in den Tod zu geh'n!

Das Ungeheuer ist erwacht
und dehnt sich rasselnd aus der Höhle,
schlägt seinen Schuppenschwanz mit Macht
am Boden, daß der Felsen kracht,
und Feuerdampf entrauscht der Kehle.
Die Jungfrau wird der Drache jetzt gewahr

und wälzt sich, denn die Felsen werden höher,
in schaudervollen Krümmungen ihr näher,
und über sie herein bricht die Gefahr.
Es öffnet schauerlich
der Rachen sich,
und mit den krummgespitzten Krallen
und seiner scharfen Zähne Doppelreih'n
will es — die Priester seh'n gefühllos drein —
die Jungfrau überfallen!

Doch größer noch, als die Gefahr,
und stärker noch, als Drachenwuth,
der Christenjungfrau Glaube war,
der Wunder thut!
Ein Kreuz, das unter'm Busenflor
Maria trug, hält sie dem Drachen vor,
und dieser wird in einen widrig plumpen
und giftgeschwollnen Klumpen
im Augenblick verwandelt, stürzt hinab
vom Felsenriff und findet in den Wogen,
womit ihn Stromesfluth umzogen,
sein Grab.
Entsetzen, Schreck ergreift die Schaar,
sie seh'n und können doch nicht glauben,
was sie geseh'n, es ist zu wunderbar;
doch kann die Wahrheit auch kein Zweifel rauben,
sie müssen wider Willen glauben,
daß nur der Christengott der Jungfrau Retter war.
Nur Rinbod staunte nicht — er lichte —
und machte schnell Maria fesselfrei,

trug sie mit starkem Arm und ritterlichem Schritte
hinauf zur Höh' in seines Stammes Mitte
und rief, daß er des Kreuzes Jünger sey;
er glaub' an ihn, der diese Heilige erhalten,
die längst schon seines Herzens Göttin war.
Das Volk bekränzt das edle Paar
und ruft: Groß ist des Christengottes Walten!

Maria gab Fürst Rinbod ihre Hand,
zur Lehre Jesu kehrte sich das Land
und baute auf des Drachenberges Höh'n
dem neuvermählten Fürst ein Schloß,
gar weithin leuchtend, fest und groß,
in seinem Innern wohnlich, licht und schön.
Es ward die Drachenburg genannt,
und seine Trümmer sind noch jetzt bekannt,
die Jeder gern besucht, um weit zu schauen
hin in des Rheines zauberische Gauen!

22.

Der Perückenmacher im Hausberge

bei

Hirschberg.

Von dem Hausberge bei Hirschberg, einer Kreisstadt des Regierungsbezirks Liegnitz in Schlesien, erzählt die Sage, daß in ihm wohnende Geister alljährlich in der Christnacht von 12 bis 1 Uhr (so lange dauert in der katholischen Kirche zu Hirschberg der Gottesdienst) den Zugang zu demselben öffnen, wo sich dann mitten im Berge eine Thüre zeigt, von der aus ein langer, schmaler Pfad zu großen Kostbarkeiten und Schätzen führt. Dieß benutzte ein Perückenmacher, Killan, und gelangte zweimal glücklich in den Berg und brachte von da so viel Gold und Silber mit, als sein Puderbeutel fassen konnte. Bei dem dritten Versuche aber fand man desselben Perückenmacher zwischen den Felsen zerschmettert.

23.

Der magische Ring

zu

Calbe

in dem Werder (Regierungsbezirk Magdeburg). In Calbe lebte vor mehreren hundert Jahren eine Frau von Alvensleben, die sich durch Dienstfertigkeit auch gegen gemeine Leute und durch wahre Gottesfurcht auszeichnete. Ihr liebstes Geschäft war, den Bürgerfrauen in Kindesnöthen beizustehen, weshalb sie denn auch in dergleichen Angelegenheiten oft um Beistand ersucht und von Jedermann geehrt wurde. Da trug es sich denn einstmals auch zu, daß eine Magd sie des Nachts aus dem Schlafe weckte und ängstlich bat, sogleich aufzustehen und mit ihr vor die Stadt zu gehen, wo ihre Gebieterin in den heftigsten Geburtswehen liege. Ich wollte gern mitgehen, entgegnete die betagte Edelfrau, wenn es nur nicht eben Mitternacht und das Stadtthor verschlossen wäre, worauf aber die Magd versicherte, daß das Thor bereits geöffnet sey, und sie ihr nun ohne Säumen folgen möge. Die Frau von Alvensleben, der es schwer ankam, Jemand eine Bitte abzuschlagen,

kleidete sich an und folgte der Magd vor's Thor, das geöffnet war. Als sie aber der Weg weit durch's Feld an den Fuß des Berges führte, wo sich ein schöner Gang in das Innere desselben öffnete, wurde es ihr etwas unheimlich und sie merkte wol, daß sie es nicht mit Menschen zu thun habe; aber eigentliche Furcht kannte sie nicht, denn sie war — fromm. Sie gelangte endlich in ein Gemach, wo ein kleines Weib im Bette lag und große Geburtswehen hatte. Die Frau von Alvensleben leistete ihr schnell Hülfe, und nach einigen Augenblicken war die Kreißerin glücklich von einem Kinde entbunden. Nun bot ihr die Magd Speisen und Getränke an, aber Frau von Alvensleben, die wol wußte, daß man dergleichen nicht genießen dürfe, dankte und wünschte nun wieder heimzukehren. Die Magd begleitete sie wieder bis an's Schloßthor, wo sie sich im Namen ihrer Frau für die geleistete Hülfe bedankte, von ihrem Finger einen goldenen Ring zog, ihn der Frau von Alvensleben zum Andenken verehrte und bemerkte, daß, so lange dieser Ring im Besitze der Familie bleibe, diese glücklich seyn werde. Und diesen magischen Ring soll dieselbe Familie noch besitzen und ihn in Lübeck sicher aufbewahren. Andere Sagen versichern, daß bei der Theilung der Familie in zwei Linien auch der Ring sorgfältig getheilt worden, die eine Hälfte davon aber zerschmolzen sey, und daß es der Linie, die sie besessen, jetzt übel gehe.

24.

Die Opfer

zu

Wesel.

Diese romanzenförmige Darstellung beruht auf einer wirklichen Begebenheit aus dem deutschen Befreiungskriege gegen Frankreich, 1809, wo elf heldenmüthige Krieger des Schill'schen Husaren-Regiments zu Wesel erschossen wurden.

Gen'ralmarsch wird geschlagen
zu Wesel in der Stadt,
und Alle fragen ängstlich,
was das zu deuten hat.

Da führen sie zum Thore
hinaus, still, ohne Laut,
die treue Schaar, die heiter
dem Tod in's Antlitz schaut.

Sie hatten kühn gefochten
mit Schill am Ostseestrand,
und geh'n nun kühn entgegen
dem Tod für's Vaterland.

Sie drücken ſich wie Brüder
die Hand zum letzten Mal;
dann ſteh'n ſie ernſt und ruhig,
die Elfe an der Zahl.

Und hoch wirft Hans von Flemming
die Mütze in die Luft.
«Es lebe Preußens König!»
die Schaar einſtimmig ruft.

Da knattern die Gewehre,
es ſtürzt der Braven Reih';
zehn treue Preußen liegen
zerriſſen von dem Blei.

Nur Einer, Albert Wedell,
trotzt jenem Blutgericht;
verwundet nur am Arme
ſteht er und wanket nicht.

Da treten neue Schergen,
ihn auch zu morden, vor,
und: «Gebet Achtung! — fertig!»
ſchallt ſchrecklich ihm in's Ohr.

«O zielet» — ruft er — «beſſer
und trefft das deutſche Herz!
Die Brüder überleben
iſt mir der größte Schmerz!» —

Kaum hat er's ausgesprochen,
die Mörder schlagen an;
durchbohrt von ihren Kugeln
liegt auch der letzte Mann.

So starben tapf're Preußen,
durch Schande nie befleckt,
die nun zu ew'gem Ruhme
ein Stein zu Wesel deckt.

W. Schmidt.

25.

Der Schloßberg

bei

Bütow.

Bütow ist ein Städtchen im Lauenburger Kreise des Regierungsbezirks Cöslin in Pommern, am Flüßchen gleiches Namens. In der Nähe dieses Städtchens ist der Schauplatz mehrerer alten Sagen.

So heißt ein ungefähr 30 Fuß hoher Hügel, eine halbe Stunde mittagwärts von der Stadt, der sich durch

seine wunderbare Gestalt auszeichnet; denn er hat vier mit Gesträuch bedeckte, sehr steile Seiten und oben eine Ebene, auf der geackert wird. Auf dieser Ebene war sonst eine mannsdicke Oeffnung von unergründlicher Tiefe, die man aber jetzt ausgeschüttet hat, um das Ackerland bequemer bestellen zu können. Diese Oeffnung soll der Rauchfang eines versunkenen Schlosses seyn und mit dem jetzigen Schlosse zu Bütow in Verbindung stehen, weil einmal ein Hund aus dem letztern durch diese Oeffnung wieder zu Tage gekommen sey.

Einem Husaren, der sein Quartier in Bütow hatte, träumte, daß er sich auf dem Hügel, den er oft besucht hatte, befände und neben ihm ein großer Haufen Gold läge. Am Morgen erzählt er seinen Traum den Kameraden, die ihn derb ausschelten, daß er nicht gleich nach seinem Erwachen an den Ort gegangen sey. Der Husar, eben nicht abergläubisch, lacht dazu. Als ihm aber die zwei folgenden Nächte wieder dasselbe träumt, entschließt er sich doch, auf den Hügel zu gehen. Da er aber erst seinen Futtersack sucht, um darein das Gold zu stecken, vergeht die Zeit und es graut bereits der Tag, als er auf dem Hügel ankommt. Er findet die Stelle, wo er im Traume gestanden, und auf ihr einen Haufen — Dünger. Ueber diese Täuschung und Verwandlung des Goldes war der Soldat verdrüßlich; er stieß mit dem Fuße den Dünger auseinander, der nun augenblicklich verschwand.

Ein Viehhirte verlor einstmals auf dem Hügel von seiner Heerde zwei Ochsen. Er suchte sie ängstlich und fand die mehrerwähnte Oeffnung des Berges und neben

derselben einen gedeckten Tisch, auf dem ein Brod Schlüssel und ein Teller mit drei Butterschnitten sich befanden. Er hatte zwar Hunger, wagte es aber doch nicht, die Butterschnitten anzurühren, und die Schlüssel ließ er ganz unbeachtet. Bei seiner Nachhausekunft erzählte er seinem Brotherrn, was er gesehen, und dieser versicherte ihm, daß er, wenn er die Schlüssel und die Brotschnitten an sich genommen hätte, würde reich und glücklich geworden seyn, und kehrte sogleich mit ihm dahin zurück, aber Alles war — verschwunden. Später fand der Hirtenknabe noch einmal den Tisch mit den Butterschnitten, aber ohne die Schlüssel. Er gedachte wol der Ermahnung seines Herrn, konnte aber dennoch nicht den Muth gewinnen, die Butterschnitten zu nehmen. Und seitdem ist daselbst nichts Aehnliches wieder gesehen worden.

26.

Die Jungfernmühle

bei

Bütow.

Unweit des Schloßberges bei Bütow befindet sich eine Mühle, welche die Jungfernmühle genannt und von dem krystallhellen Wasser einer Quelle am Schloßberge getrieben wird. Ihren Namen verdankt sie einer Sage. Ein Bauer ackerte an dem Mühlbache und sah mehemals zu demselben eine Jungfrau kommen, die mit einem goldnen Eimer Wasser schöpfte und sich damit wusch. Da ihr Ansehen nicht gespenstisch und abschreckend war, wagte er es eines Tages, sie zu fragen, warum sie das thue. Die Jungfrau setzte ihren Eimer nieder und erzählte ihm, daß sie eine Prinzessin und die ehemalige Herrin des Schlosses, das auf dem Hügel gestanden, gewesen, aber sammt diesem verwünscht worden sey, worauf jenes versunken, sie aber zu dem Herumwandern und zu Abwaschungen verurtheilt wäre, und daß sie sich nach ihrer Erlösung sehne. Der Bauer war dreist genug zu fragen, wie diese möglich wäre. Wenn mich, entgegnete sie, Jemand, ohne an-

zuhalten und ohne sich umzusehen, auf den wendischen Kirchhof in Bütow trägt und dort mit aller Gewalt zu Boden wirft. Wer meine Erlösung vollbringt, dem wird es an Glück und Reichthum nicht fehlen. Diese Verheißung machte dem Bauer Lust, das Wagniß zu bestehen. Er trägt auch wirklich die Jungfrau, trotz großer Hindernisse, bis auf den Kirchhof. Dort aber greift ihm Jemand hinten an den Kopf, worüber er so erschrickt, daß er sich umsieht und die Jungfrau fallen läßt. Diese fährt in die Luft mit Jammergeschrei, daß sie nun viel härtere Qual als zeither erdulden und wieder hundert Jahre warten müsse, ob sich dann vielleicht ein standhafterer Befreier für sie finde. Er muß sich wahrscheinlich gefunden haben, weil die Jungfrau seitdem nicht wieder gesehen worden ist.

27.

Die Brahejungfrauen

in

Westpreußen.

Diese Sage gehört der frühern Mährchenzeit an. Die Brahe ist ein Nebenfluß der Weichsel, in die er bei der Stadt Fordan im Reg. Bezirk Bromberg fällt.

In einer Mühl' am Braheſluß
vor alter grauer Zeit
ein armer Müller hat gewohnt,
deß Ehrlichkeit ihm Gott belohnt
mit einer schönen Maid.

Sie blühte jungen Rosen gleich,
war ohne Falschheit klug,
von schlankem Wuchs und blondem Haar
und überdieß erst sechzehn Jahr,
zum Lieben alt genug.

Wol mancher Bursche wollte gern
Knapp' in der Mühle sein,

zu metzen hier der Küsse viel
bei Röschen, und im Minnespiel
des Meisterrechts sich freu'n.

Es wanderte so Mancher ein
und wurde feirig bald,
denn Röschen trug gar spröden Sinn
und sprach: Laßt mich in Ruh', ich bin
erst sechzehn Sommer alt.

Doch das war ernstlich nicht gemeint,
ihr Herz war nicht mehr frei:
der Ritter Luithold sah sie gern,
und sie — sah gern den jungen Herrn,
sie liebten sich so treu!

Der Müller merk'ts und schalt sie aus:
«Mein Kind, das kann nicht seyn!
Ein Müller nur ist für dich recht,
dem Ritter bist du viel zu schlecht
er wird dich nimmer frei'n!»

Doch Ritter Luithold wünschte ernst
schön Röschen sich zur Frau.
Darauf sein stolzer Vater sprach:
«Das wär' für unsern Adel Schmach,
die fädest du nicht zur Trau'.»

Da weint des Müllers Töchterlein
die Augen sich fast blind,

weil ärgerlich ihr Vater schmollt
und Luitpold mit dem seinen grollt,
sie ohne Hoffnung sind.

Sie ohne Hoffnung? Liebe kann
nie ohne Hoffnung seyn;
verscheucht sie auch ein Augenblick,
so kehrt sie doch sehr bald zurück,
um treuer nun zu seyn.

Und zu den Brahejungfern gehn
Luitpold und Röschen nun,
(es war in einer Vollmondnacht),
und bitten, doch mit ihrer Macht
auch ihnen wohlzuthun.

Sie helfen treuen Liebenden
und schützen Fromme gern, —
d'rum geben sie der Bitte Raum
und zeigen sich im Morgentraum
dem vielgestrengen Herrn,

Verkünden, wird er Röschens sich
als seiner Tochter freu'n,
ihm selbst und seinem Hause Heil —
doch widerstrebt er, wird sein Theil
Fluch und Verderben seyn!

So abergläubisch er auch war,
stört das nicht seinen Sinn;

die Müllermaid (er zornig ſpricht)
duld' ich als meine Tochter nicht,
  ſo wahr ich Ritter bin!

Die Brabejungfern nehmen d'rauf
  die Liebenden vereint
in ihren holden Schweſterkreis
und winden ihnen 's Myrtenreis
  ſo oft der Vollmond ſcheint.

Sie kehren aus kryſtallner Fluth
  in's Leben nie zurück
und ſingen oft um Mitternacht,
wenn nur noch treue Liebe wacht,
  der treuen Liebe Glück.

Der alte Ritter dachte bald
  an ſeines Traumes Spruch;
verarmt an Gütern und an Luſt,
traf ihn, ſich ſeiner Schuld bewußt,
  der Brabejungfern Fluch.

28.

Die Geiſter des Zobtenberges

in

Schleſien*).

Der Zobtenberg, d. h. der heilige, weil auf ihm die Slaven das heilige Feuer unterhielten, liegt bei dem Städtchen Zobten im Schweidnitzer Kreiſe des Reg. Bez. Breslau. Eine der intereſſanteſten Sagen von ihm iſt folgende. Johann Beer, aus Schweidnitz, ein Freund und Forſcher der Natur, ging 1570 am Zobtenberge ſpazieren und fand an ihm eine ſonderbare Oeffnung, die er, obgleich hier wohlbekannt, noch nie bemerkt hatte. Er ging hinein, um zu ſehen, wohin ſie führe. Da ihn aber aus derſelben bald ein heftiger Wind anwehte, überlief es ihn ſchauerlich kalt und er fing an zu fürchten, daß hier Geiſter ſpukten, und — verließ mit raſchen Schritten die Oeffnung. Aber der Gedanke daran wollte ihn nicht verlaſſen, und er beſchloß nach langem Kampfe mit ſich ſelbſt, nochmals

*) Forts. von Nr. 41. Bd 1.

die Oeffnung aufzusuchen und getrost in derselben fortzugehen, bis sie zu Ende sey. Dazu bereitete er sich durch Fasten und Gebete vor und genoß am Ostertage das heilige Abendmahl. Nächstfolgenden Sonntag trat Beer seine gewagte Untersuchung an. Er fand die Oeffnung wieder und ging unerschrocken hinein; sie führte zu einem sehr engen Gange, der bald hoch, bald niedrig, bald weit, bald enge war und in einer langen Gallerie endete. Dießmal bemerkte er keinen Wind, sondern statt dessen einen Lichtschimmer, auf den er zuging. So gelangte er an eine verschlossene Thüre in der eine Glasscheibe angebracht war, durch welche der Lichtschein aus dem Gemache in den langen, finstern Gang fiel und dort mancherlei und wunderbar gestaltete Erscheinungen bildete. Beer wünschte sich in den ersten Augenblicken außerhalb des Berges, gewann aber, sich an seine fromme Vorbereitung erinnernd und ihr vertrauend, bald wieder Entschlossenheit und klopfte dreimal an die Thüre, die sich sogleich öffnete. Er trat ein und sah an einem runden Tische drei große, abgezehrte alte Männer, jeden mit einem altmodischen Baret auf dem Kopfe, vor einem in schwarzen Sammet gebundenen und mit Goldblech beschlagenen Buche sitzen. Schauer durchschüttelt ihm die Glieder, kann ihm aber doch nicht Besinnung und Muth rauben, der gespenstischen Gesellschaft: Friede sey mit euch! zuzurufen. Diese antworten ihm ohne aufzublicken: Hier ist kein Friede. Auf diese unfreundliche Antwort begrüßt sie Beer mit: Friede mit euch im Namen des Herrn! Dieser Gruß erschreckt die drei Alten und mit zitternder Stimme wiederholen sie ihre erste

Antwort. Beer grüßt sie zum dritten Male und fügt noch den Namen Jesus Christus bei. Darauf geben sie heftig erschrocken keine Antwort, sondern legen ihm das schwarze Buch vor. Beer liest den Titel: «Buch des Gehorsams», und fragt dann, wer sie seyen. «Wir kennen uns selbst nicht,» war ihre Antwort. Was thut ihr hier? fragte Beer weiter. «Wir erwarten mit Angst und Furcht das große und strenge Gericht Gottes, um zu empfahen, was unsere Thaten werth sind.» Und was habt ihr gethan? stellte nun der kühner werdende Beer seine dritte Frage. Darauf zeigten sie auf einen Vorhang. Beer zog ihn weg und erblickte eine Menge Waffen, Waaren, Geld, Menschenschädel und Gebeine, was ihn veranlaßte, die drei Greise gleichsam in ein peinliches Verhör zu nehmen, in dem sie eingestanden, daß sie viel böse Thaten vollbracht hätten. Bei der Frage, ob sie solche bereueten, fingen sie an zu zittern und gaben keine Antwort; auf die, ob sie noch gute Werke thun wollten, erwiederten sie, daß sie es nicht wüßten, zeigten aber bei diesen Worten auf die aufgehäuften Schätze und forderten, daß Beer dieselben mit sich nehmen solle. Da dieser es aber standhaft verweigerte, überflog eine heitere Miene ihre ausgemergelten Gesichter, und Einer der Greise schlug das Buch auf und las: «Die letzten Geister des Berges sollen erlöst seyn, wenn ein Böswicht ihren Schatz ganz und ungetheilt hebt und ein frommer Mann ihn verschmäht.» Als er diese Worte geendet, fuhr plötzlich ein Sturm durch das Gemach und entführte durch eine gräßliche Kluft, die hinter dem Vorhange entstand, sämmtliche

Schütze; die Geister verschwanden und der Fels stürzte zusammen, Johannes Beer aber befand sich unter freiem Himmel und bemerkte, daß es unterdeß Nacht geworden sey. Ein düsteres Gesträuch betrachtet man noch jetzt als Wahrzeichen, daß hier die Geisterhöhle gewesen sey.

29.

Der Pfaffensee

bei

Ehrhardorf

im Czernikauer Kreise des Regierungsbezirks Bromberg in Posen, ist fast kreisrund, voll klaren, stets ruhigen Wassers und seine Ufer sind mit dichten Laubwäldern bedeckt. In früherer Zeit soll hier, nach alten urkundlichen Nachrichten, das Dorf Zitko gestanden haben, dessen Einwohner sich durch Gottesfurcht und sehr fleißigen Kirchenbesuch auszeichneten. So waren sie denn auch einstmals am Johannisfeste in solcher Menge versammelt, daß die

Kirche sie nicht alle aufnehmen konnte, sondern viele außerhalb derselben bleiben mußten. Und sie alle — versanken, als eben der Priester den Segen gesprochen, mit der Kirche in die Tiefe, und über ihnen entstand ein See. Noch hört man an jedem Johannistage Mittags in seiner Tiefe die Glocken und sieht auf der Oberfläche den Kasten schwimmen, worin die heiligen Gefäße aufbewahrt sind, ja man will zuweilen einzelne Stimmen vernommen haben. Die Umwohner des Sees haben vor ihm Scheu und Ehrfurcht und wagen es nicht, daraus einen Fisch zu essen. Ein junger Bursch aus Ehrbarsdorf wagte es aber doch einmal zu angeln und wollte mit einem gefangenen schönen Fische nach Hause eilen, als eine klägliche Stimme aus dem Wasser ihr Kind zurückforderte. Erschrocken warf der Bursche den Fisch wieder in den See und eilte, so viel es ihm der Schreck gestattete, von dannen.

30.

Das Erdmännchen

in

Hardenstein

an der Ruhr im westphälischen Regierungsbezirk Arnsberg.

Auf Hardenstein lebte zu Kaiser Wenzels Zeiten ein Ritter Neveling von Hardenberg und bei ihm auf der Burg gastlich und vertraulich der Erdmännchenkönig Goloemar oder Vollmar, der ein geschickter Harfen- und Würfelspieler war, Wein trank und oft mit dem Ritter in Einem Bette schlief. Er sprach mit Allen, welche die Burg besuchten, und beschämte Viele durch Entdeckung ihrer heimlichen Sünden, daher ihn die Mönche und Geistlichen nicht gut leiden konnten. Seinen Freund Neveling, den er seinen Schwager zu nennen pflegte, warnte er vor Feinden und belehrte ihn, wie er denselben entgehen könnte. Ja, sogar auf religiöse Gegenstände ließ er sich im Gespräch ein. Er hatte im Hause seine eigne Kammer, seinen Platz am Tische, sein Pferd im Stalle. Speisehaber und Heu wurden verzehrt, von ihm selbst aber und seinem Pferde sah man nur den

Schatten. Seine Hände ließ er zuweilen als weich und froschkalt fühlen.

Hätte man nun diesen geistigen Hausfreund ungeneckt fortwirken lassen, so wäre das Haus in Glück und Ruhe geblieben. Da gab es aber einstmals daselbst einen Küchenjungen, der den Vorwitz hatte, hin und wieder Asche und Erbsen zu streuen, erstere, damit er in ihr wenigstens des Erdkönigs Fußtapfen, und Erbsen, daß das Männlein fallen und so in der Asche seine Gestalt abdrücken möchte. Als an einem gewissen Morgen der Küchenjunge das Heerdfeuer anzündete, kam das Erdmännlein, brach ihm den Hals und hieb ihn in Stücken, von denen er etliche am Spieße briet, etliche röstete, Kopf und Füße aber kochte. Als Alles gar war, wurde es von unsichtbarer Hand auf Goldemars Kammer getragen und dort unter Jubel und Musik verzehrt. Seit der Zeit hat der Erdmännchenkönig die Burg verlassen und beim Abschiede über seine Kammerthüre geschrieben, daß das Haus von nun an unglücklich seyn, die Güter zerstreut werden und nicht eher wieder zusammenkommen sollten, als bis zugleich drei Hardenberge von Hardenstein leben würden. Der Spieß und Rost, an dem der Küchenjunge gebraten worden ist, waren auf der Burg bis 1651, der Topf aber ist in der Küche eingemauert noch heute zu sehen.

31.

Der Ritterschild in der Kirche

zu

Mittenwalde,

einer sehr alten Stadt im Potsdamer Regierungsbezirk. Dieser Schild, der wenigstens in der Vorzeit hier zu sehen war, soll dem Ritter Siegmund von Nieverschrocken gehört haben. Er lebte am Hofe des Markgrafen und Erzbischofs Wilhelm von Riga und bewies, ungeachtet seiner kleinen Körpergestalt, solchen Muth, solche Unerschrockenheit, daß ihn darum alle seine Genossen beneideten und bei dem Markgrafen in Ungnade zu bringen suchten. In der Absicht überredeten sie ihren Herrn, den Ritter zu sich zu rufen und ihn unter dem Scheine, als ob er ihm etwas Heimliches sagen wolle, anzuschnarchen. Sie hofften nämlich, daß darüber der Ritter erschrecken würde, worauf sie ihn dann verhöhnen und als feig verlachen wollten. Der fromme, arglose Erzbischof war einfältig genug, diesem Vorschlage Gehör zu geben, und schnarchte den Ritter graulich an. Dieser aber, solch einer Behandlung ungewohnt, gab dem Bischofe einen so derben Backenstreich, daß er mit dem Stuhle umfiel, und ging davon.

Schnell ſprangen die Höflinge zu Hülfe und freuten ſich im Stillen der unausbleiblichen Ungnade ihres Herrn über den Ritter. Aber der Erzbiſchof dachte edel und großmüthig, ließ den Ritter zu ſich kommen und ſagte mit mildem Ernſte zu ihm: »Du haſt meiner nicht geſchont, viel weniger wirſt du meiner Feinde ſchonen: ſey mein Diener, auf den ich mich verlaſſen, dem ich ſtets vertrauen kann.« Und er hatte ihn noch lieber als vorher.

32.

Die Gründung Kreuznachs.

Ein Wald im Frankenlande
lag wild und ſchauerlich,
ein Fluß entwand dem Schatten
der Felſenklüfte ſich,
und mitten auf dem Fluſſe
lag eine Inſel klein,
und mitten auf der Inſel
ſtand hoch ein Kreuz von Stein.

Und wenn der Fluß zum Strome
durch Regengüſſe ſchwoll,

daß rings von seinem Tosen
Gebirg' und Thal erscholl
und seine Hütt' in Trümmer
der Fischer sinken sah,
stand hoch und unerschüttert
das Kreuz im Strome da.

Der Meister, der's errichtet
mit kunstgeübter Hand,
war über's Meer gekommen
in's fränk'sche Heidenland,
war in die Nacht gedrungen
der wüsten Barbarei,
damit des Kreuzes Schimmer
ein Licht im Finstern sey.

Der Fischer ohne Hütte
zum fremden Meister fleht:
«O lehr' ein Haus mich bauen,
das gleich dem Kreuze steht.»
Und jetzt auf Felsenboden
ward Stein auf Stein gesetzt;
das Wasser schwoll und brauf'te,
das Haus blieb unverletzt.

Da kamen sie zur Insel
gepilgert durch den Wald;
bekehrt durch's Kreuz, bekehret
zum Kreuz ward Jung und Alt.
Und eine Stadt erhob sich,

wo einſt die Hütte ſtand:
vom nahen Kreuz der Inſel
ward Kreuznach ſie genannt.

G. Pfarrius.

53.

Der Schmied auf Chriſtburg

in

Preußen.

Regierungsbezirk Königsberg. Die Chriſtburg war eine der ſchönſten und vorzüglichſten Veſten des deutſchen Ordens in Preußen und blieb ſpäter ganz unbewohnt liegen, weil furchtbare Geſpenſter daſelbſt keinen lebenden Menſchen duldeten. Die Entſtehung des Spukes erzählt die Sage alſo.

Der deutſche Orden wollte unter dem Hochmeiſter Ulrich von Jungingen dem Polenkönig Jagello Wladislav Krieg ankündigen. Da dieſer aber zu eben der Zeit ſehr wohlgerüſtet war, widerriethen es viele Ritter, ſelbſt der Hochmeiſter, und am eifrigſten der Komthur Albrecht von Schwarzburg, dem der Befehl über-

die Christburg anvertraut war; aber die Mehrzahl der Ritter wollte Krieg, und er begann. Albrecht verließ traurig und sehr mißlaunig die Burg, denn er ahnete den unglücklichen Ausgang des Krieges. Als ihn bei seinem Austritte der oberste Chorherr fragte, wem er während seiner Abwesenheit den Befehl in der Burg anvertrauen wolle, erwiederte er zornig: die und den bösen Geistern, die uns zu diesem Kriege getrieben.

Der Orden verlor die unglückliche Schlacht von Tannenberg, in welcher Albrecht seinen Tod fand. Auch der oberste Chorherr auf Christburg starb, und nun begann auf derselben nach des Komthurs Worte die Herrschaft der bösen Geister und zwar so, daß nach kurzer Zeit kein Mensch es mehr aushalten konnte. So fanden, um nur einiger Beispiele ihres Unwesens zu gedenken, die Burgbewohner nicht selten Blut in ihren Speisen und Getränken, und der Ekel davor zwang sie zu hungern; die Knappen kamen statt in den Stall auf den Boden, statt in die obern Gemächer in die Keller. Es war ein immerwährendes Foppen, Necken, Kneipen, Verwirren, und da das alle Bewohner, Ritter, Knechte, Pfaffen ꝛc. traf, so war die Burg einem Irrenhause nicht unähnlich. Dazu kam noch ein solch schreckliches Heulen und Wehklagen, daß Viele vor Schreck starben. Am meisten hatten es die bösen Geister auf den neuen Komthur Walter von Frauenberg abgesehen, den sie, weil ihnen von Albrecht im Zorn die Burg übergeben worden war, nicht leiden wollten. Eines Tages hingen sie ihn auf dem Burgplatze an einen Baum, ein andermal stellten sie ihn auf die höchste Burgzinne, und da ihn aus diesen

Lebensgefahren ſeine Knechte nur mit der äußerſten Anſtrengung retteten, zündeten die Geiſter ihm im Schlafe den Bart an und quälten ihn und alle Bewohner ſo, daß ſie die ſchön gebaute, herrliche Burg verlaſſen und wüſte ſtehen laſſen mußten.

Einige Jahre nach der Tannenberger Schlacht kehrte der Schmied aus dem Städtchen, nahe der Burg, von einer langen Wallfahrt in ſeine Heimath zurück, wo er mit großer Betrübniß hörte, was ſich unterdeß zugetragen habe und daß die ſchöne Veſte jetzt ein Aufenthalt böſer Geiſter ſey. Der Schmied hatte ſonſt mit den Burgbewohnern immer in Freundſchaft gelebt und wollte ſich, ohne Aberglauben und Furcht, von der Wahrheit der Sage ſelbſt überzeugen und ging — auf Chriſtburg zur Mittagszeit. Wie herzlich freute er ſich, als er an der erſten Zugbrücke ſeinen alten Freund, den Hauskomthur Otto Sangerwitz, erblickte und ihn nach alter traulicher Weiſe grüßen konnte. So iſt alſo, ſprach er zu ihm, das Gerücht von euerm Tode in der Schlacht nicht wahr, und die Sage von dem Geiſterweſen auf der Burg eine Lüge. Was davon wahr iſt, entgegnete ihm der Komthur, ſollſt du gleich ſehen. Komm mit mir!

Sangerwitz führete ihn in alle Gemächer, wo er eine Menge Ritter fand, von denen einige ſpielten, andere zechten und andere Greuel trieben. In der Burgkapelle ſtand ein Pfaffe am Altar, um Meſſe zu leſen, die Chorherren ſaßen auf ihren Stühlen, aber nirgends hörte man einen Laut. Da bekam der Schmied doch ein leichtes Schauern, beſonders, da ſich plötzlich ein allgemeines Heulen und Jammern erhob und er nun wol

merkte, daß er unter Geistern wandle. Der Hauskomthur führte den Schmied zurück bis an die Brücke und befahl ihm, das Gesehene dem Hochmeister in Marienburg zu melden und diesen von seinem geheimen Vorhaben abzumahnen. Wenn der Schmied diese Botschaft ausrichte, werde ihn dafür der Hochmeister tödten lassen. Mit diesen Worten war der Hauskomthur verschwunden.

Ungeachtet der Drohung ging der Schmied doch und richtete seine Botschaft getreulich aus. Der Hochmeister hocherzürnt, daß seine heimlichen Anschläge auf eine so unerklärliche Weise dem Schmied bekannt worden waren, ließ diesen sogleich in dem Nogatflusse ertränken.

34.

Das Mädchen mit dem Dolche an der Moritzburg

zu

Halle.

Vor alten Zeiten lebte in Halle ein Bischof und seine Schwester, die fürstlichen Standes und beide baulustig waren. Der Bischof baute die Moritzkirche,

drängte aber seine Arbeiter so zu übermäßiger Arbeit, daß sie auch nicht einen Augenblick feiern durften, und trug, um sich ihnen immer bemerklich zu machen, einen Gurt mit klingenden Schellen. Dieser fortwährenden Plackereien wurden die Arbeitsleute überdrüßig und sie verließen den Bau, der dadurch bedeutend verzögert wurde.

Seine Schwester baute die Moritzburg, welche die Schweden im dreißigjährigen Kriege zerstört hatten, und war menschlich und mild gegen ihre Arbeitsleute, daher auch alle, die von dem Bruder fortzingen, zu ihr kamen, was ihren Bau sehr förderte, so daß sie mit ihrem Burgbaue weit früher fertig wurde, als ihr harter Bruder mit der Kirche. Das verdroß diesen und er warf deshalb einen so argen Haß auf seine gute Schwester, daß er an ihr Rache zu nehmen beschloß. Um diese auszuüben, stellte er sich gegen sie freundlich und sprach mit frommem Scheine von Versöhnung, wozu er ihr, wenn sie unter das Schloßthor käme, die Hand bieten wolle. Die Schwester, gutmüthig und arglos, folgt seiner Einladung. Der Bruder empfängt sie mit einer Umarmung und während derselben stößt er ihr — einen Dolch in die Brust.

Zum Andenken an diese abscheuliche Schandthat ist das Bild des Mädchens mit dem Dolche in der Brust über dem Thore der Moritzburg aufgestellt, und in der Moritzkirche findet man des Bischofs Bild mit dem Schellenbehänge.

53.

Der Loosberg in Aachen.

Fortsetzung des Wolfs im Dome (1. Bd. S. 13).

Hoch jubelte das Volk in Aachen
mit selbstzufried'nem Wohlbehagen,
daß es durch schlau ersonn'ne List
den Teufel selbst betrog,
der doch, wenn Bibel nicht und Sage log,
ein Ausbund aller Schelmen ist!
Vollendet war der prächt'ge Dom,
und war St. Peter auch in Rom
noch schöner, kam er auch viel theurer
der lieben Christenheit zu steh'n!
Hier aber war — der Teufel Gläubiger
und mußte sich mit einem Mal
um Zinsen und um's Kapital
betrogen seh'n!

So was verschmerzt der Mensch nicht leicht
und sucht Gelegenheit zur Rache:
vielmehr dem Teufel es zu Kopfe steigt,
daß man ob seiner Einfalt ihn verlache.

Voll Wuth fuhr er auf Vampyrflügeln
zum Meere, wo der Brandung Schlag
den todten Sand gehäuft zu Hügeln,
die Niemand messen, Niemand zählen mag.
Auf diese stürzt er sich mit Hast,
ruft schnell herbei die rußigen Gesellen,
daß Jeder rüstig mit anfaßt,
zu heben aus den Wellen
die größte Düne, die er nur erschaut,
woran das Meer Jahrhunderte gebaut,
um sie auf seine Schultern sich zu legen
gleich einem Sack. Sein Wille war geschehn,
und nun soll's auf den kürzesten Wegen
nach Aachen gehn:
er will, um Rache doch zu haben,
dort unter'm Sand den Dom begraben.
Jedoch es ging damit,
so sehr er eilte, doch nur Schritt vor Schritt,
weil sich der Sand sackförmig überbog
und so von vorn die Aussicht ihm entzog,
daß er vom Wege sich verirrte;
dazu erhob sich noch ein heft'ger Wind,
der so viel Sand ihm in die Augen führte,
daß er davon fast blind!

So stolpert er bis zu dem Seersthal,
wo er, vom Schweiße lauch und fahl,
ein altes Weib erblickt'; die muß er fragen,
ob es noch weit sey bis nach Aachen.

Die Alt' erkennt gleich den Herrn Urian,

sie hatte ihn beim Dombau oft gesehen
und wußte, welcher Schimpf ihm angethan,
wie er beschämt von dannen mußte gehen,
und merkte gleich,
welch einen bösen Streich
er mit dem Sande wolle üben.
„Ach, Herr, (erwidert sie fast weinerlich)
ihr dauert mich,
daß ich euch soll betrüben
mit meiner Auskunft! Herr, ihr seid
vom rechten Wege abgekommen,
es ist bis Aachen noch entsetzlich weit;
seht meine Schuhe an den Füßen,
ganz alt und um und um zerrissen,
hab' ich als neu in Aachen mitgenommen!"

Da flucht der Schwarze, daß das Thal erdröhnt,
und schnell das Weib, wohl wissend, daß sie ihn versöhnt,
zurück springt — ich bin müde
der Schleppetei; dem Lügennest
geb' ich ein andermal den Rest,
jetzt hab' es Friede!

Er sprach's und warf mit Wuth,
sein Mund und Auge sprühte Gluth,
die Sandlast auf die Erde nieder
und fuhr mit Schwefelflammen in die Luft,
und nie — ob auch der Frevler lock ihn ruft' —
kam er nach Aachen wieder.

Der Sand, den der beleg'ne Teufel von ſich warf,
iſt jetzt als Loosberg*) noch zu ſehen,
und von der Heftigkeit des Wurfs
ſah man die tiefe Gaſſ' entſtehen!

36.

Der Kutſchenſtein am Falkenſteine

bei

Fiſchbach

in Schleſien ſoll ſeinen Namen von einer Begebenheit haben, welche die Sage ſo erzählt. Der Ritter auf Bolzenſtein (im Schönauer Kreiſe) war von ſeiner ehelichen Hausfrau mit einem Söhnlein beſchenkt worden und lud zu deſſen Pathe die Burgfrau von Falkenſtein nebſt ihren Töchtern Uda und Giſela ein. In den Gauen umher war Ruhe und man hatte ſeit Wochen

*) Loos heißt Einige von uns, loſe d. h. ſchlau, verſchlagen, Andere von los, ledig, frei ſeyn.

und Monden nichts von den umherstreifenden Hussiten gehört; daher hatte der glückliche Kindtaufsvater die befreundete Ritterschaft der ganzen Umgegend durch besondere Boten begrüßen lassen, bei dem Feste zu erscheinen und Theil an seiner Freude zu nehmen. Diese Nachricht war Allen willkommen, daher sich auch, wer nur konnte, auf dem Bolzenschlesse stattlich einfand. Nachdem die heilige Sacramentshandlung verrichtet war, begann ein Gelag, bei dem die Humpen fleißig geleert und immer fröhlicher wieder gefüllt wurden. Nach und nach gewann der Becher durch seine öftere Runde immer mehr traute Freunde an der Tafel, riß dadurch die Alleinherrschaft an sich und verdrängte die breiten, schwerfälligen Schüsseln. Ein Lebehoch folgte dem andern, und das der fröhlichen Kindbetterin gebrachte schallte durch Saal und Hallen! Auch den alten weißlockigen Ritter von Bobersstein begeisterte der Rebensaft so, daß er seinen Becher zu Ehren der schönsten Jungfrau im Gau und ihres künftigen Eheherrn erhob und leerte! Das ist Uda von Falkenstein riefen Alle, und ließen die Becher und Humpen an einander klirren. Uda aber schlug errötheud die Augen nieder, denn sie war bescheiden, und ihr unfern saß Otto von Czedlitz auf Maiwalde, den sie liebte und von dem sie geliebt wurde: aber ihre Väter lebten mit einander in Fehde, die zwar unbedeutend, aber ihrer Liebe dennoch hinderlich war. Das Alles wußte der alte Bobersteiner und er brachte, da er die Verbindung der Liebenden wünschte, deshalb das Lebehoch, um diese Herzenssache in solchem frohen Kreise an's Licht zu bringen. Da die Liebenden ihre Gefühle nicht verbergen

konnten, erbot er sich und noch ein anderer Ritter, die beiden Väter auszusöhnen. Otto's Vater, bei dem Taufschmause zugegen, war es sogleich und gern zufrieden, und alle Anwesende hofften, mit ihm daß auch der Falkensteiner, Uda's Vater, der, weil er des Mahnwitzes Gegenwart bei dem Taufseste ahnete, daheim geblieben war, der Versöhnung nicht abgeneigt sein würde, und diese Hoffnung machte wo möglich die Gesellschaft noch fröhlicher, die bis zum dritten Tage auf Bolzenstein verweilte, und, besonders Otto und Uda, sich in Träume einer glücklichen Zukunft versenkte.

Da kam, wie ein Blitz aus hellem Himmel, die Nachricht, daß sich Hussitenschwärme sehen ließen, und die Burgfrau von Falkenstein trat mit ihren beiden Töchtern die Heimkehr an. Otto von Czedlitz und noch ein anderer Ritter begleiteten sie und kamen ungefährdet bis in das Falkensteiner Gebiet und, da indeß der Mond aufgegangen war, bis an den Fuß der Burg. Hier aber zeigten sich plötzlich Hussiten. Die Ritter forderten den Kutscher, welcher die drei Frauen fuhr, dringend auf, so sehr, als es nur immer möglich sey, zu eilen, indeß sie zurück bleiben und die Hussiten von weiterer Verfolgung abwehren wollten. Der Kutscher bedurfte dieser Aufforderung nicht, sondern trieb schon für sich die Rosse so heftig an, daß diese alle ihre Kräfte anwandten und den steilen Berg, als ob es Ebene wäre, hinanjagten. Da ließ aber das Walddunkel und die Angst den Kutscher den rechten Weg verfehlen und rechts an die steile Felsenwand lenken, von welcher der Wagen mit Menschen und Rossen in einen schauer-

lichen Abgrund stürzte. Alles Leben hatte nun statt Rettung den schrecklichsten Tod gefunden. Seit jener traurigen Begebenheit heißt diese Felsenklippe noch bis heute der Kutschenstein.

37.

Der Mönch zu Heisterbach.

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
lustwandelt an des Gartens fernstem Ort;
der Ewigkeit sinnt tief und still er nach,
und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort.

Er lies't, was Petrus der Apostel sprach:
dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr,
und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag.
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert ſich zweifelnd in dem Wald;
was um ihn vorgeht, hört und ſieht er nicht;
erſt wie die fromme Vesperglocke ſchallt,
gemahnt es ihn der ernſten Kloſterpflicht.

Im Lauf erreichet er den Garten ſchnell;
ein Unbekannter öffnet ihm das Thor.
Er ſtutzt, — jedoch die Kirche iſt ſchon hell,
und d'raus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

Nach ſeinem Stuhle eilend tritt er ein,
doch wunderbar, ein And'rer ſitzet dort;
er überblickt der Mönche lange Reih'n,
nur Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angeſtaunt rings um,
man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr;
er ſagt's, da murmelt man durch's Heiligthum:
dreihundert Jahre hieß ſo niemand mehr.

Der letzte dieſes Namens, tönt es laut,
er war ein Zweifler und verſchwand im Wald;
man hat den Namen Keinem mehr vertraut. —
Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr;
man nimmt das alte Kloſterbuch zur Hand,
da wird ein großes Gotteswunder klar:
er iſt's, der drei Jahrhunderte verſchwand.

Der Schrecken lähmt ihn, plötzlich graut sein Haar,
er sinkt dahin, ihn tödtet dieses Leid,
und sterbend mahnt er seiner Brüder Schaar:
«Gott ist erhaben über Ort und Zeit.

«Was Er verhüllt, macht mir ein Wunder klar,
d'rum grübelt nicht, denkt meinem Schicksal nach;
ich weiß: ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag.»

C. W. Müller.

38.

Das Rathhaus

in

Erfurt.

Erfurt, jetzt die Hauptstadt eines Reg. Bezirks, war es sonst von ganz Thüringen, und nicht nur im deutschen Reiche, sondern auch im Auslande berühmt wegen seiner Thürme und der großen Glocke, die weit hin durch die Gebirge und Ebenen des fruchtreichen Thü-

ringens tönte; nicht minder wegen seiner tapfern Bürger, die gar oft in Waffen erschienen. Aber auch an dieser alten ehrwürdigen Stadt der Vorzeit übte die Zeit ihre Rechte und vertauschte die alten morschen Gebäude mit neuen, und nur der ehrwürdige heilige Dom und das Rathhaus behaupteten ihren alten Standort, ihre alterthümliche Gestalt. Letzteres schützte die alte Rolandssäule, die vor ihm mit Schwert und Fahne stand, um zu deuten, daß hier Gerechtigkeit Gericht halte, und zu zeigen, woher der Wind wehe. Dieser Wächter veraltete aber endlich selbst so, daß er das Rathhaus vor dem erneuenden Zeitgeiste nicht mehr schützen konnte, denn es ward — niedergerissen, um an dessen Stelle ein neues zu bauen. Mit unsäglicher Mühe mußte man seine felsenfesten Mauern trennen, nicht ohne wehmüthige Rührung die alten Wappenschilder edler Familien, die eroberten Fahnen und Paniere und die alte Armbrust, welche nur sechs Mann spannen konnten, wegnehmen! Die greisen Bürger trauerten wie um einen alten Freund, und die Jugend wie um einen Großvater, der sie gern in seinen Hallen spielen ließ. Leider zu spät bereute man die rasche That und baute auf den alten Grund — kein neues Rathhaus; denn in mondhellen Nächten erschienen die Geister der alten Räthe im Schmucke ihrer Amtswürde, setzten sich auf die Bänke um den Roland her, schüttelten die tiefwallenden Locken und — schwiegen, und wenn vom Thurme die erste Stunde nach Mitternacht tönte, ließ Roland seine Fahne knarren, und die Geister verschwanden.

39.

Der böse Hans

vor

Droßen.

Hans hat sich das Maul verbrannt, — diß Sprichwort hört man im ganzen Märkerlande, und es hat seinen Ursprung in der früheren Geschichte. In Sagan regierte einstmals ein Herzog, der böse Hans genannt, der seine Lust nur an Krieg, an Morden und Brennen fand und damit oft die Marken des brandenburger Landes heimsuchte. Auf einem solchen Raubzuge kam er auch vor Droßen (einem Städtlein im Sternberger Kreise des Frankfurter Reg. Bezirks), um die Bürger zu vertreiben oder zu morden und ihre Wohnungen niederzubrennen. Die Droßner Bürger waren aber keine Memmen, sondern rüsteten sich zu tapferer Gegenwehr. Herzog Hans stürmte mit aller Macht, aber vergebens, denn die Bürger standen Mann an Mann, und nur als sie in der Ferne neue feindliche Heereshaufen gegen sich heranziehen sahn, sank ihnen der Muth; denn ihre Reihen waren lichter und die Kraft der Uebriggebli-

denen matter geworden: man ſuchte das letzte Heil in der Flucht. Da traten die Weiber zuſammen, ermunterten ihre Männer, auszudauern im Kampfe, und ſie ſelbſt kochten in allen Töpfen, Pfannen und Keſſeln ſiedendheißen Brei, den ſie von der Mauer in ſolcher Menge goſſen, daß die Feinde davon ganz durchnäßt, verbrannt, erſtickt und zu ſchnellem Rückzuge gezwungen wurden. Daher das ſpöttiſche Sprüchelchen: Herr Hans hat ſich vor Droßen am Brei das Maul verbrannt.

40.

Die verſunkene Orgel

zu

Bernsdorf.

In der Nähe von Bernsdorf liegt ein kleiner, anſcheinend grundloſer See, aus deſſen Tiefe man zu Zeiten Orgeltöne vernimmt. Als die Kirche zu Bernsdorf erbaut ward, iſt an dieſer Stelle die Orgel bei der Hinfahrt plötzlich verſunken und

so der See entstanden. So lange nun der Gesang in der Kirche währt, so lange sollen sich auch die Orgeltöne vernehmen lassen.

Zu Bernsdorf ward ein Kirchlein
von milder Hand gebaut,
d'rin preis't der Mund der Frommen
des Herren Gnade laut;
doch, wie man dort auch freudig singt,
kein Orgelton im Kirchlein klingt.

Die Orgel ist versunken,
als man in's Dorf sie fuhr,
ruht in des Sees Grunde,
und Keiner weiß die Spur;
hat denn die Wege wild empört
der Gläub'gen Andacht so gestört?

Zur nächsten Sonntagsfrühe
singt traurig jeder Mund,
das Lob des Höchsten giebt sich
in heißen Thränen kund.
Da horch! — aus tiefer Fluth erklang
die Orgel mächtig zum Gesang!

Seither an jedem Sonntag,
sobald die Glocken vom Thurm
verhallen, aus dem Grunde

erbrauſet Orgelſturm: —
den Herrn preiſ't Wind und Sonnenſchein,
da will nicht ſtumm die Woge ſeyn.

Rodnagel.

41.

Reck

von

Volmeſtein.

Volme- oder Volmarſtein, ein Marktflecken am Einfluſſe der Volme in die Ruhr, liegt im weſtphälischen Reg. Bezirk Arnsberg, und gehört dem Grafen von der Recke. Von Einem ſeiner Ahnen lebt folgende Sage.

Ein Reck von Volmeſtein war weit und breit in den Gauen des Rheins und Weſtphalens als der tapferſte Ritter bekannt, deſſen Lanzenſtoß und Schwerthieb Keiner zu widerſtehen vermochte. Daß er der Ritter eines Fräuleins war, für die er nach der Sitte jener Zeiten

kämpfte, wußte und sah Jedermann an dem silberfarbenen Schleier, der von seinem Helme und Fähnlein wehte! Und wo dieser Schleier wehte, war stets — vollkommener Sieg! Darob freute sich der Kaiser gar höchlich und fragte ihn scherzend, warum er sich keine eheliche Hausfrau wähle, da er doch so große und reiche Besitzungen und Ruhm und Ehre viel habe, und, fuhr er fort, wenn er sich selbst keine wählen könne, wolle er ihm seine Base vermählen. Auf diese Rede des Kaisers färbte sich des Ritters Angesicht dunkler, und feierlich ernst erwiederte er: Mein Kaiser hat mir Herrliches und Schönes geboten, was ich aber nicht annehmen kann, denn ich bin längst schon verlobt. Der Kaiser, von diesem Geständniß angenehm überrascht, wünschte ihm Glück, und den Namen der Verlobten zu wissen. Der Ritter versicherte, ihn nicht aussprechen zu dürfen, weil er mit Hand und Mund, denselben gegen Jedermann zu verschweigen, gelobet habe. Ich will dein Gelübde lösen, entgegnete mit strenger Miene der Kaiser; doch nennst du mir nicht den Namen deiner Verlobten, sollst du meinen Zorn fühlen. Mag dieser auch hart und schwer seyn und ein meinem Herrn Kaiser treuergeb'nes Gemüth tief schmerzen, so werd' ich mein Wort doch nicht brechen, gab der Ritter Antwort mit festem Tone, nahm seinen Helm und wandte sich zu gehen. Aber der Kaiser entließ den Braven nicht, sondern versicherte, daß seine Drohung nur ein Scherz gewesen sey, und er ihm die Nennung des Namens seiner Verlobten erlasse, da er ihm doch keine Freude machen werde. Der Ritter, die Worte des Kaisers deutend, als ob er seine Verlobte von verächtlichem

oder niederem Stande halte, vermochte kaum seinen Zorn ob solchem Argwohn zu verbergen und versicherte, daß seine Verlobte an Stand, Macht und Sitte nicht geringer als der Kaiser, und eine größere Schönheit weder im Himmel noch auf Erden zu finden sey, als seine Holde, wenn sie am Ufer auftauche im silbernen Gewande! Alle erstaunten über diese Rede, und im Kreise der Höflinge erhob sich ein spöttisches Murmeln. Der Ritter von der Reck aber erbleichte und blickte fast zitternd zur Erde, denn er hatte im Liebeseifer sein Geheimniß verrathen. Doch bald erhob er sich wieder und tobte wie ein Rasender hinaus in die Nacht, und von seinem Helme wehte ein schwarzer Schleier. Der nächste Morgen rief ihn zum Kampfe, und allen Streitern voran wehte, wie ein Panier, der schwarze Schleier. Recks hoher Helm und sein Fähnlein fielen, und der Schleier, roth vom edeln Blute, deckte die Gefallenen.

42.

Das Kreuz in St. Marien

zu

Köln.

In der heil'gen Stadt am Rhein
hängt ein alterthümlich-Kreuz,
in der Nacht giebt's lichten Schein,
Tröſtung manchem Armen beut's.
Aus der Wand hervorgeſproſſen,
wie die alte Kunde ſagt,
iſt es ſchwarz in's Holz geſchoſſen,
das zu rühren Keiner wagt.

Chriſtus traurig niederblickt,
tief das Haupt im Schmerz geſenkt;
wer ihn anſieht, der erſchrickt,
wenn er ſeiner Schuld gedenkt.
Beugt er doch ſich ob den Sünden

dieſer laſtervollen Welt,
wie ſein Spruch einſt wird verkünden,
wenn das All in Staub zerfällt.

Weit die Arm' am Kreuzesſtamm
breitet er wie Gnade flehend,
weil auf ſich die Schuld er nahm,
liebreich nach den Kindern ſehend.
Doch ſtets neue Sünden mehren
ſeine, des Erbarmers, Laſt,
laſten, drücken und beſchweren
ihm das Haupt zur Erde faſt.

Und wenn müd' er ſich einmal
ganz bis auf den Boden neigt,
reif iſt dann die Saat im Thal,
die aus todten Gräbern ſteigt,
und bei der Poſaunen Schalle
öffnet ſich der Grüfte Schoos,
legt die Thaten, Thäter alle
vor dem ew'gen Richter bloß.

Wird der Herr dann zum Gerichte
kommen mit der ſchweren Laſt,
ruft der Sünder: o vernichte,
Herr, die du gebildet haſt!
Fallet über mich, ihr Berge,
ew'ge Nacht, bedecke mich,
daß ich mich vor ihm verberge,
denn ſein Zorn iſt fürchterlich! —

Nahm ein Maler einſt ſich vor,
abzufei'n das heil'ge Kreuz;
doch das Aug' umzog ein Flor,
und dem Kecken bald gereut's:
denn die freche Hand verdorrte,
löſ'te ſich und fiel herab,
Wahnſinn wurden That und Worte,
und er ſank in's frühe Grab.

F. Kreuſer.

45.

Das Wappen der Schaffgotſche

in

Schleſien.

Dieſe hiſtoriſche Sage fällt in die Zeiten Kaiſer Karl's IV., der von 1346 bis 1378 regierte. Die alte gräfliche Familie Schaffgotſch, ſonſt Gotſche Schoff genannt, iſt ſchon ſeit dem 14. Jahrhunderte im Beſitze der berühmten Burg Kynaſt (jetzt Ruine) und der damit verbundenen Herrſchaft in Schleſien.

Als Kaiſer Karl vor Erfurt lag,
das er gewinnen wollte,
erhob ſich eine große Schlacht,

die nur erſt ruhte mit der Nacht,
weil ihm das Kriegsglück grollte;
doch ſteckte er das Schwert nicht ein,
bis er ſich kann des Sieges freu'n!

Er ſammelte um ſich die Schaar,
die Tapfern zu belohnen,
und lohnte ſie mit Lob und Ehr'
als die Getreueſten im Heer
und werth der Siegerkronen.
Sie freu'n ſich deß und jauchzen laut,
und er ernſt lächelnd auf ſie ſchaut!

Doch Keinem war er wol ſo hold
als ſeinem Waffenträger,
dem Gotſch. Schoff, der unverzagt
für ihn das Leben oft gewagt,
ein kluger, tücht'ger Schläger,
denn er ihm ſtets zur Seite ſtand,
und beut ihm ſeine Kaiſerhand.

Von Gotſche Schoff's Hand troff das Blut
aus den erhaltnen Wunden,
da wiſcht er ſie am Panzer rein,
der blank erglänzt im Abendſchein
wie tauſend Feuerfunken;
als mit der Hand er d'rüber fuhr,
ſah man der blut'gen Finger Spur.

Dieß Blut, begann der Kaiſer d'rauf,
das ſeh' ich für mich träufen;
d'rum füg' ich deinem Wappen heut,
dem Schafe, für die Folgezeit
noch bei die blut'gen Streifen,
die deine Finger jetzt gemacht;
ſo ſey dir Kaiſerdank gebracht!

D'rum führen bis auf dieſen Tag
Schaffgotſche noch dieß Wappen,
und Alle führen es mit Recht,
denn Keiner wird von dem Geſchlecht
entehren ſolch ein Wappen!
Die Sanftmuth gilt dem Volksverein,
und Blut, dem Vaterland zu weih'n!

44.

Die Windeckswacht.

Windeck, ſonſt eine Ritterburg, jetzt ein Vorwerk im Schwetzer Kreiſe des Reg. Bezirks Marienwerder in Preußen.

„Wenn du, während ich im Kampfe zu dem Kaiſer ſtehe, daheim eines Knäbleins geneſt, ſo zünd' auf

dem höchsten Burgthurm ein Feuer an, daß es mir bei meiner Heimkehr schon fernhin ein Zeichen meines Vaterglückes sey.» So sprach Ritter von Windeck scheidend zu seiner ehelichen Hausfrau, die gesegneten Leibes war, und zog zu des Kaisers Heere, das bald einen vollständigen Sieg erfochten hatte. Viel hatte dazu der tapfere Windeck beigetragen, was huldvoll auch der Kaiser erkannte und ihn und seine Nachkommen zu Herren und Grafen ernannte! «Ich bin und bleibe, erwiederte bescheiden Windeck, meinem gnädigen Kaiser und dem Reiche treu, und meine Nachkommen werden desgleichen thun, wenn ich mich, wie ich zu Gott und allen Heiligen hoffe, solcher zu erfreuen habe!» Auf den Sieg folgte der Friede, und Windeck lenkte sein Roß nach der Heimath, sehnsuchtsvoll aufschauend nach den Thürmen seiner Veste, und sein Falkenauge gewahrte schon von weitem die Feuerwacht auf der höchsten Zinne. Schneller und weiter ausschreiten mußte nun das Roß, damit er bald sein holdes Weib und Söhnlein grüße! Tiefgerührt schloß er sein trautes Gemahl in die Arme, herzte und küßte den Knaben und rief: «Zum Andenken an die Geburt dieses Sohnes und an die Huld meines Kaisers, soll auf meinem Burgthurme die Windeckswacht brennen, bis mein Geschlecht — vergeht!»

Und die Wacht brannte manches Jahrhundert, und die Windecke standen in gar mancher Schlacht für Kaiser und Reich und trugen, wie einst ihr Ahnherr, kräftig bei zu glänzenden Siegen. Ehre und Ruhm waren die unzertrennlichen Begleiter ihres Namens und ihrer Thaten. Darüber grollte Nieder Thorwald, der den

Kaiser und seine Freunde bitter haßte und daher Gelegenheit suchte, sich an den Brüdern Windeck zu rächen. Diese glaubte er in einem nächtlichen Ueberfalle zu finden. Schon hatte er mit seinem Troße Windecks Mauern erstiegen, als die Feuerwacht lustiger aufflammte, der Thurmwart mit Macht in's Horn stieß und die Brüder mit ihren Mannen herbei rief, die mit der Schnelle und Gewalt des Blitzes die rachsüchtigen Burgstürmer in den tiefen Graben hinabstürzten.

Bald nach dieser Geschichte stand der Kaiser abermals seinen Feinden gerüstet gegenüber und — vermißte die Windecke. Aber sie kamen und halfen schlagen die Schlacht mit ihren scharfen Schwertern und den Sieg gewinnen. Deß freute sich der Kaiser und schwur ihnen bei ihrer Feuerwacht, daß er ihnen vor allen andern Rittern gnädig seyn wolle. Aber Fürstenwort ist nicht immer festes Wort, ihre Gunst flüchtiger, als des Feuers Rauch; das empfand der letzte Windeck, der mit seinen sieben Söhnen wider Recht von Haus und Hof vertrieben wurde, und die Windeckswacht — verlöschte für immer! In Elend und Dürftigkeit zogen die Unglücklichen von Land zu Land, und nirgends fanden sie Freunde, denn man fürchtete des Kaisers Zorn, der in abermalige Fehde verflochten wurde, wo es sein Leben, seine Krone galt! Da erschien unerwartet Windeck mit seinen sieben Söhnen und sprach zum Kaiser: Auch wider Recht verurtheilt und der Noth dahingegeben sind die Windecke keine Verräther! Wir bieten Euch unsern Arm zum Kampfe! Mit heimlicher Freude nahm der Kaiser das Anerbieten an und versprach ihnen Huld und

Gnade. Die Schlacht begann und endete, und der Kaiſer — freute ſich des Sieges. Wo ſind die braven Windecke? fragte er, und man führete ihn dahin, wo der Greis mit allen ſeinen Söhnen erſchlagen lag! Die Leichen wurden nach der Burg ihrer Väter gebracht, und hell leuchtete dazu die Feuerwacht durch die Gauen zum letztenmal. Die Windecke hatten geendet und ihre Wacht blieb auf immer verloſchen.

43.

Wehrſtedt

bei

Halberſtadt.

Was kündet uns des Wächters Horn,
was aller Glocken Klang?
was rennt erſchrocken Jung und Alt
die Straßen dort entlang?

Der Feind ist nah! der Feind ist da!
uns ward die bange Kund';
schon stürmet draußen Wall und Thor
der grimme Heidenhund.

Weh', unsre Krieger sind verzagt,
ein Heide rief herein:
Und sind wir erst in eurer Stadt,
so bleibt nicht Stein auf Stein! —

Und immer größer wird die Noth;
die Hülfe noch gebricht,
als schon das blut'ge Abendroth
erblaßt im Mondenlicht.

Im Städtlein heulet alles Volk,
zusammen Jung und Alt.
Der Bürgermeister Ruh' gebot,
ein Mann, hoch von Gestalt.

Die Sehne fraß mir all' der Tod,
spricht er: sie ruh'n im Grab';
soll ich als Greis und ohne Ruhm
zu ihnen geh'n hinab?

Doch nein — ich ruf', ich rufe sie
aus ihres Grabes Schoos:
vernehmt, ihr Todten, unsre Noth,
vernehmt des Landes Loos!

O, ſteigt aus eurer Ruhe auf,
ergreifet Schild und Speer
und werdet, was uns nicht gelang,
jetzt unſrer Mauern Wehr!

Da klappert's hier und rappelt's dort,
die Gräber thun ſich auf,
es ſteigt im modernden Gewand
ein Todtenheer herauf.

Unheimlich nicken Schädel weiß,
es raſſeln Schwert und Bein,
das ſchreitet lang und ſchreitet kühn
im blaſſen Mondenſchein.

Ein wilder Schreck die Heiden faßt,
ſie flieh'n verwirrt und bang.
Sie ſtehen nicht, und tolle Haſt
treibt ſie das Thal entlang.

Das Städtlein aber, das ſo ſchnell
ein Todtenheer bemannt,
wird Wehrſtedt in des Volkes Mund
ſeit jenem Tag genannt.

Nodnagel.

46.

Das ſtille Kind

bei

Erfurt.

In der Gegend von Erfurt wandelte über Felder und Fluren ein Mädchen, noch im Kindesalter, immer allein. Sein bleiches Geſicht mit den glanzloſen Augen und ſein weißes Kleid ließen leicht in ihm eine geſpenſtiſche Erſcheinung erkennen! Niemand weiß, woher es kommt und wohin es geht, bemerkt aber, daß, wo es mit ſeinem braunen Stabe in der Hand gewandelt, alle Blumen geknickt und abgeſchlagen waren. Niemand wagte es, das Kind anzureden, weil in deſſen Nähe Jedem Grauſen und Schauer überfiel und das Kind nur ſtets mit ſich ſelbſt in einer für Menſchen unverſtändlichen Sprache redete. Nur ein Bauer hatte einmal die Keckheit es anzureden und, da er keine Antwort erhielt, es ſogar zu ſchlagen, was ihm aber ſchlecht bekam, denn er wurde von dieſem Augenblicke an wahnſinnig.

Das kindliche Gemüth
trägt, wenn es Blumen bricht
und darinnen Ringler ſchwelgt,
der Schläge Strafe nicht.

47.

Froben's Denkmal

bei

Fehrbellin,

einem Städtchen im Regierungsbezirke Potsdam, in dessen Nähe die Dörfer Linum, Hakenberg und Dechtow liegen und an der Landstraße sich ein Denkmal befindet. Dieses erinnert an eine großherzige That der Vorzeit. Es war nämlich im Jahre 1675, als hier Friedrich Wilhelm, genannt der große Churfürst von Brandenburg, die 16 — 20,000 Mann zählenden Schweden unter dem General Wrangel überfiel und mit 6000 Reitern in die Flucht jagte. Er ritt einen großen, wilden Schimmel; das wußten die Feinde und richteten ihre Geschütze sorgfältig dahin, wo sie den Schimmel sahn, und um ihn her fielen die Kugeln ausgestreut, wie eine eiserne Saat. Dem alten, wackern General Dörflinger, der aus seiner frühern Dienstzeit bei den Schweden die Trefflichkeit ihres Geschützes kannte, fing an zu bangen vor des Churfürsten Leben, und er bat ihn, seitwärts zu reiten. Der Churfürst aber hört nicht des Generals Wort oder mag es nicht hören,

obgleich die Kugeln immer dichter fallen, und der Schimmel, als ob er ahne, wem es gelte, wild steigt und scheu die Erde stampft. Die Gefahr wächst, und doch wagt Dörflinger es nicht, noch weniger andere Officiere, die Bitte, von diesem Platze zu weichen, zu wiederholen. Da kommt der Stallmeister Freden und macht den Churfürst aufmerksam, daß er mit dem Schimmel nicht vorwärts kommen könne, weil er sich vor dem Gewehr scheue und Launen habe, dafür lieber seinen Braunen nehmen solle; er wolle unterdeß den störrigen Schimmel wieder zurecht reiten! Das that der Churfürst ungern, denn der Schimmel war sein Leibroß; da er aber meinte, daß Freden als Stallmeister das besser verstehe, ließ er sich den Tausch gefallen, und Freden eilte mit dem Schimmel aus der Nähe des Churfürsten und hielt erst in einer großen Entfernung von ihm still. Von dem Augenblicke an fielen weniger und bald gar keine Kugeln mehr in die Nähe des Churfürsten, was diesem und seinen Begleitern seltsam vorkam. Sie wurden aber Alle bald aus ihrer Verwunderung gerissen, als das feindliche Geschütz wieder heftiger und schneller seine Schüsse hören ließ und alle seine Kugeln dahin richtete, wo Freden mit dem Schimmel hielt, der bald hoch aufsetzte und mit seinem blutenden Reiter zugleich in den Sand sank. Der Churfürst sah ihn fallen und rief halblaut: Ha, Freden, war das so gemeint! und der alte Dörflinger setzte hinzu: Wacker war's gemeint! Darauf wurde der Angriff der Brandenburger heftiger und der Sieg errungen! Freden's edler Aufopferung wurde das er-

wähnte Denkzeichen an der Straße errichtet und auf die gewonnene Schlacht wurden Fehrbellinerthaler in zwanzig verschiedenen Gepräzen geschlagen.

48.

Der Trunk aus dem Stiefel zu Rheingrafenstein

bei

Kreuznach.

Da droben saßen sie allzumal
und zechten im alten Rittersaal.
Die Fackeln glänzten herab vom Stein
und schimmerten weit in die Nacht hinein.

Es sprach der Rheingraf: «Ein Courier
«ließ jüngst mir diesen Stiefel hier;
«wer ihn mit einem Zug wird leeren,
«dem soll Dorf Hüffelsheim gehören!»

Und lachend goß er mit eig'ner Hand
voll Wein den Stiefel bis an den Rand,
und hob ihn mitten wohl in den Kreis:
«Weblan, ihr Herren, ihr kennt den Preis!»

Johann von Sponheim hielt sich in Ruh'
und wünschte dem Nachbar Glück dazu,
und dieser, Meinhart war's von Dhaun,
zog scheu zusammen die dunkeln Brau'n.

Verlegen den Bart sich Flörsheim strich,
und Kunz von Stromberg schüttelte sich,
und selbst der muthige Burgkaplan
sah den Koloß mit Schrecken an.

Doch Boos von Waldeck rief von fern:
«Mir her das Schlückchen! Zum Wohl, ihr Herr'n!»
und schwenkte den Stiefel und trank ihn leer
und warf sich zurück in den Sessel schwer,

und sprach: «Herr Rheingraf, ließ der Courier
«nicht auch seinen andern Stiefel hier?
«was mißen in einer zweiten Wette
«auch Rotheim gern verdienet hätte.»

Des lachten sie Alle und priesen den Boos,
und schätzten ihn glücklich als bodenlos;
doch Hüffelsheim mit Maus und Mann
gehörte dem Ritter Boos fortan.

G. Pfarrius.

Hans Boos von Waldeck hatte seine väterliche Burg unweit Castellaun auf dem Hunderücken gehabt, war aber als Zechbruder verarmt und in eine armselige Herberge nach Hüffelsheim gezogen. Der Rheingraf nahm Boos in seine Dienste und gab ihm den Freihof, den er bewohnte, zu Lehen. Einst schlug Graf Sponheim im Scherz vor, Boos solle seinen Stiefel leeren. Man wettete, und der Rheingraf verhieß ihm Hüffelsheim auf ewige Zeiten, mit allen Rechten und Gilden, Mansen und Leuten. Die Urkunde wird ausgefertigt und unterzeichnet. Boos trank den Stiefel leer, rief dann aber wankend: Ich sterbe! Der Rheingraf faßte voll Schreck den Wankenden, der todtbleich in seine Arme sank und mit den Worten seinen Geist aufgab: «Es war ja für mein Weib und meine Kinder!»

(Z. Bilder aus dem Nahethal.)

49.

Entstehung des Klosters Steinfeld

bei

Altenahr,

einem Flecken im Ahrweiler Kreise des Regierungsbezirks Coblenz. Graf Sibodo von Hochstaden war Herr von Altenahr und ein reicher, mächtiger, aber auch frommer und zu jener Zeit gelehrter Ritter, der gern heiligen Handlungen zuschaute. So traf es sich auch einst, daß er bei der Taufe eines Kindes zugegen war und nachher seinen Hofmeister fragte, ob man ihn (den Ritter) bei seiner Taufe auch mit dem heiligen Kreuze bezeichnet habe? Und als Jener es bejahete, äußerte er, daß er es also nicht nöthig habe, sich selbst noch immer damit zu segnen, und unterließ von der Zeit an den christlichen Gebrauch. Bald nachher meldete sich bei dem Grafen ein junger, stattlicher Mann als Diener, welcher versicherte, viele Länder gesehen zu haben, und Lespion hieß. Der Graf bedurfte eben eines Dieners und nahm den Mann, der ihm verschlagen und gewandt zu seyn schien, in seine Dienste, und bereuete es nicht: denn der Diener war

überall schnell, entschlossen und nicht zu ermüden, und zeigte eine beispiellose Anhänglichkeit an seinen Herrn, den er überall begleitete, dem er Kurzweil verschaffte, dessen Rechtlichkeit und Frömmigkeit er aber auch nach und nach zu verführen suchte. Der Graf wurde immer berühmter durch seine Ritterlichkeit, denn überall, sowohl in heimischen Fehden, als auf Pilgerzügen gegen die Ungläubigen, führte er, von seinem Diener begleitet, den Sieg herbei. Einen solchen hatte er auch einmal im Eifellande erfochten, und entfernte sich, um sich in der Einsamkeit desselben zu freuen, von seinen Knechten. Ermüdet von dem Kampfe und seinen Gedanken sich hingebend setzte er sich unter einen Baum, sah dem Untergange der Sonne zu und — entschlummerte. Die Feinde hatten seine Entfernung von dem Heerhaufen und seinen Weg erspäht und schlichen ihm nach, um ihn gefangen zu nehmen oder zu tödten. Schon waren sie ihm ganz nahe, als sie Lespion gewahrte und seinen Herrn weckte, in demselben Augenblicke aber ihn auf seinen Rücken lud. Der Graf fragte, was er vorhabe. Statt der Antwort hörte er den Waffenlärm der herbeieilenden Feinde, fühlte aber auch zugleich, wie sich sein Diener mit ihm so hoch in die Luft erhob, daß ihm der Rhein im Mondscheine wie ein silberglänzendes Band erschien. Jetzt wußte der Graf, wer sein Diener sey, und seufzte halblaut: Gott sey mir gnädig! Schweig mit deinem Spruche, entgegnete der Diener mit einer rauhen, ihm sonst gar nicht gewöhnlichen Stimme, sonst tauf' ich dich im Rheine, daß du daran für immer genug hast! Der Graf, der

nun überzeugt war, daß sein Diener Niemand anders als der Böse sey, schwieg und ließ sich von ihm sicher an das andere Ufer des Rheines tragen. Hier angekommen war Lespion wieder der alte treue, gehorsame Diener, der keine Gelegenheit versäumte, sich seinem Herrn gefällig zu zeigen; bei dem Grafen aber kehrte die sonstige Liebe und Herzlichkeit zu seinem Diener nicht wieder. Da er nicht wußte, wie er seiner los werden sollte, und in seinem Gemüthe Unglauben und Leichtsinn schon einige Wurzel geschlagen hatten, beruhigte er sein Gewissen mit dem Gedanken, daß er mit dem Bösen keinen Vertrag gemacht, dieser also keine Macht über ihn habe, und behielt ihn in seinem Dienste. Einstmals ritt er mit ihm nach Cöln und kehrte dort in einer Herberge ein. Beide gingen zur Ruhe. Als aber der Graf im besten Schlafe war, stürzte Lespion in seine Kammer, riß seinen Herrn aus dem Bette, warf ihm den Mantel um und nöthigte ihn, schnell in's Freie zu eilen, und kaum waren Beide über die Schwelle, als das Haus — zusammenstürzte und alle Inwohner unter seinen Trümmern begrub. Einige Jahre später wurde die Gräfin so gefährlich krank, daß Alle an ihrer Genesung zweifelten und nur Einer der Aerzte die Kranke mit einer Arzenei, von Löwenmilch und Drachenblut gemischt, retten zu können versicherte. Das schien Spott zu seyn, denn woher sollte solche Arzenei kommen? Als aber Lespion davon hörte, versprach er, sie in wenig Stunden herbei zu schaffen, und ritt wenige Secunden nachher zum Thore hinaus. Die übrige Dienerschaft gaffte dem davon Eilenden

nach; die Aerzte, an der Möglichkeit der Herbeischaffung zweifelnd, konnten ein höhnisches Lächeln nicht verbergen, der Graf aber schaute ernst durch's Fenster in die Ferne, denn er wußte, wer sein Diener, und daß diesem Außerordentliches möglich war. Und er hatte richtig geahnet, denn nach zwei Stunden war Lespion mit der Arzenei zur Stelle, und mit ihr die Gräfin gerettet. So lieb dieser aber auch Leben und Gesundheit war, wurde sie doch sehr unruhig, als sie von ihrem Gemahle hörte, wer der wunderbare Diener sey, und drang ernstlich auf seine Entfernung, in die aber der Graf nicht willigen wollte, weil sich Lespion immer treu und dienstfertig bewiesen, auch sein und seiner Gemahlin Leben mehrmals gerettet habe, versprach aber auf ihre Bitten, dem Herrn eine Kirche und ein Kloster zu bauen. Die Gräfin selbst wählte dazu den Platz auf einer öden, steilen, felsigen Anhöhe, Steinfeld genannt. Diese Absicht des gräflichen Paares mußte aber nothwendigerweise dem Diener verborgen bleiben, und doch sollte er durch seine Kräfte den Bau fördern. Man sagt, der Teufel sey listig, und er ist doch so oft von den Menschen betrogen worden! In dem Ardenner Walde, wo das Steinfeld liegt, gab es viel Wild, auf das der Graf gern Jagd machte, und Lespion begleitete ihn. Einstmals lenkte er nun den Zug nach dem Steinfeld, um dort auszuruhen, und äußerte gegen seinen Diener, daß es recht angenehm seyn würde, wenn hier, wo es an allen Wohnungen fehle, ein Jagdschloß stände, wo man, ermüdet von der Jagd, einkehren und fröhliche Gelage halten

könnte; bei der Erbauung sollte Lespion helfen. Dieser, als er die lustige Bestimmung des Baues erfuhr, versprach sogleich alles Mögliche zu thun; und er hielt Wort, denn in ungewöhnlich kurzer Zeit war ein schönes, geräumiges Gebäude mit Gemächern, Sälen und Gängen bis zum Schlußsteine der obersten Wölbung vollendet! Nun dünkte es dem Grafen Zeit, die wahre Bestimmung des Gebäudes kund zu geben: deshalb stieg er hinauf zur höchsten Spitze desselben und pflanzte dort — ein Kreuz auf; aber kaum hatte er es fest gestellt, als der Teufel in der Luft mit einem sehr großen Steine geflogen kam, mit dem er die Wölbung schließen wollte. Als er das Kreuz sahe, brüllte er Verwünschungen und schleuderte den Felsblock mit aller Kraft nach dem Gebäude; aber eine höhere Macht, als die seinige, ließ ihn bei dem heiligen Hause vorbei und bei dem jetzigen Orte Diefenbach zur Erde fliegen, wo er noch liegt und der Teufelsstein genannt wird. Der Diener Lespion aber war nun auf immer verschwunden.

Das Kloster zu Steinfeld wurde vollendet, reich begabt und von Nonnen des Benedictinerordens bezogen. Noch jetzt sind seine großartigen Gebäude auf einem Hügel des Schleidner Kreises im Eifellande zu schauen.

30.

Albertus Magnus

in

Cöln.

Graf Wilhelm von Holland, zum deutschen König gewählt, belagerte als solcher die Stadt Aachen im Jahre 1248, zog aber zum Christfeste nach Cöln, um es hier ruhiger und heitrer zu feiern. Dazu sollte auch Albertus, mit dem Zunamen Magnus, beitragen. Dieser Albertus war weit und breit wegen seiner Gelehrsamkeit berühmt, besonders in der Naturkunde, Mathematik und Mechanik, und hatte z. B. unter vielen andern Kunstsachen auch eine Bildsäule verfertigt, die ihm auf seine Fragen Antwort gab. Es war also kein Wunder, wenn man ihn einen Nekromanten oder Schwarzkünstler nannte. Diesen nun ließ der König zu einem Abendschmause einladen und begehrte von ihm, einige seiner Künste zu seiner und der Gäste Ergötzlichkeit zu zeigen. Albertus konnte und wollte das Begehr des Königs nicht ablehnen und nahm einen Krug voll Rheinwein, murmelte darüber einige Worte, und augenblicklich fuh-

ren aus dem Kruge bläuliche Flämmchen. Darauf spritzte er den Wein gegen die Decke, und sämmtliche Gäste suchten ihre Köpfe unter dem Tische und auf andere Weise vor den herabfallenden Feuertropfen zu bergen; diese aber verwandelten sich in kleine bunte Vögelchen, die lustig umherflatterten und lieblich sangen. Das gefiel dem König und seinen Gästen sehr wohl; daß aber aus den Bechern, wenn man daraus trinken wollte, Flammen fuhren, mochte den durstigen Rittern und Herren nicht gefallen.

Nachdem diese seenartigen Erscheinungen einige Zeit die Gesellschaft unterhalten hatten, schritt Albertus feierlich einige Mal um die Tafel, die nur mit spärlichen und trocknen Gerichten, wie solche der Winter liefert, besetzt war, und — diese waren in die süßesten und reizendsten Früchte, wie sie nur der Sommer bietet, verwandelt. Köstliche, seltne Früchte erquickten Gesicht und Geruch, und die ganze Tischgesellschaft eilte, auch den Geschmack daran Theil nehmen zu lassen. Aber als sie die lieblichen, süßen Früchte zu erfassen glaubten, schwand der Zauber, und die königlichen Herren hielten — einander bei den Nasen, oder steckten die Finger in den Mund, oder kaueten an den Zipfeln ihrer Mäntel. Der Hofnarr saß unter der Tafel und hatte einen Kuhschwanz zwischen den Zähnen. Anfänglich ärgerten sich die Herren, theils, daß sie um den gehofften Genuß betrogen, theils, daß sie von dem Schwarzkünstler zum Gegenstande des Lachens gemacht worden waren; da es aber Alle ohne Ausnahme betroffen, mußten sie endlich doch über die lustige Verwandlung lachen.

Nach aufgehobener Tafel fragte Albertus den König, ob er wol seinen Blumengarten zu sehen wünsche. Der König und alle Anwesende lachten bei dieser Frage laut auf, denn es lag draußen ein ellenhoher Schnee und gab nur an den gefrornen Fensterscheiben Blumen, welche selbst das riesige Kaminfeuer nicht aufzuthauen vermochte; aber Alle, guter Laune, folgten unwillkührlich dem Magier durch ein enges Pförtchen hinaus in's Freie und traten in einen Garten, wo Alles grünte und blühte, wie an dem schönsten Maitage. Die gewürzreichsten Düfte benebelten ihre Sinne, der seltensten und schönsten Vögel Gesang bezauberte ihr Ohr, die reifsten und süßesten Früchte jeder Art luden sie ein zum Pflücken. Das thaten denn auch schnell alle Anwesende und wollten sich, am Blumenrande eines Springbrunnens gelagert, daran gütlich thun. Der Narr warf in übermüthiger Lust seine Schellenkappe auf einen Baum und kletterte hinauf, um sie wieder herabzuholen. Alle waren entzückt, als Albertus wieder seine Kunst übte, und verschwunden waren Frühling, Blumen und Früchte; statt letzterer hielten die Herren dürre Holzreiser, Tannenzapfen, Feldrüben, Krautstrünke und dergl. in den Händen, und der Narr saß zwischen den eisernen Gitterstäben eines Fensters, aus denen er nicht loskommen konnte, und schrie deshalb jämmerlich. Der König und seine Edelherren freuten sich dieser Künste, welche nachfolgende Ballade etwas anders erzählt, und entließen Albertum reichlich belohnt. Er soll drei Jahre vor seinem Tode ganz dumm und einfältig geworden, zu Cöln 1280 verstorben und daselbst begraben worden sein.

31.

Das seltene Gastmahl

zu

Cöln.

Einst lebt' ein Mönch zu Cöln am Rhein,
der manches Wunder schuf,
halb in des Zaub'rers argem Schein,
halb in des Frommen Ruf;
Albertum Magnum hieß man ihn,
und weil er immer hold erschien,
so war er gern gelitten
in Volks und Hofes Mitten.

Der ging den Kaiser Wilhelm an:
»Herr, oft an deinem Mahl
hab' ich Bescheid dir schon gethan
aus goldenem Pokal;
da du so lang geehrt mich hast,
so sey auch du einmal mein Gast
mit deinen Dienern allen
in meinen Klosterhallen.«

Der Kaiser sprach: «Mein Wort zum Pfand
doch dich begreif' ich kaum;
hast du der Diener g'nug zur Hand
und für uns Alle Raum?
Für fünf ist schmal die Zelle dein,
der Klostersaal ist eng und klein,
wenn ich mich zu dir finde
mit allem Hofgesinde.»

D'rum laß du sorgen deinen Knecht,
er wird sich Raum ersehn,
es wird wol Alles gut und recht
und nach Gefallen gehn.
Hin ging der Mönch, als er so sprach;
der Kaiser lacht und blickt ihm nach, —
«das wird ein Gastmahl werden
wie kein's ich sah auf Erden!»

Doch als der Tag des Mahles kam,
da rief er sein Geleit,
und warm Gewand ein Jeder nahm,
ein pelzverbrämtes Kleid;
denn draußen strich der Wind gar wild,
die Straßen waren schneeverhüllt,
die Flüss' und Bäch' und Bronnen
mit Eisglanz überspannen.

Sie ritten vor das Klosterthor,
das weit schon offen war.
Albertus Magnus stand davor
in vieler Knaben Schaar;

der Knaben fünfzig, schön und zart,
sie nahten sich mit feiner Art
und nahmen ab die Rosse
dem Kaiser und dem Trosse.

Dann ging der Mönch den Herr'n voran
durch manchen dunkeln Gang,
bis er ein Pförtlein aufgethan,
d'raus Helle blendend drang;
die Helle, wie vom sonn'gen Tag,
sie kam vom Schnee, der üb'rall lag;
da stunden, voll Erwarten,
die Gäst' im Klostergarten.

Der Mönch schritt immer weiter fort,
der Kaiser folgte stumm
bis mitten in den frei'sten Ort,
dort sah er staunend um;
dort stand die Tafel, lang und breit,
und hundert Schüsseln d'rauf gereiht,
doch unten Schnee, und oben
der Himmel dunstumwoben.

Wol harrten fünfzig Knaben hier
in gold'ner Kleider Schein,
wol strahlte der Geschirre Zier
und funkelte der Wein;
doch standen rings auch Baum und Strauch
im Winterkleid, vom Reife rauch,
und rauschten mit den Aesten
den Willkommgruß den Gästen.

Ein Murren schlich sich durch den Kreis,
schon war's dem Schelten nah,
und Einer sprach zum Andern leis':
«der Teufel speise da!»
Doch weil der Kaiser ruhig war,
so blieb es auch die Dienerschaar;
sie setzten sich zu Tische
in dieser Winterfrische.

Da sprach der Mönch: «Ihr lieben Herr'n,
bei diesem Festgelag,
da wolltet ihr gewißlich gern
heut einen Sommertag;
wohlan, ich bin der gute Mann,
der nichts dem Gast versagen kann,
es soll sich euer Willen
im Augenblick erfüllen.»

Und einen Becher trank er aus,
die Augen glanzerhellt,
den andern goß er weit hinaus
in's winterliche Feld,
und wo ein Tropfen sich ergoß,
der Schnee in weitem Kreis zerfloß,
man sah hervor mit Blinken
den frischen Rasen winken.

Und plötzlich hauchte linde Luft
der Gäste Wangen an,
und Wohlgeruch, wie Veilchenduft,
strich sachten Zug's heran,

am Himmel riß der Nebeldampf,
es ward ein wilder Wolkenkampf,
zuletzt mit warmem Strahle
schoß Sonnenglanz zu Thale.

Da ward es oben licht und blau,
und unten mählich grün,
der kalte Schnee ward weich und lau,
und floß in Strömen hin;
die spitzen Halme strebten auf,
und Knospen guckten frisch herauf;
die Bäume, froh erschrocken,
entschüttelten die Flocken.

Und wärmer ward der Sonne Blick,
es borst des Springbrunn's Eis,
er schoß hinauf und fiel zurück
und sprühte hell im Kreis,
und in der Beete weitem Rund
entblühten Blumen dicht und bunt,
und rings begann an Zweigen
sich Blüth' und Blatt zu zeigen.

Zugleich erhob sich wirrer Zug
von Käfern aller Art,
der Falter kam im leichten Flug',
die Biene, dichtgeschaart,
und Zeisig, Fink und Nachtigall
wetteiferten in hellem Schall
und sangen frohe Lieder
von allen Bäumen nieder.

Und während ihres muntern Sang's
ging hoch die Sonn' empor,
und heißer ward's, und mächt'gen Drang's
ſtieg Blum' an Blum' hervor,
zum Fruchtkeim ward die Blüth' in Haſt,
bald hingen rings an jedem Aſt
im gold'nen Sonnenlichte
die gluthgereiften Früchte.

Wie ſtaunten da den Wundermann,
dem ſolch' ein Werk gelang,
der Kaiſer und die Seinen an,
halb froh und halb auch bang;
ſie ſtarrten lautlos um ſich her,
der Ritter keiner murrte mehr,
ſie hatten All' vergeſſen
das Trinken und das Eſſen.

Zuerſt erhob der Kaiſer ſich
und ſprach mit mildem Laut:
«Nicht faſſen kann man ſicherlich,
was heute wir geſchaut;
doch danken wir dem Gaſtherrn gut,
der uns erſchuf die Sonnengluth,
und freuen uns auf's Beſte
bei dieſem Wunderfeſte.»

Und weg warf er von Bruſt und Arm
das läſt'ge Winterkleid;
die Speiſe war noch völlig warm,
er that ihr ernſt Beſcheid,

und Alle tranken nun in Ruh'
Gesundheit ihrem Wirthe zu
und freuten sich des Tages
im Jubel des Gelages.

Erst als der Sonne Scheidestrahl
schon trüb' herniedersloß,
erhoben sich vom reichen Mahl'
der Kaiser und sein Troß;
der Mönch gab wieder das Geleit,
und draußen fanden sie verschneit
in hochgethürmten Massen
die hartgefror'nen Straßen.

Da sprach der Kaiser: «Was wol mag
so selt'nem Wirth ich bieten
für seinen gold'nen Sommertag,
die Lieder und die Blüthen?
du schufst im engen Klosterraum
mir einen schönen wachen Traum,
auch ich lass' mich nicht schelten
und will ihn dir vergelten.

«Ich will in dein und Klosters Huth
zu ewigem Gedenken
der Güter mein das beste Gut
mit Land und Leuten schenken:
doch sorge wohl, daß Sonnenschein
das ganze Jahr lang müsse seyn,
und nimmer Winter werde
auf deiner eig'nen Erde.»

Herr Kaiser, sprach der Mönch darauf,
auf das will ich verzichten,
die Welt hat ihren rechten Lauf
bei Schnee und Blüth' und Früchten;
was heut', was einmal ist geschehn,
das wird kein Auge wieder sehn,
und nimmer ich's begehre,
was dir geschah zur Ehre.

Der Himmel hat der Gaben viel,
der Gnad' auf mich ergossen:
doch brauch' ich sie zu falschem Ziel,
so mag er mich verstoßen;
er half mir heute beim Gelag —
doch jeder Tag ist Sommertag,
an welchem sich in Treuen
die Guten schuldlos freuen.

K. E. Ebert.

32.

Der Ritter von Steklenberg

bei

Quedlinburg.

Diese Sage fällt in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Die Ruinen der Burg Steklenberg liegen nebst dem Dorfe gleiches Namens an der Nordseite des Harzes, zwei Stunden von Quedlinburg.

Nicht zinse ich dem Domherrn mehr
im Quedlinburger Stift;
sie mästen sich von meinem Gut,
von meiner Weidetrift!

Nicht zahl' ich ihnen ferner Gold,
nicht Weizen, Holz und Wein,
kurz, ich will für die dicken Herr'n
nicht mehr Verwalter seyn!

So ſprach der Ritter Steklenberg
und ſchwur bei ſeinem Schwert,
daß er fortan nicht gäbe mehr,
was ſonſt das Stift begehrt.

Das aber braucht des Ritters Zins
zu ſeinem Fortbeſteh'n
und kann darum gleichgültig nicht
auf deſſen Weig'rung ſeh'n.

Zuerſt verſucht in Güte es
zu ändern ſeinen Sinn,
denn ihm und auch den Domherr'n bringt
das Streiten nicht Gewinn.

Der Ritter lacht und denkt für ſich:
das Reden habt ihr frei.
Die Stiftsherr'n krümmen mir kein Haar,
wie groß ihr Zorn auch ſey!

Nun nahm der alte Burgpfaff' ſich
des böſen Handels an
und ſtellte ernſt dem Ritter vor,
wie übel er gethan!

Laß gut ſeyn, Alter, dieſer ſpricht,
haſt du bei mir wol Noth?
Wer ſich in fremde Händel miſcht,
verliert ſein eignes Brot.

Das Alles mit betrübtem Sinn
die fromme Hausfrau sah,
sie bat mit Tränen den Gemahl,
zu thun, was sonst geschah!

Ihn mache zu der Zins nicht arm,
wie ihn das Stift begehrt,
weil Gott ihm großen Ueberfluß
an Hab' und Gut beschert.

Wie frei führt doch ein Ritterweib
der Pfäffferei das Wort!
(entgegnet höhnisch Stollenberg)
fahr' in der Rede fort. —

So nahm der Ritter Stollenberg
von Niemand Lehre an,
bis der Bischof von Halberstadt
ihn in den Bann gethan.

Auch das nicht beugte seinen Sinn,
nur bitt'rer ward sein Spott,
ja es erschien ihm lächerlich
des Pfaffen Banngebot.

Könnt lanze bannen, eh' ihr mir
damit ein Bein zerbrecht,
rief lachend er, es gilt bei mir
nicht euer Kirchenrecht!

Einſt ſaß mit ſeinem Eh'gemahl
und mit dem Burgkaplan
er an der Tafel, füllte ſich
den Krug bis oben an,

und rief dem Pfaffen in's Geſicht:
Hoch lebe, der mich hat
in Bann gethan, der luſtige
Biſchof von Halberſtadt.

Doch kaum war ſeinem böſen Mund
des Hohnes Wort entflob'n,
traf rächend auch den Läſterer
des Himmels Strafe ſchon.

Indem er noch den Krug erhob,
fiel er — zur Erde todt.
»Verachtet Gottes Diener nicht
und ehret ihr Gebot!«

Mit dieſen Worten zieht ſofort
die Parentation
der Pfaff': — »Wer nicht auf Warnung hört,
der findet ſolchen Lohn!«

33.

Corporal Spohn

zu

Coblenz.

Man kennt in Coblenz und im Thal
noch Spohn, den großen Corporal.

Was that der Spohn, daß man ihn kennt?
verdient er wol ein Monument?

Der Spohn war ein getreuer Mann,
getreuer'n Niemand finden kann.

Seinem Kaiser diente treu der Spohn,
sein Kaiser hieß Napoleon.

Der hatt' in der Dreikaiserschlacht
sich vorgewagt mit Unbedacht.

Da ward er plötzlich angesprengt,
von Feinden rechts und links bedrängt.

Kosacken sind's; auf schnellem Roß
entflieht der Kaiser vor dem Troß.

Hier aber hemmt Gebüsch den Ritt:
der Kaiser ist des Lebens quitt.

Das sah der Spohn, der war nicht faul:
»Herr Kaiser,« rief er, »mir den Gaul,

»Mir den berühmten, eck'gen Hut,
flieht, eure Rolle spiel' ich gut!«

Zur Erde sprang Napoleon,
auf seinem Schimmel saß der Spohn.

Den eck'gen Hut wol auf dem Haupt,
der Feind sich nicht betrogen glaubt.

Er sprengt heran und jauchzt dem Fang,
und sieht zu spät, daß er mißlang.

Als so den Corporal sie schau'n
da ward der Spohn zusammengehau'n.

Der Kaiser lief im schnellen Lauf,
hat einen Corporalshut auf.

Von dieser Zeit, hör' ich einmal,
hieß er der kleine Corporal.

Der große Corporal war Spohn,
war größer als Napoleon.

K. Simrock.

54.

Die Domburg

bei

Halberstadt.

Die Ruinen der Veſte Domburg ſind noch jetzt im Hakelwalde bei Halberſtadt im Reg. Bez. Magdeburg zu ſehen. Die Sage gehört in das Mittelalter und namentlich in die Zeit des Verfalls des Ritterweſens.

Auf der ſteilen Domburg lebte
Ritter Heim in Saus und Braus,
und nur Sauf- und Spielgeſellen
zogen bei ihm ein und aus.
Fluchen und das Heil'ge läſtern
in dem Arm der Buhlerſchweſtern,
das war heute ſo wie geſtern
ohne Raſt und Ueberdruß
ſeine Sitte, ſein Genuß.

Aber ſolches Sündenleben
macht' ihm Küch' und Keller leer;

doch das kümmerte ihn wenig:
denn mit seiner Knechte Heer
raubte er in Wald und Haide,
überfiel die Handelsleute,
nahm die Waar' als gute Beute,
führt' sie auf sein Felsenschloß,
wo er lachend sie genoß.

Da traf ihn bei Spiel und Humpen
jeder Morgen, jede Nacht,
und wer ihn zur Beff'rung mahnte
wurde höhnisch nur verlacht.
»Laßt mir Spiel und volle Becher,
singt und tanzt durch die Gemächer
an der Buhlin Arm, ihr Zecher
(rief der Ritter); das ist fein,
so ein Leben kann mich freu'n!«

Und in dieser Lebensweise
traf ihn einst die Mitternacht,
als sein Burgvoigt ängstlich jammernd
ihm die Kunde überbracht',
daß ein Sturm die Burg umbrause,
Bäum' entwurz'le, heulend sause,
und der Blitz das Dach am Hause
ganz zerschmettert; ihm sey bang,
's komme der Welt Untergang.

»Nun je toller, desto besser,
rief der Ritter, hab' ich's gern;

zecht Kumpane, spielt ihr Harfner,
wir sind unsre eignen Herr'n!
Wenn wir jubeln, buhlen, schmausen,
mögen dazu immer draußen
Donner, Blitz und Stürme brausen;
so das Leben mich erfreut,
mag nicht Himmelsseligkeit.«

Und mit diesen Frevelworten
hob er seinen Becher hoch:
»Haben Harfner, Wein und Dirnen,
um was kümmern wir uns noch!«
ühner macht er seine Schritte, —
sieh, da fällt mit Einem Tritte
nieder in des Saales Mitte
fluchend er — und blutigroth
färbt's den Boden — er ist todt!

Kaum erscholl des Todes Kund'
schnell und schauerig durch die Gau'n,
nahmen Feinde seine Veste
und erschlugen Knecht' und Frau'n.
Aber seines Raubes Beute
wegzunehmen, hat bis heute
Keinem noch gegeben Freude;
denn Gespenster halten Wacht
dabei grimmig Tag und Nacht!

Und allmitternächtlich leuchtet
grausigroth der Rittersaal,

hört man drinnen jubeln, tanzen,
klingen Harf' und Weinpokal,
sieht man Diener geh'n und kommen
(wie zu seinem Nutz und Frommen
Mancher schon hat wahrgenommen),
bis die erste Stunde schlägt
und den Spuk zur Ruhe trägt!

55.

Das Rad im Wappen zu Mainz.

Willegisus, der erste Churfürst zu Mainz, lebte zur Zeit Kaiser Otto's II. Er war von niederer Herkunft, der Sohn eines Wagners aus dem Dorfe Stroningen und ließ, um sich stets seiner Abkunft zu erinnern, allenthalben in seinen Gemächern Räder an die Wände malen, weswegen von K. Heinrich II. das Rad dem Chur-Mainzischen Wappen einverleibt worden seyn soll.

Es sah'n, am Thum zu Mainz, die adeligen Herr'n
den Willegis zum Bischof nicht allerwege gern.

Der war ein Wagnersohn:
sie malten, ihm zu Hohn,
mit Kreide Räder an die Wand:
die sah er, wo er ging und stand;
doch es nahm Willegis
an dem Schimpf kein Aergerniß.

Denn als der fromme Bischof die Räder da ersch'n, so hieß er seinen Knecht nach einem Maler geh'n.

Komm, Maler, male mir
ob jeder Thür dahier
ein weißes Rad im rothen Feld;
darunter sey die Schrift gestellt:
Willegis, Willegis,
denk', woher du kommen si's!

Nun wurde von den Herr'n im Thum nicht mehr geprahlt; man sagt: sie wischten selber hinweg, was sie gemalt.

Sie sah'n, dergleichen thut
bei weisem Mann nicht gut.
Und was dann für ein Bischof kam,
ein jeder das Rad in's Wappen nahm.
Also ward Willegis
Glorie das Aergerniß.

A. Kopisch.

56.

Die Ruinen der Stolzenburg,

bei Call im Aachner Regierungsbezirk, erblickt man in schauerlich dichtem Gebüsche auf einer vorspringenden Felsenkuppe und erinnert sich an die Sage ihrer Entstehung.

Der letzte Besitzer dieser Burg, der sich nur den Stolzenburger nannte, war ein seltner, vollendeter Böswicht. Geizig und habsüchtig beraubte er Alle, die seinen Gau berührten, und ließ sie nackend weiter ziehen oder ermordete sie. Ueppig und wollüstig entführte er Frauen und Jungfrauen. Seine Unterthanen peinigte er bis aufs Blut und wähnte, daß sie nur lebten, damit er sich an ihren Qualen ergötzen könne. Kirche und Priester verhöhnte und verfolgte er und lachte ihrer Lehren und Warnungen. Niemand konnte sich seiner Sorge, Theilnahme und Liebe erfreuen, als seine — Hunde. Sein Nachbar, der Ritter auf Bielstein, war ihm gleichgesinnt. Der Stolzenburger erbaute über das Urfthal eine Brücke, auf der er mit Brot Kegel schob und mit Wagen fuhr, die statt der Räder auf ungeheuer großen Broten sich bewegten, die in zahllose Stücke zerbrochen und zertreten wurden. Wenn aber

das heißhungrige, zerlumpte Volk davon nur Einen Krumen nahm, um sein elendes Leben zu fristen, ließ er es bis auf's Blut peitschen. Bei dieser Lebensweise wurde er von keinem Menschen geliebt, wol aber von Allen gehaßt und gefürchtet.

Am Abend eines Tages, an dem er seine armen Unterthanen wieder recht absichtlich gequält hatte, saß er mit seinem Nachbar, dem Ritter vom Bielstein, und einigen andern gleichgesinnten Gesellen beim Schmaus und Becher, verhöhnte die Armen und spottete der göttlichen Macht und Vorsehung. Da schwirrte mit widerlichem Gekrächze eine Schaar Nachtvögel an die Fenster seines Gemaches, der freundlich leuchtende Mond wurde plötzlich mit so pechschwarzen Wolken bedeckt, daß eine Finsterniß entstand, welche die Menschen betäubte. In der Luft erhob sich ein donnerähnliches Tosen und Brüllen, ein heulender Sturm, daß alle Thiere ängstlich stöhnten. Der Stolzenburger sah es, und Leichenblässe überzog sein sonst braunes Gesicht; denn es ahnete ihm, daß diese unnatürlichen Erscheinungen seinen Tod bedeuteten. Das erste Mal in seinem Leben wollte er — beten, aber noch ehe er die Lippen geöffnet hatte, versank mit einem Krachen, daß der ganze Gau erbebte, die Stolzenburg in die Tiefe. Am Morgen kamen die Umwohner zur Stätte der Verwüstung und sahen nur noch die Burgzinnen mit ihren Spitzen und Kronen aus der Tiefe hervorragen. Der Ritter erschien später in verschiedenen gespenstischen Gestalten, am öftersten als ein schwarzer Hund, der in den finstern Burggängen seine erraubten Schätze bewacht.

57.

Die versteinerten Tänzer

bei

Bergelau,

einem Dorfe im Flathower Kreise des Regierungsbezirks Marienwerder, sieht man als 40 große Steine in einem Walde. Schon tief in die Erde gesunken, ragen sie doch noch mehre Fuß aus derselben hervor. Mitten im Kreise stehen zwei Steine, größer und höher als die andern. Die Sage von ihrer Entstehung ist diese. Hier wohnte sonst ein so wildes Riesenvolk, daß es sogar seine eignen Götter verhöhnte. Diese hatten durch ihre Priester verboten, am Samtage zu tanzen; aber dieß Gebot verachteten sie, stellten sich im Kreis und die Spielleute in ihre Mitte, um Sonnabends zu tanzen. Schon wollten die Musikanten zum Tanze aufspielen, als die erzürnten Götter plötzlich die ganze Gesellschaft in Steine verwandelte.

38.

Der Raubgraf auf der Rudelsburg

bei

Naumburg.

Es liegt nicht weit von hier ein Land,
da reiſt' ich einſt hindurch;
am Weg' auf hohem Felſen ſtand
vor Alters eine Burg.
Die alten Rudera davon
wies mir der Schwager Poſtillon.

Mein Herr, begann der Schwager Matz
mit heimlichem Geſicht,
wär' mir beſchert dort jener Schatz,
führ' ich den Herrn wol nicht.
Mein Seel' den König fragt' ich gleich:
wie theuer, Herr, ſein Königreich?

Wohl Manchem wässerte der Mund,
doch Mancher ward geprellt;
denn, Herr, Gott sey bei uns! ein Hund
bewacht das schöne Geld,
ein schwarzer Hund, die Zähne bloß,
mit Feueraugen, tellersgroß!

Nur immer alle sieben Jahr'
läßt sich ein Flämmchen seh'n.
Dann mag ein Bock, kohlschwarz von Haar,
die Hebung wol besteh'n.
Um zwölf Uhr in Walpurgis Nacht
wird der dem Unhold dargebracht.

Doch merk' Eins nur des Bösen List!
Wo noch zum Ungelück
am Bock ein weißes Härchen ist,
alsdann: Ade, Genick!
Den Kniff hat Mancher nicht bedacht,
und sich um Leib und Seel' gebracht.

Für meinen Part, mit großen Herr'n
und Meister Urian
äß' ich wol keine Kirschen gern,
man läuft verdammt oft an.
Sie werfen Einem, wie man spricht,
gern Stiel und Stein in's Angesicht.

D'rum rath' ich immer: Lieber Christ,
laß dich mit keinem ein;

wenn der Contract geſchloſſen iſt,
bricht man dir Hals und Bein.
Trotz allen Klauſeln, glaube du,
macht jeder dir ein X für U. —

Goldmacherei und Lotterie,
nach reichen Weibern frei'n
und Schätze graben, ſegnet nie,
wird Manchen noch gereu'n.
Mein Sprüchlein heißt: Auf Gott vertrau',
arbeite brav und leb' genau!

Ein alter Graf, fuhr Schwager Matz
nach ſeiner Weiſe fort,
vergrub zu Ottms Zeit den Schatz
in ſeinem Keller dort.
Der Graf, mein Herr, hieß Graf von Rips;
ein Kraut wie Käſedier und Lips.

Der ſtreifte durch das ganze Land
mit Wagen, Roß und Mann,
und wo er was zu kapern fand,
da machte er friſch ſich d'ran.
Wips! hatt' er's weg, wips! ging er durch
und ſchleppt' es heim auf ſeine Burg.

Und wann er erſt zu Loche ſaß,
ſo ſchlug mein Graf von Rips, —
denn hier that ihm kein Teufel was, —
gar höhniſch ſeinen Schnips.

Sein allverfluchtes Felſenneſt
war wie der Königſtein ſo feſt.

So übt' er nun gar lang und oft
viel Bubenſtückchen aus,
und fiel den Nachbarn unverhofft
in Hof und Stall und Haus.
Allein, der Krug geht, wie man ſpricht,
ſo lang zu Waſſer, bis er bricht.

Das Ding verdroß den Magiſtrat
im nächſten Städtchen ſehr;
d'rum rieth er längſt auf klugen Rath
bedächtlich hin und her,
und rieth und rieth, — doch weiß man wohl! —
die Herren riethen ſich halb toll.

Da nun begab ſich's, daß einſtmals,
ob vielem Teufelsſpaß,
ein Lumpenherchen auf den Hals
in Kett' und Banden ſaß.
Schon wetzte Meiſter Urian
auf dieſen Braten ſeinen Zahn.

Dieß Herxchen ſprach: Hört! Laßt mich frei,
ſo ſchaff' ich ihn herein.
Wohl! ſprach ein edler Rath, es ſey!
und gab ihr obendrein
ein eiſern Privilegium,
zu hexen frank und frei herum.

Ein närr'scher Handel! Unsereins
thät' nichts auf solchen Kauf.
Doch Satans Reich ist selten eins,
und reibt sich selber auf.
Für dieß Mal spielt die Lügenbrut
ihr Stückchen ehrlich und auch gut.

Sie kroch als Krät' auf's Räuberschloß
mit losem leisem Tritt,
verwandelte sich in das Roß,
das Rips gewöhnlich ritt;
und als der Schloßhahn krähte früh,
bestieg der Graf gesattelt sie.

Sie aber trug, trotz Gert' und Sporn,
so sehr er hieb und trat,
ihn über Stock und Stein und Dorn
geraden Wegs zur Stadt.
Früh, als das Thor ward aufgethan,
sieh da! kam unser Hexlein an.

Mit Kratzfuß und mit Reverenz
naht höhnisch alle Welt:
Willkommen hier, Ihr' Excellenz!
Quartier ist schon bestellt!
Du hast uns lange satt geknufft;
man wird dich wieder knuffen, Schuft!

Dem Schnarphahn ward, wie sich's gebühret,
bald der Proceß gemacht,

und d'rauf, als man ihn condemniet,
ein Käfig ausgedacht.
Da ward mein Rips hinein gesperrt,
und wie ein Murmelthier genärrt

Und, als ihn hungern thät, da schnitt
der Knips mit Höllenqual
vom eignen Leib ihm Glied für Glied
und briet es ihm zum Mahl.
Als jeglich Glied verzehret war,
briet er ihm seinen Magen gar.

So schmauſt' er sich denn selber auf,
bis auf den letzten Stumpf,
und endigte den Lebenslauf
den Nachbarn zum Triumph
Das Eisenbau'r, worin er lag,
wird aufbewahrt bis diesen Tag.

Bürger.

59.

Die beiden Kreuze

bei

Prenzlau.

Kein Stern durchblitzt am Himmel den ſchwarzen Wolkenflor,
da ſprengt hinaus ein Reiter durch das Stettiner Thor.
Das Roß, das blutgeſpornte, berühret den Boden kaum,
die Nüſtern dampfen mächtig, am Zügel kocht der Schaum.

Als ob zur Jagd ihn riefe des wilden Jägers Horn,
ſo fliegt dahin der Krieger durch Feld und Buſch und Dorn.

Er hat im Kartenſpiele verloren Hab' und Gut;
ihm iſt nichts mehr geblieben, ihn packt ohnmächt'ge Wuth.

Wie flattern wild die Haare, gepeitſcht vom nächt'gen Wind!
Wie tobt's in ſeinem Herzen; ihn mahnen Weib und Kind!

Die hat sein böser Leichtsinn zum Bettelstab gebracht;
jetzt treibt ihn die Verzweiflung hinaus in finstre Nacht. —
Da sprengt ihm rasch entgegen, auf schmalem Waldessteg,
zu Roß' ein andrer Krieger, der hemmet seinen Weg.
Doch will hier Keiner weichen; manch' schmähend Wort erschallt,
vom Echo fortgetragen, weit durch den stillen Wald.
Sie steigen ab entrüstet, von Worten kommt's zur That;
zum Kampfplatz umgewandelt ist schnell der enge Pfad.
Zu Boden stürzt der Flücht'ge, getroffen auf den Tod;
er sieht den Andern sterbend, zu ehren sein Gebot:
«Mein Weib und Kind, die grüße, eh' Rache Dich ereilt,
auch Wangroth, meinen Bruder, der in Stettin jetzt weilt;
sie mögen mir nicht fluchen, weil Böses ich verbrach, —
der Tod ist mir willkommen, er löset mich von Schmach.»
Als führ' ein Blitz hernieder, zerspaltend das Gestein,
durchzuckt ein eis'ger Schrecken des Mörders Mark und Bein.
In grimm'ger Wuth durchjagt er die Stadt und die Bastei;
er kommt vor's Thor gen Anklam, — da wird der Rappe scheu.
Der Reiter stürzt, ihn trifft noch des Eisenhufes Schlag;
so liegt er, schwer verwundet, bis an den hellen Tag.
Kaum hat er noch den Leuten die böse Mähr erzählt,
verhaucht er seine Seele, von Brudermord gequält.

* * *

Nicht fern von beiden Thoren nach Anklam und Stettin
erheben sich zwei Kreuze auf kargem Wiesengrün;
dort ruhen still zwei Krieger; doch nicht die blut'ge Schlacht,
die Schuld hat hier zwei Brüder gefällt in einer Nacht.

L. Koßarski.

60.

Der Ochsenberg und Bruch

bei

Ursleben.

Ursleben ist ein Dorf in der Altmark, Regierungsbezirk Magdeburg, dabei ein kleiner See, welcher den Namen Broch oder Bruch führt, und ein Berg, der Ochsen- oder Ossenberg genannt.

Die Edeljungfer Ella schlief
auf weichen Ruhekissen,

ihr Odemzug war ängſtlich tief,
als ob ihr Geiſt nach Hülfe rief —
und wie vom Schmerz zerriſſen
erſchien ihr Engelanzeſicht,
und aus umlockter Stirne bricht
ihr kalter Schweiß, wie Perlen!

Man faßte leiſe ihre Hand
und rufte ſie mit Namen,
damit ihr, frei vom Zauberband
des böſen Traumes, bald Verſtand
und Sinne wiederkamen.
Sie athmet leichter und erwacht,
doch nicht wie ſonſt ihr Auge lacht,
ihr Purpurmund nicht lächelt.

Und was ſie in dem Traum geſeh'n
will Niemand ſie entdecken,
nur ſo viel: Unglück wird geſcheh'n,
das Groß' und Schöne untergeh'n;
eh' man es ahnt, mit Schrecken!
Mehr von dem ſchweren Nachtgeſicht
zur Warnung ſagen, kann ſie nicht,
ihr Wort erſticken Thränen!

Nach einer kurzen Zeit ſah man
gar viel von Wunderdingen:
ſtatt Waſſer Blut im Born und Teich,
die Hühner krähen Hähnen gleich,
die Fiſch' im Weiher ſingen,

die Rosse schnauben, bäumen sich,
die Hunde heulen fürchterlich
  das Vieh bricht aus den Ställen.

Zu Hauf die Burgbewohner zieh'n
  und wissen's nicht zu deuten.
Schön Ella aber sah man kühn
auf einem Ochsen schnell entflieh'n
  und aus dem Burgthor reiten.
Sie ritt im Flug den Berg hinan
unfern der Burg, dort hielt sie an,
  um hinterwärts zu blicken.

Sie sah — vor Schreck sie jammernd bebt —
  die Burg zur Tiefe sinken,
aus der mit Macht die Fluth sich hebt,
in ihr verzweifelnd, was noch lebt,
  den jähen Tod zu trinken.
Der Bruch als See ist noch zu seh'n,
und an dem Ochsenberge geh'n
  Urslieber gern spazieren.

61.

Der Kiphäuser*).

Unfern der waldigen Höhen im Thüringer Lande, die der romantiſche Kiphäuſer krönt, die Lieblingsburg des großen Kaiſers Friedrich Barbaroſſa, wohnte vor Zeiten ein junger Ritter, Konrad mit Namen, der ſehr arm war, allein wegen ſeiner Tapferkeit hoch angeſehen in dem ganzen Thüringer Lande. Von Kindheit auf verwaiſt, im Waffendienſte erzogen, hatte ſein Herz, entbehrend anderer zärtlichen Bande, ſich um ſo kräftiger an Ehr' und ritterliche Tugend feſt geſchloſſen. Nur darin lebte er, und ſeine Kriegesgefährten warfen ihm oft ſcherzend vor: er wiſſe nichts zu lieben, als

ſein gutes Schwert,
ſein gutes Pferd,
und Ruhmens Ton
für Minnelohn.

Der Waffen Blinken galt ihm ſtatt ſüßer Liebesblicke.

Konrad meinte dieß faſt ſelbſt von ſich. Indeſſen hätte ſich doch mit der Zeit eine gar heiße Leidenſchaft in ſeine Bruſt geſtohlen, die er jedoch nicht zu bekennen wagte, da die geliebte Herrin ſeines Herzens zugleich die

*) Vergl. 1. Heft gegenw. Bds. S. 64.

reichste Erbin in der Gegend war. Sie lebte in dem Schutze ihrer Mutter, die der Ruf als sehr stolz verkündigte: ihr Vater war unlängst verstorben und hatte ihr die reichen Güter hinterlassen. Der Freier viele drängten sich um sie; Konrad war zu bescheiden, um seine Liebe da zu bieten, wo er nicht auch ein würdiges Glück mit seiner Hand anbieten konnte: zugleich war er auch wol zu stolz, sich einer kränkenden Verschmähung auszusetzen. Die sanfte Hildegard dagegen sah in ihm nicht den armen, sondern nur den anmuthigen und edeln Ritter, und auch Frau Adelheit war ihm geneigt ob seiner sittsamen Bescheidenheit und sah ihn gern an ihrer Hofburg, wohin er öfter als die andern Freier kommen durfte.

Eines Tages aber trat er zu ihnen mit traurigem Blicke und sagte: Edle Frau, und Ihr, schönste, holdseligste Hildegard, ich komme, um Euch Lebewohl zu sagen. Mein feindliches Geschick will nicht, daß ich jetzt länger in diesem Paradiese aller meiner Wünsche weile. Der Landgraf hat einen Heerbann ausgeschrieben, und so ziehe ich des morgenden Tages fern von Euern theuern Grenzen.

Da goß sich wechselnd Roth und Blässe über die Wangen der schönen Hildegard; die Mutter aber sagte:

Mit Nichten, Herr Ritter! Ich will Euch jetzt zu dieser Stunde sagen, was ich schon längst beschlossen habe im innersten Gemüthe: Ihr seid bieder und tapfer; meine Tochter braucht eine Stütze, nicht Geld und Gut, da sie dessen selbst genug besitzt. Ihr liebt sie, und auch sie mag Euch nicht abhold sein: so habe ich denn be-

ſchloſſen, Euch zu meinem Eidam zu erwählen. Laßt die Krieger ziehn; bleibt hier und richtet Eures Weibes Erbe in guten Stand.

Frau Adelheit war hohen und großmüthigen Sinnes, wie dieſe ihre Rede zeigte. Sie fand ein ſtolzes Vergnügen darin, den armen Jüngling ſo um ſeines eignen Werthes willen den reichen und mächtigen Freiern vorzuziehen: allein ſie war auch etwas herriſchen Gemüths und konnte leicht durch Widerſpruch beleidigt werden.

Herr Konrad ſtand ein Weilchen in einer ſprachloſen Verwirrung, indem man ihm den ſchweren Kampf wohl anſehen konnte, den er in ſeinem Innern kämpfte. Die Freude, die bei dem erſten Theile von der Mutter Rede in ſeinen Augen aufgegangen war, wie eine leuchtende Morgenröthe, verwandelte ſich bald in bittern Schmerz.

O edle Frau! rief er, indem er ſich der forſchend blickenden Mutter zu Füßen warf, was mag ſo ſeltner Großmuth gleichen! Ihr gewährt mir den Wunſch, um den ich nicht zu flehen wagte und ohne den ich doch nicht fürder hätte leben können, das fühle ich tief. Gleichwohl verlangt Ihr jetzt von mir, was ich nicht leiſten kann. Die Ehre ruft, das Vaterland fordert meine Waffen! Es hat mich ſtatt der früh verlornen Aeltern aufgezogen; von ſeinem Waffendienſte hab' ich bis jetzt gelebt: ſoll ich ihm nun, da es in Noth iſt, meinen Arm verweigern? — O laßt mich ziehen! fuhr er mit einem Liebe flehenden Blicke auf Hildegard fort, und

komm' ich einſt zurück, dann ſey der ſelige Lohn der Liebe mein!

Frau Adelheit hätte wol bei reiferm Nachdenken der Meinung des Jünglings nicht abgeneigt ſeyn können, zumal ſie ſelbſt erhabener Sinnesart war: allein im erſten Augenblicke fühlte ſie nur die Regung ihres Stolzes, der durch die kühne Weigerung des Ritters empfindlich beleidigt war, eben wo ſie gehofft hatte, ihn mit der höchſten Freude zu erfüllen. Sie wandte ſich mit ſtolzem Blicke von ihm ab und ſagte: Nun dann, mein ehrliebender Herr, ſo Ihr nicht meint, daß ich der Ehre Geſetze eben ſo wohl kenne, als Ihr: ſo wollen wir dem Schickſal überlaſſen, ob und wenn Ihr meine Tochter einmal wieder ſeht.

Sie nahm bei dieſen Worten ihre Tochter bei der Hand und führete ſie in ein anderes Gemach; aber der Ritter hielt ſie verzweiflungsvoll zurück und ergriff die Hand ſeiner Geliebten, die er mit Heftigkeit an ſeine Bruſt zu drücken wagte, indem er ausrief: O Gott! ſollen dieß die letzten Worte ſeyn, die ich zum Abſchied höre? Da wand Hildegard ihre Hand ſanft aus der ſeinigen und entfernte ſich mit ihrer zürnenden Mutter; zugleich richtete ſie aber einen traurigen, doch liebevollen Blick auf ihn zurück, gleich als ob ſie ſagen wollte: zieh' nur hin, mein Liebling ich will ſchon die mit Unrecht zürnende Mutter wieder verſöhnen!

Dieſer Blick war das einzige Tröſtliche, was ihm blieb; denn als er des andern Tages wiederkam, um noch einmal Verzeihung zu erflehen und ein milderes

Lebewohl zu empfangen, ward ihm von der noch Unversöhnten der Zutritt streng versagt.

Er zog nun in den Krieg, allein betrübten Herzens, da er so sehr in Sorgen seyn mußte, seiner Liebe halber. Vor dem Abzuge sprach er noch zu einem daheim bleibenden Freunde, der ein weitläufiger Verwandter Frau Adelheits und, vor Kurzem aus der Fremde kommend, bei ihr eingeführet worden war: Ritter Kuno, trage Sorge, daß mir meine Liebe aufbehalten bleibt, bis daß ich wiederkehre.

Jener versprach es ihm. Darauf zog er fort. Als er aber in der letzten Nacht vorher noch vor dem alten Trümmern der Kiphäuserburg vorüber ritt, da dünkte es ihm deutlich, er sähe auf den Zinnen eine schöne blaue Blume blühen, von einem wunderbaren Licht umleuchtet, das lieblich glänzte durch die dunkle Nacht. Ihm ward es wohl darob im Herzen. Der Glanz der blauen Blumen kam ihm gar eigens vor, wie der letzte Blick aus dem holden Auge Hildegards, der dort in seine dunkle Seele fiel. So nahm er denn die süßen Bilder beide mit sich in's Kampfgetümmel.

Eine Zeitlang brannte der Krieg. Ritter Konrad kämpfte tapfer, bis er mit Ehren wiederkehrte nach geschlossenem Frieden. Als er aber in die Gegend seiner Liebe kam und seinen Freund antraf, berichtete ihm dieser: wie es gänzlich unmöglich gewesen, die beleidigte Mutter zu versöhnen, und wie sie einen hohen Schwur gethan: Konrad solle nie wieder das Antlitz ihrer Tochter schauen, bis sie durch einen andern Mann gefesselt

ſey; wie endlich Beide aus der Gegend verſchwunden, ohne daß Jemand wiſſe, wohin?

Da ward der wackere Konrad tief betrübt. Er hätte ſich zwar augenblicklich aufgemacht, um die Geliebte aufzuſuchen in allen Winkeln der Erde: allein das harte Wort der Mutter ſchlug ihn wieder zu Boden; wie er denn überhaupt zu Traurigkeit und Schwermuth ſehr geneigt war, wo es die Wünſche ſeines Herzens galt. Er wallfahrtete zu der verlaſſenen Stätte, die ſonſt ſeine Geliebte bewohnt, und fand einigen Troſt darin, zum mindeſten den Ort wieder zu ſehen, wo ſie ehemals geathmet hatte: allein Erneuerung ſeines Schmerzes war es auch, als er ſie nicht mehr fand.

Als er zurück ging in der dunkeln Nacht und wieder unten am Kiphäuſer hin, da ſah er abermals die blaue Wunderblume mit ihrem freundlich milden Leuchten. Wieder kam ihm dadurch ein ſanfter Troſt in's Herz, ohne daß er ſich ſelbſt recht deuten konnte, wie und warum?

Er erzählte es am andern Morgen ſeinem Freunde. Das iſt doch ſeltſam! ſagte Ritter Kuno, ich bin zur Nachtzeit öfter unten am Kiphäuſer hingeritten, ohne desgleichen je etwas gewahr zu werden. Man ſagt: es ſollen Schätze in dem Schloſſe vergraben liegen; wohl ganze Haufen Geldes wollen Menſchen dort geſehen haben.

Der Ritter Kuno war nicht minder arm, als Ritter Konrad, und der Gedanke an die reichen Schätze, welche dort begraben wären, mochten ihm wohl behaglich ſeyn. Konrad ſtand indeß im tiefſten Nachdenken verloren.

Kuno! fing er nach einer Weile an, wenn ich mir es so recht bedenke, so scheint mir wol von dem Kyphäuser noch ein Glück zu winken. Ich erinnere mich so mancher sonderbaren Vorfälle, die ich in meiner Kindheit dort erlebte; denn von dem frühesten Alter an ist die alte, ehrwürdige Kaiserburg immer mein Lieblingsort gewesen. Ich spielte dort und stahl mich dahin, so oft ich mich entfernen konnte aus den Augen meiner Vorgesetzten. Du weißt, daß ich vom Ritter Benno nach dem frühen Tode meiner Aeltern auferzogen ward; seine Burg liegt dort jenseit des Berges ganz dicht unten am Kyphäuser. Da flog ich oft durch den luftigen Buchenwald, der sich zur Rothenburg hinzieht, und trat mit einem inniglichen Wohlbehagen durch die alten Bogen und Thore in die weiten flüsternden Höfe und Hallen. Es war mir gar heimlich zu Muthe, wenn ich darin war. Alle die grausen Mährchen, die man mir erzählt von Schätzen, die durch schwefelichte Flammen bewacht werden, und von dem Geiste des großen Kaisers Friedrich Barbaroſſa, der seinen Lieblingssitz zuweilen wol noch heimsucht, der aber, wie man immer zu mir sagte, in furchtbarer Gestalt dem Verwegenen erscheine, der sein Gebiet zu betreten wage, das Alles schreckte mich nicht, sondern brachte nur einen süßen Schauer in mir hervor. Ich sah die Schätze wol, wenn ich mich bisweilen bis zur einbrechenden Dämmerung da verweilt und nun das Geisterreich begann: allein es brannten keine furchtbaren Flammen dabei; ich sah auch den Geist des Helden Friedrichs: zu ihm aber zog mich die innigste Liebe hin; das Gold ließ ich immer unangerührt: aber an ihm

konnte ich mich gar nicht müde sehen, an seiner ehrwürdigen hohen Gestalt und an den edlen, ernsten Zügen; er stand zuweilen in der vollen Rüstung auf den Mauern, zuweilen saß er ernst im traulichen Gemache hinter dem eichenen Tische. Einstmals sah ich ihn Schach spielen mit sich selbst; ich stand immer in einer ehrerbietigen Entfernung und betrachtete ihn ganz still. Als er zufällig einen Schachstein auf die Erde fallen ließ, da sprang ich schnell hinzu und hob ihn auf und reichte ihn dem Kaiser. Das schien dem großen Geiste zu gefallen, daß ich keine Furcht vor ihm zeigte und ihm gern dienen wollte. Er sah mich freundlich-lächelnd an und sagte leise: behalt' ihn nur und nimm ihn mit dir: du wirst ein wackerer Kämpfer werden! Voll Freuden nahm ich ihn nun mit mir, und als ich nach Hause kam, war er von eitel Golde.

Das Waffenleben entfernte mich nachher von dieser meiner Lieblingsstätte. Erst in spätern Jahren kam ich hierher zurück, mit meiner Liebe für die schöne Hildegard beschäftigt. Nur neuerlich hat mich die holde Wunderblume wieder an jene stillen wunderlichen Freuden meiner Kinderzeit erinnert.

Ritter Konrad hatte sich mit solcher feierlichen Begeisterung in seinen lieblichen Erinnerungstraum verloren, daß er es nicht bemerkte, wie der Andere während seiner Rede in ein düsteres Schweigen versank. Er schied von ihm. Den ganzen Tag stand der Kiphäuser vor seiner aufgeregten Einbildungskraft, und als es Nacht war, eilte er auf's Neue dahin. Und siehe! zum dritten Male leuchtete die blaue Blume ihm entgegen. Da er-

griff ihn wieder die alte zutrauliche Neigung: er erſtieg die Mauern und wandelte ruhigen Trittes auf die Blume zu, als wäre er auf befreundetem Gebiete.

Je näher er der ſchönen Blume kam, je lieblicher wurde ihr Glanz, und ſie ſelbſt ſah ihn mit ſo reiner, ſanfter Himmelsbläue an, daß ſich eine frohe Zuverſicht ſeiner bemächtigte, als könne doch noch Alles gut werden und als möchte ihm die Liebe ſeiner angebeteten Hildegard nicht auf immer verloren ſeyn.

Als er ſo freudig auf den beleuchteten Boden nieder blickte, ſo ſah er dicht neben der Blume einen goldnen Schlüſſel liegen. Er hob ihn auf. Ach! das iſt der Schlüſſel zu dem Schatzgewölbe, ſagte er traurig zu ſich ſelbſt: dahin ſind meine Wünſche freilich nicht gerichtet. Jedoch aus Ehrfurcht gegen die wunderbare Macht, die hier zu walten ſchien, hob er ihn auf und nahm ihn mit ſich.

Kuno, ſagte er, als er gegen Abend wieder zu ſeinem Freunde kam, ſieh hier den Schlüſſel zu dem Kiphäuſer Schatzgewölbe; ich kenn' ihn noch von meiner alten Freundſchaft mit ſeinen Wundern her. Ich will doch dieſen Wink nicht von mir weiſen. Komm mit, du ſollſt das Glück mit mir theilen, das mir die überirdiſchen Mächte zugedacht! Oder die Unterirdiſchen! ſagte Ritter Kuno mit einem ſeltſamen Tone. Komm! fuhr Konrad in ſeiner Rede fort, ohne auf jene Worte zu achten, komm! Du hältſt Wacht, während ich in's Gewölbe gehe.

Kuno willigte ein. Gegen Abend traten ſie Beide ſchweigend ihren Weg an. Die Luft war ſchwer; eine

trübe Abendröthe brannte blutig durch den Wald. Sie kamen in das einsame Waldthal, die Streuth genannt, die sich zwischen dem Kipphäuser und dem Brandberg hinzieht. Steile Felsen stiegen rings um sie empor; die alten Eichen und Buchen rauschten schwer und schaurig, und eine unheimliche Macht schien in dem wüsten Thale zu walten.

Konrad wandelte still vor sich niederblickend vorwärts. Halt! schrie mit einem Male Kuno und blieb stehen. Hier, Konrad, zwischen mir und dir auf Tod und Leben!!

Konrad meinte zu träumen bei diesem Aufrufe. Er wandte sich nach seinem Gefährten und sah den Ritter Kuno vor sich stehen mit funkelnden Augen und mit furchtbar wüthenden Geberden; fast hätte er gemeint, einen Geist des Abgrunds vor sich zu sehen, so entstellt war seines Freundes Ansehn. Wie? rief er, bist du wahnsinnig? mir, deinem Freunde dieß?

Kuno stand vor ihm und betrachtete ihn mit einem bittern, halb spöttischen Lächeln innerer Wuth. Wacht halten soll ich, brach er endlich aus, während der gnädige Auserwählte seine Schätze in Besitz nimmt? Wer bist du denn? elendes Schooßkind des Glücks! daß es die immer seine Gaben mit vollen Händen zuwirft, die es dem Würdigen versagt? Doch daß der Burggeist dich zum Erben seiner Schätze ausersehen, das hätt' ich dir verziehen; herzlich gern wollt' ich dir sie gönnen: aber daß dich Hildegard liebt, daß du beglückt in diese Flammenaugen blicken dürftest, die in mir eine unselige Gluth entzündet haben, das, Konrad! bricht un-

ſern Bund und macht den Todfeind aus dem Freunde. — Auf! Kampf um dieſen Schlüſſel! die Schätze des Kiphäuſers ſollen mir den Weg zu ihrem Herzen bahnen!

Wohlan denn! Kampf! rief der beſtürzte Konrad. Sein Herz war tief verwundet von den Worten des ſo treu geliebten Freundes; zugleich auch übernahm ihn der gerechte Zorn ob ſolches treuloſen Beginnens, ſo daß er ohne Anſtand dem wüthenden Forderer entgegen trat. Die Schwerter klirrten grauſend gegen einander; die wilden Vögel flogen auf bei dem Geräuſche und ſetzten ſich auf die nahen Zweige, dem brudermörderiſchen Kampfe zuzuſehen. Da beide Kämpfer gleich erfahren waren in der Waffenkunſt, ſo konnte lange keiner dem andern einen Vortheil abgewinnen. Die Schwerter ſprangen endlich Beiden zertrümmert vor der Fauſt, da ſie eben zu gleicher Zeit einen gewaltigen Streich führen wollten. Da fielen ſie einander ringend in die Arme, und der Haß nahm gleichſam die Geſtalt der Liebe an: doch nur zum gegenſeitigen Verderben. Es währte lange, ehe Einer den Andern zum Weichen bringen konnte; die kräftigſten Tritte ſchienen in den Grund zu wurzeln und die Arme ſchlangen ſich gewaltſam in einander. Jetzt aber nahm der heimtückiſche Kuno ſeines Vortheils wahr, ergriff den Schlüſſel, den der Ritter an einer ſeidenen Schnur auf ſeiner Bruſt verborgen hatte, und ſtürzte ſeinen überraſchten Gegner rückwärts in die Oeffnung eines eingeſtürzten unterirdiſchen Gebäudes, die er Tages vorher bemerkt und darum dieſen Ort zum Schauplatz ſeiner Rache auserſehen hatte.

Zu ſehr war ſein Gemüth in Aufruhr, als daß der

grausenvolle Tod seines unglücklichen Freundes ihn hätte zur Besinnung und zur Reue bringen können, oder daß er zurück geblieben wäre, nach dem Stöhnen des Sterbenden zu spähen, obwohl keine Rettung für den zu denken war, der einmal in diese furchtbare Kluft hinab gestürzt. Sinnlos eilte er davon, den hoch erkauften Schlüssel fest umklammernd, und flog zur Geisterburg, bei der er eben zur Stunde der Nacht ankam. Er fand den wild umbuschten Eingang; der goldne Schlüssel schloß und der Ritter trat in das weit berühmte Schatzgewölbe. — — Doch — was dort mit ihm vorgegangen, davon hat man niemals etwas vernommen: die Landleute sahen ihn am andern Morgen fliehen mit sträubendem Haar und aschenbleichen, verstörten Angesichts, und nimmer ist er mehr gesehen worden in dem edeln Thüringer Lande.

Der gute Ritter Konrad war indessen nicht so unglücklich gefallen, als man hätte glauben mögen. Das wilde Buschwerk in dem Innern der Höhle hatte seinen Sturz gehemmt, und er war nur leicht beschädigt auf den feuchten Grund gesunken. Er lag hier eine Zeitlang betäubt vom Falle, noch mehr aber von der schrecklichen Erfahrung, die er an seinem Freunde gemacht. Erst später fiel ihm ein, wie er nun hier so schmählich werde umkommen müssen, lebendig begraben in dieser weiten Gruft. Da sprang er auf, von innerer Angst getrieben, und irrte, ohne selbst zu wissen was er thue, im Dunkeln an den Wänden des Gewölbes hin; und, was er nicht entfernt geahnet hatte, er fand einen Ausgang aus seiner Gruft. Freilich nicht an's Tageslicht

führte er, sondern immer unterirdisch fort wand sich der dunkle Felsengang, in den er trat. Allein er ging doch mit erwachender Lebenshoffnung darauf fort; denn schon jede Veränderung ist ja dem Leidenden Trost. Auch trog ihn seine frohe Ahnung nicht; denn das Gewölbe hing mit der alten Kaiserburg zusammen. Nachdem er eine lange Zeit in den tiefen Irrgängen fortgegangen, lenkte der Pfad sich aufwärts höher und immer höher, bis er in einer Halle des ehrwürdigen Kyphäuser aufstieg.

Er fühlte, daß er hier war an dem geliebten Spielplatze seiner Kinderjahre: allein er schien sich jetzt in dem Innersten der Burg zu befinden, das ihm damals noch nicht offenbart worden war. Noch wohl erhalten schien hier Alles in alter, feierlicher Herrlichkeit, die traulichen Gemächer und die wölbenden Hallen, und Alles von einem freundlich dämmernden Lichte erhellt, jetzt um die Zeit der Mitternacht. Ueber Treppen und Säle gelangte der Jüngling zu einer noch freundlicher erleuchteten Halle, und mit Entzücken sah er hier, wie er sie nie gesehen, die verehrte Heldengestalt des edeln Friedrich Barbarossa. Der hohe Schatten lächelte ihn an, so mild, daß ihm zu Muthe ward, als sähe er Sonnenlicht nach vielen trüben Regentagen; zugleich erhob der Held sich selbst von seinem Sitze und freundlich ihm entgegen gehend sprach er: Sey mir gegrüßt, mein wackerer Kämpfer! der du die Ehr' und Treue höher hieltest, als das Glück. Ja du hast recht gewählt: die Ehre ist die erste und rechtmäßige Braut des Kriegers; ihr folgt die Liebe erst. Du stammst, wie

ich, von jenem edeln Volke der Schwaben ab, und also hast du dich bewährt. Deine Väter haben mir treue Dienste geleistet. Dein Stammschloß liegt verfallen an den Ufern der Donau. Nimm von den Schätzen dieser Burg, baue sie auf und führe dann deine Geliebte heim.

Meine Geliebte? seufzte Konrad leise, ach! die hab' ich ja verloren.

Magst du den Worten des Verräthers trauen? erwiederte der Geist. Hildegard liebt dich unverändert: darum erblühte dir das blaue Blümlein, Frauentreu genannt. Auch die hochgesinnte Adelheit konnte dem nicht lange zürnen, dem edle Männerpflicht vor Allem galt. Sie hat sich bis zu deiner Rückkehr mit der Tochter in einem Kloster verborgen, auf eben jener Flur, auf der die Trümmer deiner Stammburg liegen. — Folge mir jetzt.

Der Ritter folgte schweigend nach, wohin ihm der erhabene Schatten vorging. Er that, wie dieser ihm gebot. — In wenig Monden hob sich die schöne, neu erbaute Burg am reizenden Gestade der Donau, und der hochherzige Ritter konnte nun mit freierm Muthe der schönen, reichen Braut entgegen treten, die jedoch auch dem armen Liebling treu und hold geblieben war. Er fand sie Beide, wie es ihm der Geist verkündet, die Mutter und die Tochter. Die Liebenden vollzogen nun den schönen Bund, machten dann eine Wallfahrt zum Kyphäuser und ehrten durch gerührten Dank den edeln Geist des Hohenstaufen.

Louise Brachmann.

62.

Das Kloſter am Gollenberg

in

Pommern.

Auf dem Gollenberge in Pommern im Kaminer Kreiſe des Regierungsbezirkes Köslin ſieht man noch die Ruinen einer Kapelle, die ſchon vor mehrern Jahrhunderten zerſtört worden iſt. Die Erbauung derſelben gehört in die Zeit der frühern Sagen. Als das Chriſtenthum ſich in Pommern Eingang verſchaffte, behielt der heidniſche Götzendienſt immer noch lange Zeit treue Anhänger, die namentlich bei der Inſel Rügen ſich verſammelten und ihre Feſte feierten. Von einer ſolchen gemeinſchaftlichen Feier kehrten ſie einſt zu Schiffe in ihre Heimath zurück, wobei ſie ein ſo ſchrecklicher Sturm überfiel, daß Alle augenblicklich den Tod erwarteten. Sie ſchrieen zu ihren Göttern um Hülfe, die aber eben ſo wenig, wie weiland Baal, hörten und halfen. Verzweifelnd blickten ſie zu den Wolken, die wie ſchwarze Geſpenſter über ihren Häuptern gepeitſcht vom Sturme

hinfuhren. Aengſtlich lauſchten ſie, ob nicht irgendwo eine Stimme, ein Ton ſich vernehmen ließe, der ihnen Hülfe und Rettung verſpräche, und Einer der Schiffsleute hörte den Ton des Horaglöckchens im Kloſter Bukow am Ufer, das Herzog Suantepolk erbaut hatte, und fiel ſogleich auf ſeine Knie und betete zu dem Chriſtengott um Hülfe und Rettung, und Alle, die auf dem Schiffe waren, folgten ſeinem Beiſpiele. Da löſ'te ſich der Sturm auf in ſanftes Wehen, der Donner verlor ſich ſanft murmelnd in der Ferne, das Meer ward ruhig und auf der Höhe des Gollenberges zeigte ſich ein helles Licht .Sie ſteuerten darauf hin, landeten und Alle waren gerettet! Zum dankbaren Andenken und zur Erinnerung an die gnädige Hülfe des Chriſtengottes bauten die Geretteten eine Kapelle mit ſchönem Altar, die viel Gläubige beſuchten.

63.

Der Liskateich

bei

Czeschhaus in Schlesien.

In diesem Teiche, unweit der alten Burg Czeschhaus, sollen sich bisweilen Geisterjungfrauen, namentlich die Liska, baden, ihre Kleider waschen und solche auf die Sträucher am Ufer zum Trocknen aufhängen. Wer diese Liska eigentlich gewesen sey, davon giebt die Sage keine Kunde, wol aber meldet sie, daß sie sich an Männern, welche sie absichtlich oder zufällig im Bade nackend erblickten, auf eine fürchterliche Weise räche, daher sonst diese Gegend von Männern sorgfältig vermieden wurde.

64.

Der Hautsee

in

Thüringen.

Hinter Markful ſtößt man auf einen kleinen See, der unter dem Namen Hautſee bekannt iſt. Er führt den Namen von einem kleinen ſchwimmenden Inſekte, welches in Menge gleich einer Haut über ihm ausgeſpannt liegt. Dieſes Inſelchen gleicht einem reizenden Park und iſt die fetteſte Wieſe, dicht mit Laubwerk durchpflanzt und durchflochten, das in ſeinen Gruppirungen ſich gar herrlich ausnimmt. Verſchönert wird der reizende Anblick durch die Wahrnehmung, daß dieſes kleine Inſelland bald dem Ufer der Landſtraße näher iſt, bald wieder dem jenſeitigen Amphitheater des Eichenhains zurückt. Noch mehr wird der Vorüberziehende, mit Vergnügen bei dieſem Anblicke Verweilende in eine Wunderwelt verſetzt, wenn ihm ein treuherziger Bewohner der Gegend erzählt, was ſich daſelbſt einſt zugetragen habe und was ſich noch mit dem See ereigne.

Der See färbt ſich jährlich einen Tag blutroth,

zum Zeugniß, daß vor undenklichen Jahren eine Jungfrau in diesem Gewässer ihre bleibende Wohnung bekam. Verwiesen hieher, konnte sie Niemand befreien, noch lösen.

Theodiska konnte den Wünschen des Liebe flehenden Willibalds nicht widerstehen. Dieß ward kurze Zeit ihr Glück, ward ihr Untergang in diesen Fluthen. — Stark war ihr Jüngling wie die Eiche des Forstes, schlank wie die Maie, der Schmuck des Frühlings im Nordlande, sinnig und edel nach urväterlicher Sitte. Diese Theodiska liebte er mit einem Feuer, das er vergebens zu bekämpfen suchte. Wozu bekämpfen eine Flamme, die mit Edelmuth aufwuchs? Ach! Theodiskens Mutter war reich und hart, und der biederherzige Jüngling besaß nur wenig außer seinem nervigen Arm, mit dem er gewandt den Wolfsspieß zu führen verstand. Denn zu seiner Zeit waren Wölfe nichts Seltenes im Vaterlande; Räubereien dieser Ungethüme machten den Verlust, die Besorgniß jeder halbhellen Nacht. Womit sollte er, der unbegüterte Geliebte, den Schmuck der sittigen Jungfrau vermehren? was ihren Acker-Sotteln zulegen, was des Vergleichens werth gewesen wäre? Welches Ansehn sollte er unter den Bewohnern des Dörfleins behaupten? Nur wenig hatte er in die Wagschaale der geizigen Mutter zu legen. Darum legte die grausame Alte, bekannt mit den schwarzen Künsten des Unterreichs, vertraut und verwandt mit der Wasserbeherrscherin, ihren ganzen Fluch auf die Liebe, die Schuldlose, die nur ihres Segens bedurft hätte, zu grünen gleich der Fichte des deutschen Bodens. Der Vater der Schönen hatte längst auf Geheiß der unwürdigen Gat-

tin den Acheron begrüßt, und die Richter der Schatten hatten ihn deshalb glücklich gepriesen.

Darum beriethen sich die beiden Unholdinnen, gleich gestimmt in Sinn und Thaten, wie sie des Vaters sanfteres Bild, wie sie die unbefangene Theodiska dahin bringen wollten, ihrer Liebe zu entsagen, oder sie zu berücken, daß sie Magd werden müßte im Dienste der umflutheten Halbgöttin.

Welch ein Lohn für ihre seltene Standhaftigkeit! «Nie», erwiederte die Getreue, so oft auch die Mutter sie anderes Sinnes bilden wollte, «wird mein Geliebter die Untreue seines Mädchens betrauern dürfen; nie wird ein Versprechen gebrochen, das nur mit meinem Leben gelöst werden kann. Es gehört ihm allein, dem biedersinnigen Wilibald.» Damit brachst du die selbst, Unglückliche! den Stab. Das mütterliche Gefühl weicht der unnatürlichen Rache, dem beleidigten Stolze, und dich umfängt bald ein durchsichtiges Grab.

Könntest du, Holde, die schrecklichen Berathungen der Unholde vernehmen, ahnen: du würdest nie deinen Fuß an das grünende Ufer des Unglücks-Sees setzen! Wer durchdringt aber das Gewebe der magischen Umstrickung? wer tritt warnend und schützend an deine Seite? Getäuscht durch die blendenden Versprechungen der beredten Gebieterin des Sees, die Alles aufbot, die Mutterliebe aus dem Herzen zu stoßen, gelobte die habsüchtige Alte, die Tochter mit dem ersten Mondwechsel in das Gebiet der Uebermächtigen einzuführen.

«Komm!» sprach einst am schwülen Sommerabend des letzten Mondviertels die trügliche Mutter zur zu viel

trauenden, ſorgloſen Tochter, «laß uns gegen die ſchwimmende Inſel hinwandeln, daß wir uns nach der Hitze des Tages im kühlenden Abendſchatten erquicken. Komm, begleite mich, auf daß ſich mein Mutterherz gegen dich eröffne, ehe denn mich die Gruft der Ruhe verſchließt.» Wehmüthig und traulich ließ die Folgſame den Herd des Abendrotes, ließ das bunte Gemiſch der von ihr gepflanzten und gepflegten Blumen dießmal unbeſucht, ob es ſchon ſonſt die Stunde ihrer Erholung geweſen war; dachte jetzt nicht an das freundliche Koſen mit Wilibald unter dem Dache, die Buche an der Ecke des Gartens. Ein einziger nachdenklicher Blick — und elends folgte ſie der ſchon aufgebrochenen Mutter, ſuchend den Lohn der Tagesmühe im geduldigen Fügen.

Die Mutter ſprach wenig, innerlich bewegt von der Stimme der Mutterliebe in ihren Schweſtern laut und ſtark ſprechend, der Stimme, die vergebens mahnte zur Rückkehr von der gefährlichen Untiefe. Es war das verſuchte Beugen des bejahrten Stammes unter den Händen des zarten Mägdleins. Er ſchnellet ſo ſelbſt weit von ſich mit unerbittlicher Gewalt. So die durch ſchwarze Gelübde gebundene Mutter.

Kaum waren Beide an den Rand des wogenden Gewäſſers gelangt, lieblich ſchimmernd im Zwielichte des Abendroths und des halb verhüllten Mondenlichts, der Schwermüthigen ein Bild ihres eignen Herzens: als Theodiska, plötzlich berührt durch den Wunderſtab der nach ihrem Beſitze lüſternen See-Herrſcherin, hinab ſchwindelte und von Wellen bedeckt — einſank. Es war zum Sinken geweiht das ſchuldloſe Opfer: darum

verhallte das letzte Angstgetön der vom furchtbaren Elemente umflossenen Theodiska, des Elements, das die wenigsten seiner Opfer wieder heraus giebt. Das Echo allein gab mitleidig den Angstruf wieder der verbannten Schwester, und die dunkelste Nacht deckte schnell die grausende Scene. Die Unken des Inselbehälters stimmten ein trostleeres Grablied an. — Mühsam schleppte sich die unnatürliche Mutter zu der einsamen Wohnung durch das schauerliche Dunkel, nur durch das Dankgeflüster im Seerohr begleitet. Es war der Dank der Seegebieterin, froh, die Treue der schönen Erdentochter an sich mit unauflösbaren Fesseln gebunden zu haben. Gelungen, völlig gelungen war das Werk, werth einer Gottheit des Unterreichs; ein Raub, den jene Gottheiten bekanntlich sich so leicht verzeihen.

„Nicht ganz sollst du,“ war die tröstende Anrede der neuen Gebieterin an die vom mütterlichen Herzen Verwiesene, „von der Erde losgerissen seyn. Mehr Freundin, als Gebieterin, sende ich dich, bis du selbst deinen neuen Aufenthalt lieb gewonnen, jährlich einmal zurück in die geliebte väterliche Flur. Mische dich in die Erntentänze der jährlichen Herbstfeier und zeige den Jünglingen dein reines, durch keinen Unfrieden getrübtes Auge.“ Sprach's und hielt's, und sendete die adoptirte Tochter auf die Oberwelt im Schmuck ländlicher Dirnen, mit überirdischer Hoheit im Auge und auf der Stirn, die sich nur Wenigen und im Geräusch der fröhlichen Jugend beim Klange der Schalmeie sichtbar machte. Denn diese Hoheit wird noch nicht vom Gemeinen begriffen, noch gesehn.

Willibalds Entsetzen und Zürnen glich dem Bewegtseyn des aufgereizten Lanzenträgers. Kaum hatte er die verstellten Thränen der Mutter gesehen, kaum vernommen, seine Geliebte, seine Theodiska, seiner ganzen Liebe so völlig werth, sey hinab geglitten in die Fluthen des verrätherischen Hautsees: als er sich mit unaufhaltbarem Ungestüm in die Fluthen warf, die vor einer Stunde sein Theuerstes aufgenommen hatten. Ihm vergönnte die befriedigte Herrscherin das Leben; sie lächelte des zürnenden Jünglings, der fruchtlos an ihren Palast anschlug und froh seyn mußte, sein Wagstück für sich bestanden zu haben. Bald legte ihn der Gram um die Verlorene in ein frühes Grab, das nicht die Liebe beweinte, nicht Liebe verhütet hatte.

Aber jährlich am Jahrestage des Sieges jener verschwundenen Seeholdin wird der See mit der gemischten Farbe der Liebe, des Zorns und der düstern Verzweiflung gefärbt, und der liebende Jüngling denkt trauernd der unbelohnten zärtlichen Liebe, die hier auf immer versank. — Vor noch nicht hundert Jahren war sie noch zu sehen, die schüchterne Jungfrau des Sees, wenn das fröhliche Herbstfest die dörfische Jugend zu vaterländischen Tänzen versammelte. Zur schauerlichen Mitternachtsstunde wallte sie still und feierlich zur bekannten feuchten, unterirdischen Wohnung. Aber seitdem ist sie als Oceanide nicht wieder zum Vorschein gekommen. So lautet die Sage vom Hautsee.

August Stevogt.

65.

Name und Wappen

von

Kosel,

einer Kreisstadt und Festung im Regierungsbezirk Oppeln in Schlesien, sollen von drei Brüdern herrühren, die lange Zeit Wegelagerung trieben und auf ihrer hohen Felsenburg alle Feinde, die sie in ihrer Räuberei hindern und aus ihrem Sitze vertreiben wollten, verlachten. Endlich aber wurde ihre Veste mit List erobert und sie selbst nach damaliger Sitte aus den Fenstern gestürzt. Zum Andenken an diese drei Brüder, deren Name polnisch Koźioł, auf deutsch Bock hieß, bekam die Veste den Namen Kosel und drei Bocksköpfe zum Wappen.

66.

Kunigunde vom Kynaſt.

Eine der älteſten und intereſſanteſten Sagen von dieſer uralten Ritterburg Schleſiens iſt folgende.

Einer der früheſten Burgbeſitzer, Bruno von Scharfeneck, erfreute ſich als Vater nur einer einzigen Tochter, die er, da er keinen Sohn hatte, männlich und ritterlich erzog. Ihr Name war Kunigunde, und ihr Zeitvertreib, ihr ganzes Thun und Treiben nur mit den Waffen ſpielen, wilde Roſſe tummeln, ſich mit den Vaſallen und Knechten ihres Vaters unterhalten und in den dichteſten Waldungen jagen. Darob freute ſich ihr Vater herzlich, daher ſie ſolcher Lebensweiſe ſich nicht nur aus eigner Neigung ergab, ſondern auch um ihrem Vater, den ſie innig liebte, zu gefallen. Dieſer aber fand früher, als man zu fürchten Urſache hatte, ſeinen Tod, indem er in der Trunkenheit mit ſeinem Roſſe die äußerſte Mauer ſeiner Burg umreiten wollte und in den Abgrund ſtürzte. Kunigunde war untröſtlich und ließ den Zerſchmetterten in der faſt unzugänglichen Tiefe

am Hölzengrunde, wo er aufgefunden wurde, begraben. Von dieser Zeit an wurden ihre Sitten noch düsterer und unweiblicher. Fast täglich besuchte sie das Grab des Vaters und grollte mit den Felsen, die ihn getödtet hatten! Sie ererbte von ihm Besitzungen in freundlichen und fruchtreichen Gegenden, die sie aber ganz unbeachtet ließ, indem sie nur in ihrer Felsenveste wohnte, wo ihr finsterer Sinn und ihr leidenschaftlicher Haß gegen den Ort immer mehr genährt wurde, wo ihr Vater seinen Tod und sein Grab gefunden.

Aber ungeachtet dieser düstern Stimmung vergaßen doch die jungen Ritter den Reichthum und die Schönheit Kunigundens nicht und warben und buhlten um ihre Hand. Ob aber unter ihnen auch viele wackere und stattliche Ritter waren, gab sie doch Keinem einen Vorzug, erfreute sich Keiner einer bestimmten Entscheidung. Kunigunde war aber zu reich und zu schön, als daß sie hätten über das Zurückhalten einer entscheidenden Wahl derselben unwillig werden, oder gar von ihrer Veste wegbleiben können. Da aber der Freier Keiner weichen wollte, im Gegentheil ihre Zahl sich täglich mehrte, wurde Kunigunden ihre Gegenwart und die damit verbundenen Liebesbetheuerungen und Ehenanträge, sowie das Geräusch und Lärmen der vielen Knappen und Knechte zuwider, und sie beschloß, all diesem Treiben ein schnelles Ende zu machen dadurch, daß sie auf St. Gertrudenstag, an dem alle ihre Brautwerber erscheinen möchten, ihren Willen bestimmt und unwiderruflich kund machen wurde. Der verhängnißvolle Tag erschien und mit ihm natürlich eine Menge

von Rittern, die theils ſich nach des Fräuleins Hand und Gut ſehnten, theils neugierig waren, wer der Glückliche ihrer Wahl ſeyn werde. Kunigunde empfing den Einen wie den Andern und vereinigte Alle an einer reich und köſtlich beſetzten Tafel, wo wacker geſchmauſt und noch wackerer getrunken wurde. War auch anfangs das Tiſchgeſpräch einſilbig und kalt, ſo wurde es ſpäter deſto lebendiger und lauter. So nahte der Abend, und Kunigunde hatte noch immer nicht ihr gegebenes Wort gelöſ't. Da erhob ſich endlich die Freierſchaar, vom Weine begeiſtert, und verlangte ziemlich unzart und ſtürmiſch von ihr Entſcheidung. Das Fräulein lächelte ſpöttiſch und ſchwieg. Ob nun gleich der Blick der Trunkenen bereits faſt unſicher geworden war, ſo bemerkten ſie doch das Lächeln und die ſpöttiſche Miene und drangen nun deſto ungeſtümer auf ihren Ausſpruch. Ihr ſollt ihn haben, fuhr nun Kunigunde, die mehr einer Rache- als einer Liebesgöttin ähnlich war, zürnend auf, folgt mir! Haſtig eilte ſie die Stiegen hinab in den Burghof, ließ dort von ihren Knechten viele Fackeln anzünden, ſich vorleuchten und ſtieg außerhalb der Veſte nicht ohne Anſtrengung hinab in die grauſige Felsſchlucht zum Grabhügel ihres Vaters. Der Freierſchwarm ſchritt oder taumelte, je nachdem Jeder nüchtern oder trunken war, dem Fräulein nach und ſtellte ſich in weitem Kreiſe um das Grab. In dem rothflackernden Lichte der Fackeln, das ſich an den ſchwarzzackigen Felſen brach, ſchien die ganze Geſellſchaft einem mitternächtlichen Feſte verbannter Geiſter ähnlich zu ſeyn. Eine drückende Stille, wie im Reiche der Todten, um-

umlagerte die Gruppe, und das faſt ängſtliche Athmen des Lebens wurde nur von dem Kniſtern des Feuers und dem unheimlichen Geſäuſel ſeiner Flammen unterbrochen und verſchlungen. Nach einigen Secunden ſchauerlicher und herzbeengender Ruhe erhob Kunigunde ihr Haupt, ergriff das Kruzifix, welches der Schloßpater, den Zug anführend, getragen, neigte daſſelbe dreimal gegen das Grab, hielt es dann, gleich einem Panier, hoch im Kreiſe und rief begeiſtert wie eine Prieſterin der ſlaviſchen Vorzeit: «Am Grabe meines Vaters, den ich einzig liebte, ſchwöre ich, mein Herz und meine Hand nur dem zu ſchenken, der ritterlich den obern Rand der Burgmauer, von der mein Vater in dieſen Abgrund ſtürzte, umreitet!» Nach Endigung dieſer entſcheidenden Worte neigte ſie nochmals das Kruzifix gegen das Grab und kehrte von ihren Fackelträgern vorgeleuchtet und den Knechten begleitet in die Burg zurück; die Ritter aber blickten, wie von einem Zauberſpruche gebannt, ihr ſtaunend nach, bis ſich allmählich das Staunen in Lachen, Murmeln und Verwünſchungen auflöſ'te und ſie nach kurzer Zeit die Burg und ihre unminnigliche Herein verließen.

Die von Kunigunden geſtellte Ehebedingung wurde bald in der ganzen Gegend und auch in fernen Gauen bekannt, und man durfte billig erwarten, daß kein Ritter mit ſolcher frevelhaften Keckheit und ruhmloſen Lebensgefahr um das gefühlloſe und ſtolze Burgfräulein werben werde; aber Sucht nach Reichthum, weibliche Schönheit und Männerſtolz verführten zu Thaten, bei deren Erzählung die Geſchichte ſelbſt an der Wahrheit

zweifelt und ſie in das Gebiet der Sagen verweiſt. Es fanden ſich Ritter, die das fürchterliche Abenteuer beſtehen wollten! Jeder wurde dem Fräulein vorgeſtellt und von ihr einen Tag gaſtlich gepflegt, damit er ausruhete. Den folgenden Tag beſtieg der Ritter ſein Roß, wozu Kunigunde die Trompeten ſchmettern und einige Donnerbüchſen knallen ließ; ſie ſelbſt ſah aus dem Erker ihres Gemachs auf den Tollkühnen nieder, wiederholte ihren Schwur und wünſchte ihm Glück! Dieſer verſprach dagegen den ſchauerlichen Ritt zu vollenden und lenkte ſein Roß über die Zugbrücke auf die verhängnißvolle Mauer, bis dahin von ſeinen Knappen und Knechten begleitet, die mit Thränen im Auge und mit Seufzern Abſchied nahmen von ihrem Gebieter. Die Trompeter und Büchſenmeiſter blieben an ihrem Orte, um wenn der Ritter über die Zugbrücke glücklich wieder einreite, ihn mit jubelnden Tönen zu empfangen; aber dieſes frohe Geſchäft wurde ihnen — nimmer zu Theil, denn keiner der kühnen Reiter kehrte wieder, ſondern alle fanden ihren Tod, wie ihn Kunigundens Vater, und ihr Grab, wo er es gefunden hatte. Das Fräulein ſah den Abgrund mit blutigen Opfern ſich füllen und blieb gleichgültig, keiner der Werbenden wurde abgemahnt und noch weniger von ihr der Schwur zurückgenommen. Aber die Ritter wurden klüger und es ließ ſich bald kein einziger mehr auf der Burg ſchauen, und das machte Kunigunden erſt mißmuthig und dann wüthend, daß Niemand mehr um ihre Hand mit frevelnd kühnem Mauerritte werben wollte. So verſtrichen viele Monden in tödtender Einſamkeit auf Kynaſt, und Gram

und Aerger nagte an des Fräuleins Schönheit, bis sich wieder ein Ritter meldete. Laut auf lachte Kunigunde und jubelte, als er durch das hie und da mit dürftigem Riedgras bewachsene Burgthor eintritt, sich von seinem stattlichen Rosse schwang und mit Kraft und Anstand die breiten Stufen hinaufstieg! Er trat in das Gemach und grüßte das Fräulein, die bei dem nähern Anblicke des Ritters unwillkührlich erbebte; denn sein Blick durchdrang blitzschnell ihr ganzes Wesen und zündete in ihrem Herzen, bisher einem dürren Haidegrund ähnlich, die Flamme der Liebe, die durch das Unbefangene und Feine in seinem ganzen Betragen so genährt wurde, daß sie unwillkührlich sich gezwungen fühlte, ihn zarter als seine Vorgänger zu behandeln! Gern hätte sie Namen und Stand des Ritters, der auf sie einen so seltsamen Eindruck gemacht, kennen gelernt, konnte es aber nicht über sich gewinnen, ihn selbst darum zu befragen. Sie wandte sich deshalb an dessen einzigen Begleiter, der sich anständiger und ritterlicher als ein gewöhnlicher Knappe betrug und so zurückhaltend und einsylbig war, daß sie von ihm auch nicht die mindeste Auskunft über seines Gebieters Verhältnisse erlangen konnte. Mit Gefühlen der Achtung, Liebe, Neugierde und des Stolzes, sich in ihrer Brust vereinigend, kehrte sie in ihr Gemach zurück und — was sie noch nie vorher gethan hatte — bat den Fremdling, und man konnte an dem Wogen ihres Busenschleiers sehen, wie heftig ihr Herz klopfte, — von dem gefährlichen Ritte abzustehen, oder ihn doch aufzuschieben. Beides wurde mit Artigkeit aber hohem Ernste bestimmt verneint. Da

ſuchte Kunigunde am Abende ihr Lager, auf dem ſie ſich, wie von fieberhaften Krämpfen überfallen, umher warf und wie im Wahnſinn abwechſelnd ſeufzte und tobte, betete und fluchte. Ihr herriſcher Stolz war gebrochen, ihre erwachte Liebe unbeachtet, ihre Bitte — und das war für ſie das Unerträglichſte — blieb unerhört! Erſt nach Mitternacht fand ſie ein leichter Schlummer, der ihr aber nicht Erquickung, ſondern wilde aufſchreckende Träume brachte.

Kaum graute der Morgen, ſo war auch ſchon der Knappe des Ritters im Burghofe beſchäftigt und zog die Roſſe aus dem Stalle. Bald darauf erſchien auch der Ritter ſelbſt in ganz leichter Kleidung und unbewaffnet, umarmte den Knappen wie einen Freund, ſtreichelte ſein Roß, ſchwang ſich darauf und ritt durch das Burgthor hinaus nach der blutglänzenden Mauer. Während dieſer kurzen Zeit der Vorbereitung hatte der Thorwächter alle Inſaſſen der Veſte geweckt und herbeigerufen und auf Befehl des Ritters Allen die ernſte Weiſung gegeben, ſich nicht der Mauer zu nahen! Etwas ſpäter erwachte Kunigunde aus ihrem peinigenden Schlummer und flog, als ſie hörte, daß der Ritter bereits auf der Mauer ſey, im leichten Nachtkleide hinab in den Burghof, geberdete ſich wie eine Wahnſinnige und fragte nach dem — Leichname. Niemand gab ihr Antwort, denn Herzensangſt hatte alle Zungen gebunden, Alle hoben Augen und gefaltete Hände betend zum Himmel, denn der Ritter befand ſich in der Mitte des furchtbaren Pfades. Kunigundens Blick heftete ſich auf den Reiter, der die Füße aus den Bügeln gezogen und den Zügel

nachläſſig über des Roſſes Mähne gehängt hatte, mit magnetiſcher Kraft, als ob er Roß und Ritter feſthalten und vor dem Sturze bewahren wollte. Jetzt erhob ſich der gefiederten Waldſänger Morgenchor und die Sonne beleuchtete die Spitzen der hohen Burgthürme, da war der Ritter am Ende der verhängnißvollen Bahn; er faßte die Zügel ſeines ſchweißbedeckten Roſſes und lenkte es hinab von der Mauer zum Burgthore, wo das Fräulein, zitternd wie eine Gegeißelte, ſtand und bei dem Anblicke des glücklichen Ritters ohnmächtig zu Boden ſank. Aber der Knechte Jubelgeſchrei, das Schmettern der Trompeten und das Knallen der Donnerbüchſen brachte ihr bald das Bewußtſein zurück. Edler Ritter, rief ſie, meines Vaters Tod iſt gerächt an den tückiſchen Felſen, mein Schwur gelöſ't, Ihr ſeyd nun mein und dieſer Burg Gebieter!

Wol iſt nun, entgegnete dieſer mit Hoheit und würdevollem Ernſte, wol iſt nun, Fräulein, Euer grauſamer Schwur gelöſ't und Eurem Stolze ſind Grenzen geſetzt; dem Gott der Gerechtigkeit und Gnade ſey für ſeinen Beiſtand Preis und Dank! Das war die Abſicht meines Erſcheinens, nicht aber Euer Gebieter und Ehegemahl zu werden, denn ich bin — der Landgraf Adelbert von Thüringen, und ein edles, zartfühlendes Weib nennt mich Gemahl!

Bei dieſen Worten ſank Kunigunde in die Knie wie eine Sterbende! Der Landgraf ſah ſchweigend auf ſie herab und harrte des Augenblicks, wo ſie ſich wieder erholen würde. Es geſchah, und er fuhr fort: Iſt in Euch noch ein Funken Gefühl für Menſchlichkeit, ſo

lebt — und bemüht Euch, durch fromme Thaten, durch Liebe zu einem wackern Gemahl Eure Grausamkeit vergessen zu machen und das Blut der geopferten Jünglinge zu versöhnen! Ist aber, fuhr er mit furchtbarem Ernste fort, Euer Herz durch und durch hart wie Erz und Stein, kann die Demüthigung, die ich Euch nach Verdienst und Gerechtigkeit zufügen mußte, Euern Stolz nicht tödten, dann wandelt auch Ihr auf der Mauer, von wo so viele Edle hinabstürzten, schaut hinab auf ihre Gräber und vollendet, wenn Euch das Erscheinen blutiger Gestalten in der Tiefe nicht schwindelnd macht, den Weg, wie ich ihn mit Gott und diesem langgeübten Rosse vollendet habe! Mit diesen Worten wandte er sein Roß und verließ mit seinem Knappen die Felsenburg und Kunigunden.

Nun werden die geehrten Leser und Leserinnen auch gern wissen wollen, zu was sich Kunigunde entschlossen habe, und welches ihr Schicksal gewesen sey. Darüber giebt es eine dreifache Sage. Die erste meldet, daß Kunigunde aus Liebe zu dem Landgrafen, der sie von sich weisen mußte, aus Aerger, gekränktem und gedemüthigtem Stolze dem Wahnsinn nahe gebracht werden sey und verzweifelnd sich von der Mauer gestürzt habe in den Abgrund, wo ihr Vater und viele edle junge Ritter Tod und Grab gefunden hatten. Die zweite Sage erzählt, daß sie von der Zeit an, stets in sich gekehrt, jede Menschengesellschaft geflohen und, in klösterliche Einsamkeit zurückgezogen, ihr Leben unter Seufzern und Thränen vertrauert habe und nach wenigen Jahren, einer entwurzelten Blume gleich, dahingewelkt und ihrer An-

ordnung nach, in die Felsenschlucht begraben worden sey. Die dritte Sage erzählt, daß ihr der Landgraf seinen vermeintlichen Knappen, den Ritter Hugo von Erbach, zum Ehegemahl empfohlen und ihr zur Ueberlegung vier Wochen Zeit gegeben habe. Der Ritter begleitete, lautet die Sage weiter, den Landgrafen zurück nach Thüringen, von wo er nach der verflossenen Bedenkzeit auf der Burg Kunigundens wieder einsprach und „von ihr freundlich empfangen, bald nachher ihr Ehegemahl wurde. Sie ließ die gefährliche Mauer abbrechen, für die Seelen der gepfefferten Ritter Messen lesen und bemühte sich, durch Liebe und Menschenfreundlichkeit ihre frühern Frevel zu sühnen und vergessen zu machen.

Das Weib trotze nie dem Gesetz der Natur
und halte sich frei von frevelndem Schwur,
denn dem Schmerz und der Reue entfliehet sie nicht!
Je schöner die Reize, je größer das Gut,
je stolzer der Name und edel das Blut,
für sie desto zarter und heil'ger die Pflicht!

67.

Richmuth von der Abucht

in

Cöln.

Die alte Stadt von Cöllen
iſt aller Welt bekannt,
ſie wird an vielen Stellen
die heilige genannt.
Das Blut im Glaubensſtreite
hier manchem Held entrann,
bis er nach ſeinem Leide
die Marterkron' gewann.

In grauen Zeiten lebte
ein Mann da ſchlecht und recht;
hoch hin in's Alter ſtrebte
ſein adelig Geſchlecht *).

*) Die Familien von der Abucht und von Lyskirchen gehörten zu den vornehmſten Geſchlechtern der Stadt Cöln.

Sein Haus und Thürmlein lagen
am Neumarkt, wohlbekannt,
wo hoch die Zinnen ragen,
Apostelnfüst genannt.

Vom Stamm der Aducht führte
Herr Menais Schild und Nam',
sein Haus Richmondis zierte,
die er zum Weibe nahm.
Sie lebten treu und friedlich
mit Gott und mit der Stadt
und schafften unermüdlich
den Armen Rath und That.

Der Beiden treuer Liebe
kein Kindlein war geschenkt,
drum sah man gram und trübe
sie stets in Trau'r versenkt.
Wer soll in alten Tagen
ihr Stab und Pfleger seyn?
Sie sind in Leid und Klagen,
dann allzusehr allein.

Drob grämte sich der Ritter
gar sehr in stillem Schmerz;
es floß so sehr und bitter
der Kummer in sein Herz!
Richmondis aber sandte
nur Seufzer zu dem Herrn
und an Maria wandte
sie sich so treu, so gern.

Da mocht' ihr einſt bedünken,
als ob der Jungfrau Bild
ihr huldreich thäte winken
und wunderlieb und mild,
als öffnet' ſie das Mündlein
und ihre Augen zart
und würd' von fernen Stündlein
ihr etwas offenbart.

Ein Todtenköpflein reichet
Maria ihr mit Huld,
und Frau Richmondis ſchweiget
und nimmt es in Geduld.
Doch aus dem Schädel heben
drei Roſen ſich hervor,
aus deren Dufte ſchweben
drei Englein ſanft empor.

Richmondis ſieht das Zeichen,
doch dunkel iſt der Sinn;
die Kräfte ihr entweichen,
ſie ſinkt auf's Lager hin.
Und ſtets in ſüßen Träumen
drei Roſen vor ihr blüh'n,
ſtets wie aus Himmelsräumen
ſieht ſie drei Englein zieh'n.

Allein ihr iſt ſo bange,
das Herz wird ihr ſo ſchwer,
Herr Mengis bleibt ſo lange,
das kümmert ſie ſo ſehr.

Der saß im hohen Rathe,
sein Lieb, das war so krank,
und als er endlich nahte,
sie mit dem Tode rang.

Der Ritter sich entsetzte,
ihr Weh das Herz ihm brach,
ihr Lager er benetzte
mit Thränen Nacht und Tag.
Er konnte nicht erfragen
der Trauten Schmerz und Noth,
und schon nach dreien Tagen
da war Frau Richmend todt.

Drob sank in Trau'r und Leiden
der tiefbetrübte Mann,
wollt' auch von hinnen scheiden,
wollt' mit der Lieben gan.
Er zierte sie mit Golde
und reichem Edelstein,
es sollte stets die Holde
ihm noch verbunden seyn.

Auch ließ als Pfand der Treue
er ihr den goldnen Ring,
den sie in heil'ger Weihe
als Braut dereinst empfing;
den nahm von ihm die Gute
hinunter in das Grab.
Er sprach in trübem Muthe:
»sänk' ich auch bald hinab!«

Da lag in kühlem Grunde,
geziert so schön und reich,
zur mitternächt'gen Stunde
Frau Richmond starr und bleich.
Und stets ihr noch in Träumen
drei schöne Röslein blüh'n,
stets wie aus Himmelsräumen
sieht sie drei Englein zieh'n.

Doch sie den Röslein saget:
«Ihr blühet nicht für mich!»
Doch sie den Englein klaget:
«Ihr zieht nicht her für mich!
Denn seht! ich muß hier weilen
in tiefer dunkler Nacht,
bis sich die Wolken theilen
und neu der Morgen tagt.»

«Schwebt auf, ihr süßen Düfte,
zu Gottes Mutter hin!
Schwebt auf in hohe Lüfte,
ihr schönen Seraphin!
Maria, keine Rose,
kein Englein sende mir;
mir wird wohl nur zum Loose
ein Todtenköpflein hier. —»

Und als sie so noch denket,
vom Schlummer sie erwacht
und fühlt sich nun versenket
in tiefe Grabesnacht.

«Maria, wird gerochen
mein Kleinmuth allzusehr»,
sprach sie, «so nimm» — ein Pochen
hört sie rings um sich her.

Das Grab, der Sarg sich lüften —
«so nimm doch nun mich auf!»
sprach's; von den Todtengrüften
eilt was in schnellem Lauf.
Der Todtengräber fliehet
und läßt den reichen Schatz,
um den er sich bemühet,
angstvoll an seinem Platz;

verläßt auch die Laterne
zusammt und sein Geräth,
in großer Furcht schon gerne,
wie es da liegt und steht.
Frau Richmond sich erhebet,
sieht nach dem Grab sich um,
hört fern den Mann noch, bebet
und dankt Gott still und stumm.

Und mit dem Lämpchen schleichet
sie von dem Kirchhof fort,
in Graus und Frost erreichet
sie ihres Hauses Pfort'.
Sie pocht, so wie Gespenster,
mit matten Händen an,
bis endlich wird ein Fenster
behutsam aufgethan.

Der Ritter war's. Der fragte:
« Wer ſtört hier meine Ruh'
in finſtrer Nacht? » und machte
das Fenſter wieder zu.
Allein Richmondis pochte
von Neuem mehr und mehr,
die kalte Nachtluft mochte
ſie drücken allzuſehr.

Der Ritter kehret wieder:
« Könnt Ihr in Nacht und Graus,
mein Eh'herr und Gebieter,
mich ſchließen vor das Haus?
O, traget doch Erbarmen,
vielleicht Hauswirth mein!
gönnt der erſtand'nen Armen
Eu'r kleinſtes Kämmerlein. »

So ſagt die Frau. Der Ritter
erſchrickt ob dieſer Mähr
und ſpricht durch's Fenſtergitter:
« Mein Lieb kehrt nimmer mehr!
Iſt's gleich auch ihre Stimme,
iſt's doch nur ein Geſicht! »
Zu wehren Gottes Grimme
er De profundis ſpricht.

Allein Richmondis weinte,
hüllt ſich in's Todeskleid,
fleht, daß ihr nun erſcheinet
der Herr in ihrem Leid.

« So mögen denn zum Zeichen
erst meine Rosse nun
hinauf zum Boden steigen,
statt in dem Stall zu ruh'n! »

Sagt er. Und Gottes Güte
viel Wunderding vermag,
zu frei'n ein fromm Gemüthe
aus schwerer Pein und Klag':
Herr Mengis hört die Gäule,
wie sie mit schwerem Gang
zum Söller zieh'n in Eile
schon seiner Stub' entlang.

Da greift ihn Furcht und Schauer,
er rennt zu seinem Weib;
die stand an feuchte Mauer
gelehnt den müden Leib.
Er weinte, fleht' und faßte
sie küssend in den Arm,
trug schnell dann die Erblaßte
zum Bette sanft und warm.

Herr Mengis, seine Mägde
und Diener hocherfreut,
ein jeder ihrer pflegte
in Lust und Herzlichkeit.
Da ward von allen Seiten
viel Treu' und Lieb' geübt:
Gott kann zur Freude leiten,
wen er zuvor betrübt.

Auch wird in wenig Tagen
Frau Richmend ganz gesund,
und nach so vielen Klagen
ward jung die Hochzeitsstund'.
Oft schien noch die Geschichte
der Frau und ihrem Mann,
als hätt' sie ein Gesichte
getäuscht in Trug und Wahn.

Auch scholl zu jedem Ohre
alsbald die Wundermähr,
und zu des Hauses Thore
drängt bunt die Menge her.
Und traun! da seh'n die Pferde
vom Söller stumm und starr
hinunter auf die Erde,
und seh'n noch manches Jahr.

Richmondis aber spinnet
still in dem Kämmerlein
und lacht nie mehr und sinnet,
dem Herrn zu Dank zu seyn;
sie weihet manche Gabe
Marien und dem Kind,
die selbst im tiefsten Grabe
ihr hold gewesen sind.

Und wie drei Röslein schweben
zu ihr drei Kindlein hin,
die als drei Englein leben
und für den Himmel blüh'n.

So ward am End' erfüllet
Richmondis heiß Begehr,
in ihrem Herzen quillet
stets Gottes Lob und Ehr'.

Sie wob ein schön Gebilde
mit eigner zarter Hand,
das sie dann fromm und milde
zu ihrer Kirche sandt'!
Da war es lang' zu sehen,
es hing zur Fastenzeit
im Chore von den Höhen
in Pracht und Künstlichkeit.

Maria und die Jünger
sah man am Kreuze steh'n,
wie sie zum starken Ringer
für's Heil der Menschheit fleh'n.
Am Kreuze liegt der Schädel,
auf dem die Rosen blüh'n,
und rechts und links hochedel
die Rittersleute knien.

Und aus den Rosen heben
drei Englein sich empor,
die zu dem Heiland schweben
in wunderfüßem Chor.
So hat uns zum Gedächtniß
Richmond das Tuch gestickt
und es dann zum Vermächtniß
in jenes Stift geschickt.

Lang' ſtöhnt es auf dem Grabe,
das nun das Paar vereint,
ſo ſchauerlich, als habe
das Leichentuch geweint.
Allein den frommen Beiden
gab Gott auf ſeinem Thron
nach ihren vielen Leiden
der treuen Liebe Lohn.

E. v. Groote.

Anm. Das von Rikmondis künſtlich gewebte Faſtentuch iſt noch jetzt in der Apoſtelnkirche zu Cöln zu ſehen. Das Grab hingegen iſt verſchwunden und eben ſo auch ein Gemälde, worauf dieſe ganze Begebenheit abgebildet war, da die Vorhalle obiger Kirche, wo es ſich befand, im Jahre 1755 abgebrochen wurde. Ein paar hölzerne Pferde als Wahrzeichen ſahen noch Jahrhunderte lang vom Söller des Hauſes derer von der Aducht. — Eine faſt ganz ähnliche Sage findet ſich auch im erſten Bande dieſer Sagen in dem Schimmel von Magdeburg, erzählt.

68.

Die Glocke im Dome

zu

Aachen.

Zu Aachen durch die Gassen,
da tönte luft'ger Braus,
von Mann und Weib verlassen
stand öde jedes Haus,
mit seinem Hofgelage
kam selber Karl zur Schau:
es war an diesem Tage
vollbracht des Domes Bau *).

„Gott wird mit Wohlgefallen",
begann der Kaiser laut,
„bewohnen diese Hallen,
die wir ihm aufgebaut;

*) Vergl. I. III. Bd. dieser Sagen.

für unsrer fleiß'gen Hände
vieljähriges Bemüh'n
wird reichen Segens Spende
in Gottes Haus uns blüh'n.»

«Doch fehlt der Mund, der helle
der uns zu kommen heißt,
wenn sich der Gnade Quelle
im Heiligthum erweist.
Mit ihrem frohen Schallen
fehlt noch die Glocke hier,
drum bringet von Sanct Gallen
Tancho den Meister mir.»

Der Meister ward gerufen,
und Karl gab ihm zur Stund'
gediegner Silberstufen
dreitausend schwere Pfund,
und Kupfererz und Eisen
hieß er ihm zahlen aus
und ließ zur Arbeit weisen
ihm ein gelegen Haus.

An's Werk gab unverdrossen
der Künstler sich alsdann.
Doch seine Thür verschlossen
hielt er vor Jedermann;
nicht daß die Störung ferne,
ihm lag Betrug im Sinn:
das Silber hätt' er gerne
vertauscht mit schlechtem Zinn.

Und als dahin drei Wochen,
da war das Werk vollbracht,
die Form ward abgebrochen:
«Ha, wie die Glocke lacht!
Seht nur die hellen Bilder,
die Sprüche Zeil' an Zeil',
im Sonnenglanz die Schilder!
Dem hohen Meister Heil!»

So flicht dem Künstler Kränze
das Volk mit blindem Sinn
und merket nicht, es glänze
ein falscher Glanz darin.
Man zieht zur Glockenstube
die Glock' und fügt sie ein,
da grüßt mit neuem Rufe
das frohe Volk darein.

Und Karl tritt aus der Menge
zuerst zu läuten vor,
er rührt die Glockenstränge,
kein Laut dringt in sein Ohr.
«Nicht liegt's an meiner Stärke,
die rege Gröss'res schier,
es liegt wohl an dem Werke:
den Meister rufet mir!»

Und Tancho tritt in mitten,
im Auge grimme Gluth,
er geht mit schwanken Schritten,
er reißt am Seil mit Wuth.

Ein Prasseln und ein Toben
dröhnt durch die Balken dann:
der Klöpfel fällt von oben
und trifft den falschen Mann.

Wie sie ihn stürzen sehen
und seh'n des Blutes Lauf,
da staunt das Volk, da gehen
ihm erst die Augen auf:
es schweiget wie vernichtet.
Der alte Kaiser spricht:
»Wo Gott, der Herr, gericht,
da reden Menschen nicht.«

K. W. Müller.

69.

Die Hagelmacherinnen

in

Berlin.

In Berlin lebte vor langer Zeit eine Witwe, so arm, daß sie manchen Tag nicht wußte, woher sie nur das nothdürftigste trockne Brot für ihre Kinder auf eine ehrliche Weise nehmen sollte, besonders da sie so manchen Tag darauf verwenden mußte, etwas dürres Holz in dem ziemlich entfernten Walde zu sammeln. So ging sie auch einstmals aus, um zu sehen, auf welche Weise sie wol Brot oder Holz erlangen könne. Sie kam, in ihren traurigen Gedanken nicht auf den Weg achtend, in einen dichten Theil des Waldes, den sie bisher noch nicht betreten hatte. Hier trat ihr plötzlich ein Förster entgegen, über dessen Erscheinung das arme Weib so erschrak, daß sie am ganzen Leibe zitterte, zumal da der Jägersmann etwas Unheimliches und Wüstes in seinem Gesichte hatte. Warum bist du so trau-

rig? fragte er sie mit krellender Stimme. Ich bin eine arme Witwe, entgegnete sie halblaut, die Kinder, aber weder Brot noch Holz hat. Das ist schlimm für dich, bemerkte der Jäger weiter; wenn du aber mich zu deinem Liebsten nehmen und mir gehorsam sein willst, sollst du nicht nur Brot und Holz, sondern auch Lebkuchen, Geld und Freude im Ueberfluß haben. Das Versprechene gefiel dem Weibe zwar, keineswegs aber der Freier, und es kostete diesem viel Ueberredung, seinen Willen ihr annehmlich zu machen. Als ihm dieß gelungen, verließ er sie. Nach Verlauf einiger Wochen kehrte er zur Zeit des Neumondes wieder, gab ihr einen Besen, sich darauf zu setzen, um mit auf den Berg zum Tanze zu reiten. Nun erst sah das Weib mit Schrecken, wem sie sich ergeben hatte, wußte aber nicht, wie sie wieder von ihm loskommen und doch die erlangten Güter und Vorräthe behalten möchte. Sie mußte mit ihrem hölzischen Buhlen durch Dick und Dünn, über Berg und Thal reiten und fand auf dem Berge eine große Gesellschaft von Weibern, von denen sie aber nur zwei aus ihrer Nachbarschaft erkannte, denen eine dem Spielmanne zwölf Pfennige Lohn gab. Dann sammelten alle Weiber Aehren, Eichen- und Weinlaub, um damit ein großes Hazelwurm zu schaffen, was aber nicht ganz gelingen wollte.

Später kamen die beiden Nachbarinnen der Witwe in einer Schenkstube zusammen, setzten daselbst an einen besondern Ort große Kübel mit Wasser, um daraus eisigen Hagel zu bereiten, und berieten sich mit einander, wo sie damit die Weinberge oder die Kornfelder verwü-

sten wollten. Dieß Gespräch hörte der Wirth, der sich in einem heimlichen Winkel versteckt hatte, um die Weiber, denen er gleich beim ersten Ansehen nichts Gutes zutraute, zu belauschen. Als sich diese auf ihr Strohlager gelegt hatten und eingeschlafen waren, goß der Wirth die Wasserkübel über sie weg, und sie waren augenblicklich mit einer dichten Eisrinde überzogen, aus der sie, erwacht, nur mit vieler Mühe und durch Beistand des Teufels sich herauswinden konnten. Der Wirth wollte sie festhalten, aber sie waren, ehe er's ahnte, verschwunden und für dießmal der verdienten Strafe entgangen. Leider läßt sich ein Mensch, der sich einmal dem Bösen ergeben, nicht leicht warnen und von seiner Sündenweise abschrecken. So auch diese Weiber. Sie nahmen sich vor, mit einem allgemeinen gräßlichen Hagelwetter alle Feld- und Gartenfrüchte zu verderben. Zu diesem Behufe hatten sie ein kleines Kind aus ihrer Nachbarschaft gestohlen und es zerstückt in einem großen Topfe an's Feuer gesetzt, um es zu kochen. Die Mutter sucht ihr Kind auch in dem Hause der Zauberinnen und findet — wer mag ihren Schreck und ihre Gefühle schildern! — ihr getödtetes Kind im Topfe. Ihr Angstgeschrei und Wehruf, das Herbeieilen Vorübergehender und das Festbinden der Zauberweiber war das Werk weniger Minuten. Bald darauf erhielten sie ihre wohlverdiente Strafe.

Ob wol im Jahre 1839 diese Zauberweiber wieder aufgestanden sind, da zahllose Hagelwetter so viele Felder und Gärten verwüstet haben?

70.

Der warnende Bauer

bei

Magdeburg.

Die alte, ehrwürdige Stadt Magdeburg hatte in früherer Zeit oft Kriege zu führen, in denen sie bald Sieger, bald Besiegte war. So hatte sie auch in den ersten funfziger Jahren des 16. Jahrhunderts einen Kriegszug gegen den Herzog von Mecklenburg, und derselbe ward im Spätherbst angetreten. Als der Heerhaufe zu dem Dorfe Barleben, ungefähr 2 Stunden von der Stadt entfernt, gekommen war, begegnete ihm ein alter Mann von ansehnlicher Größe und in der Tracht eines Bauern. Dieser fragte, wo das viele Kriegsvolk und große Rüstung hin wollte. Sie gaben ihm wahrhaften Bescheid. Da erhob der Mann beide Hände gen Himmel und bat flehentlich, fast mit Thränen in den Augen, daß sie wieder umkehren und den Kriegszug unterlassen möchten, weil Ort und Zeit ihnen ganz ungünstig sey. Dieser Warnung lachten die Krieger und wollten wissen, warum ihnen Ort und Zeit nicht günstig seyn solle. Habt ihr nicht, erwiederte der Bauer, die Tafel in der Johanniskirche in Magdeburg gelesen, worauf geschrieben steht,

daß die Magdeburger vor 200 Jahren an demselben Orte und Tage gänzlich geschlagen worden sind! Laßt dieß euch zur Warnung dienen! Es gehe euch jetzt nicht glücklicher! Die Krieger aber ließen sich nicht warnen, ja viele derselben verhöhnten und verlachten den Greis, und sie zogen in die Schlacht. Die Magdeburger wurden gänzlich geschlagen und Alle, die den Warner verlacht hatten, kamen jämmerlich um. Die auf der Flucht Heimkehrenden aber sahen den Greis mit eisgrauem Bart und Haaren, aber mit jugendlich blühendem Gesichte bei sich vorüberwandeln, er ist aber später von Niemand mehr gesehen worden.

71.

Die Jungfrau des Zobtenberges.

Unter den Berghöhen Schlesiens ist der Zobtenberg zwar keiner der höchsten, aber einer der weitumschauendsten und schönsten.

Von seinem Gipfel herab schweift der Blick durch das reiche Schlesien, ruht auf Bergen und gewerbreichen Thälern, und während der Wanderer hinauf- und herabsteigt, hört er aus dem Munde des Führers so manche Sage aus altverklungener Zeit.

So ging es auch dem Erzähler dieses.

Auf dem Wege zum Zobtenberge machte ihn der Führer, ein Wieder des am Fuße des Berges liegenden Dorfes, auf zwei plump gearbeitete Steinbilder aufmerksam.

Das eine stellte einen Bären, das andere eine Jungfrau ohne Kopf dar. — «Hier», sagte der Führer, «lebt die Erinnerung einer Begebenheit, die des Volkes Sage von Jahrhundert zu Jahrhundert bewahrte und welche unter dem Namen

der Jungfrau des Steinthales am Zobtenberge

bekannt ist.»

I. Der Fluch der That.

Das Licht des Glaubens begann im 6ten Jahrhundert Schlesien zu erhellen. Die Altäre der Heidengötter fielen, das Kreuz leuchtete auf den Bergen, aber die Herzen blieben dem Geist der Lehre noch lange verschlossen.

Unter dem Wladiken des Landes, welche mehr aus Eigennutz als aus Ueberzeugung der Lehre des Evangeliums folgten, war Wenzlav von Zdézlicze, ein stolzer, herrsch- und habsüchtiger Mann.

Heuchelnd zog er am Tage zu der Kapelle im Weißtritz-Thale und in dunkeln Mitternächten zu den Götzenbildern des Zobtenberges, wo unter gottlosen Gesängen noch heidnische Opfer, ja selbst durch Menschenblut, gebracht wurden.

Nach einer dieser Nächte, es war die Walpurgisnacht, kehrte er berauscht vom Meth zurück, fuhr und fand Herberge bei einem christlichen Ritter, Hugo von

Eberstein, und lernte hier die schönste der Burgfrauen kennen, Gertrudis war ihr Name; aber so schön ihr Körper war, so falsch war ihr Herz, so wollüstig ihr Sinn.

Bald umfing buhlerische Liebe den Gastfreund und sie. Eberstein, der unglückliche Ehemann, ward betrogen, und in demselben Augenblicke, als ihm ein Zufall das Verbrechen seiner Gattin vor Augen stellte, ward er von dem verrätherischen Freunde durchbohrt.

Ein Augenblick hatte den Ritter von Zdézlicze zum Ehebrecher und Mörder herabgewürdigt; er floh mit dem buhlerischen Weibe und lebte mit ihr in der Sünde und ihren trügenden Genüssen.

Schon hatte ihm Gertrudis zwei Kinder geboren, als er in Trutlieb, einem Ritterfräulein des nachbarlichen Gaues, ein Mädchen kennen lernte, welches durch Schönheit und Reichthum alle seine Begierden erregte und auf sich zog. Bald sagte ihm sein böser Geist, nur der Mord der Gertrud führe zum Ziele. Dem Gedanken folgte die That. Er stürzte sie in dem Augenblicke, wo sie mit ihm über die Zugbrücke wandelte und die in Sünde erzeugte Tochter, ein Kind von 10 Wochen, in ihren Armen hielt, meuchlings in den Abgrund.

Das andere Kind, ein Knabe von 1½ Jahr, eilte weinend herbei, der Rabenvater ergriff es und schleuderte es der Mutter nach. Die Bären, die in dem Burggarten gehalten wurden, eilten herbei und zerfleischten und fraßen Mutter und Kinder. Der Mörder warb nun um das reiche Burgfräulein, die Sage nennt sie Trutlieb von Roswina, und erhielt sie zum Weibe. Er glaubte sich glücklich, aber die rächenden Mächte wachten.

II.

Als eben der zweite Tag des Hochzeitfestes, in Prunk und Glanz gefeiert, sich zum Ende neigte wurde und der Fackeltanz begann, trat der Bergeist des Todtenberges in der Gestalt eines häßlichen Zwerges in den Saal. Alle Fackeln erloschen, eine bläuliche, stinkende Flamme erfüllte erleuchtend den Saal und mit krei'schender Stimme rief der Geist, indem sich der Stab, den er in der Hand trug, in eine feurige Schlange verwandelte und er selbst dem zitternden Bräutigam nahte:

»Fluch über dich, Ehebrecher und Mörder! Du bist verflucht bis in's dritte und vierte Glied, bis deine That gesühnet ist! Ja!« rief er den zitternden Gästen zu: »Dieser Wüthrich hat, Ehre und Pflicht vergessend, Kurt von Ebersteins Hausfrau verführt, den Gatten ermordet und dann die ehebrecherische Buhlerin heimgeführet. Wankelmüthig war seine Liebe. Als er Trutlieb sah, und aus Eigennutz und Wollust liebte, hatte er Gertruden und seine beiden Kinder hinabgestürzt in den Burggraben. Wäre fraßen die zerschmetterten Körper der Mutter und ihres Säuglings, nur den Knaben habe ich gerettet, damit das Geschlecht nicht ausstürbe und einst wieder zu hohen Ehren käme. Fürchterlich waren seine Thaten, fürchterlich soll seine Strafe sein! Vernehmt den Ausspruch des Gerichtes, welches die Schicksalsmächte über ihn fällten! — Seht wie der Sünder zittert und endet!«

»Kurt von Zedlitz,« fuhr er fort, »höre dein Urtheil:

»Du sollst weder leben noch sterben können, du sollst schlafen und schlafend alle Martern des bösen Gewissens fühlen. Mit

jedem Athemzuge, denn dein Schlaf iſt nicht Tod, ſondern fürchterliches Leben, ſoll dir die Hölle neue Schreckbilder entgegenſpeien. Im anſcheinlich lebloſen Körper fühle alle Qualen, die ein Sterblicher zu empfinden vermag, und im ſchuldbewußten Herzen die Geiſel des Gewiſſens. Der Herr iſt gerecht, aber auch barmherzig; deiner Ur-Enkel einem iſt es vorbehalten, dich zu erlöſen. Vernimm die Bedingungen. Geiſter werden dich in's Steinthal tragen, Felſen dich umſchließen; alle hundert Jahre in der Neujahrsnacht ſoll einer deiner Enkel vor dir ſtehen und du ſollſt das Recht haben, ihn zu deiner Erlöſung aufzufordern. Gelingt es ihm nicht, wird er in Stein verwandelt; und nur dann wird es gelingen, wenn ein Ebenſtein Vergeltung an deinem Geſchlechte übte, das Weib eines Jeden verführte und die Frucht der wollüſtigen Liebe von Bären zerriſſen wird.«

Mit dieſen Worten berührte der Zwerg des Ritters Haupt, der Ritter ſank in Scheintod, alle Gäſte flohen und des andern Tages fand man ſeinen Körper nicht mehr, die Berggeiſter hatten ihn in's Steinthal getragen.

Die unſchuldige junge Frau trug ſchon damals, als der Scheintod ihres Gatten erfolgte, den Keim eines künftigen Lebens unter dem Herzen. Nach neun Monden genas ſie eines Mägdleins und in der Geburtsſtunde, es war die Stunde der Mitternacht, erſchien ihr der Bergzeiſt und ſprach: »Das Kind iſt unſer; es ſoll guten Menſchen anvertraut und erzogen werden, es wird in Jugend und Schönheit aufwachſen und nicht altern von ſeinem 16ten Jahre an. Von dieſer Zeit an wird die Maid ſchlafen und nur dann erwachen, wenn der Erlöſer naht, welchem ſie als Lohn ſeiner Thaten beſtimmt iſt.«

So ſprach er und entführte das Kindlein; die Mutter aber begab ſich fortan in ein Kloſter und ſtarb als

eine fromme und gottesfürchtige Priorin der grauen Schwestern, deren Ordensregel Wohlthun und Krankenpflege gebietet.

III. Die Erlösung.

Fünf Jahrhunderte waren vergangen. Das alte Rittergeschlecht, das sich nun Zedlitz schrieb, war im Lande Schlesien zu großen Ehren gekommen, aber wieder bis auf den letzten Zweig des Mannesstammes erloschen.

Nur der junge Ritter Wenzel von Zedlitz lebte und hatte bereits sich als Mann und Ritter trefflich bewähret.

Räuber hatten die Gebirge unsicher gemacht, seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit hatte die Unholde zu verdienten Strafen geführet, und in einer furchtbar kalten stürmischen Winternacht ritt er zurück von einer Execution, welcher er als Richter beiwohnen mußte, als ihn die Nacht übereilte und er sich in den Felsen am Zobtenberge verirrte.

Eben verkündete der Stand der Sterne die Stunde der Mitternacht, als sein Roß strauchelte und er selbst in eine Schneegrube sank.

Schon glaubte er sich verloren. Da trat ein häßlicher Zwerg aus einer Felsenspalte hervor und sprach: «Folge mir!» Der Ritter folgte, sie betraten das Steinthal, und in selbigem war eine Hütte von Baumrinden gebaut und mit alterthümlichen Geräthschaften geschmückt.

An einem aus eichenen Pfosten gezimmerten Tisch schlummerte ein Greis, aber sein Schlummer glich einem Fiebertraume. Der junge Ritter bebte vor der Erschei-

nung und wollte eben seinen Sitz verlassen, als ein wunderliebliches Mädchen hereintrat und dem Jüngling den Kredenzbecher reichte. Sie sehen und lieben war Eins. Der junge Ritter vergaß Alles, was um ihn her war, und sprach:

«Welcher Zauber hier auch waltet, ich will ihn lösen und Seele und Seligkeit verbürgen, daß ich keine Gefahr scheuen werde, die Erlösung zu vollenden.»

«Frage diesen!» erwiederte der Zwerg und führte ihn zu dem schlafenden Ritter.

Dieser erwachte, sah ihn stier an und fragte: «Willst du mein Erlöser seyn?»

«Ich will es!» antwortete Wenzel, und nun sprach der Greis, und eine lichte Wolke schien ihm um die sorgengefurchte Stirn zu schweben:

«Wenn achtmal die Hörner des Mondes über deiner Burg gestanden haben, so suche den Mörder deiner Schwester auf und bringe mir von ihm in der künftigen Neujahrsnacht fünf Zähne, die das Blut deiner Schwester tranken!»

Kaum hatte er die Worte beendet, so sank sein Haupt zurück, die Augen schlossen sich und er entschlief. —

Wenzel verließ die Zauberhütte. Unausführbar schien ihm des Greises Gebot, denn er selbst hatte keine Schwester. Er kehrte in sein Schloß zurück und die Tage des Winters vergingen bei Jagd und Becherklang.

Schon war der Frühling gekommen, als ihm eine Einladung zu dem Ritter Hartram, der sich eine Burg am südlichen Ende des Todtenberges gekauft hatte, wurde.

Wenzel folgte derselben, fand einen freundlichen Wirth und ein schmuckes Burgfräulein.

Man aß und trank. Der Wein machte beredt und dreist, Wenzel vergaß beim Anblick der schönen Dirne seines Gelübdes und sprach zu seinem Gastfreund:

«Ihr seyd ein glücklicher Mann, eine so schöne Dirne Eure Tochter nennen zu können.»

«Es ist nur meine Pflegetochter,» antwortete dieser erröthend. «Ich kaufte die Burg von Hugo von Eberstein, und da dieser mit Kindern sehr gesegnet ist, nahm ich die jüngste Tochter zu mir!»

Der Name Eberstein erschütterte den Ritter, denn jetzt erkannte er, daß die Augenblicke der Prüfung nahten.

Er zog sich in sein Kämmerlein zurück und betete hier recht andächtig an seinem Rosenkranz. Des andern Morgens erweckte ihn Jagdruf und Hörnergetön. Gäste waren gekommen und man zog auf eine Bärenjagd.

Das Burgfräulein nahm daran Theil und glich im leichten Jagdkleide einer Amazone, denn sie trug Köcher und Jagdspieß und Bogen. Die Jagd begann und zog sich in die Thäler des Zobtenberges.

Fort rauschte sie. Schon waren Hirsche und Elenthiere erlegt, als ein Bär aus dem Dickicht brach. Ihm nach tobte die Jagd. Der Bär streifte die Hunde ab, riß das Roß eines Ritters zu Boden und verschwand unter den Felsenklippen. Wenzel allein wagte es ihm zu folgen.

Endlich sieht er ihn. Aber welch ein Anblick! Wild fluthete der Schmerz durch seine Gebeine, Eiseskälte goß sich über seinen Körper, seine Fibern zuckten,

denn er sah, wie der Bär eben die Jungfrau zerrissen und ihren Kopf abgebissen hatte. Jetzt durchbohrte Wenzels Schwert das Unthier, das Jagdgefolge nahte, unter ihm war auch Agathens leiblicher Vater. — Dieser ergriff des Jünglings Hand und sprach: »Gott ist gerecht, die unglückliche Jungfrau lebt bei Gott, ich fühlte den Höllenschmerz auf dieser Erde; wisse es, ich verführte deine Mutter, zeugte dieß Kind mit ihr im Ehebruch und ihr Tod giebt mir der Hölle Qualen. Es ist deine Schwester, Wenzel; Gott sey mir Sünder gnädig!«

Mit diesen Worten sank er todt auf die verstümmelte Leiche Agathens.

Wenzeln kehrte die Besinnung zurück; er gedachte seines Gelöbnisses und brach fünf Zähne des Bären, die noch von dem Blute seiner Schwester benetzt waren, aus, um sie bis zum Tage der Erlösung aufzubewahren. Die Jagd war geendet und am dritten Tage sah die Trauerburg den Leichenzug. Für Ebenstein und seine Tochter wurde eine Messe gestiftet und eine Kapelle am Todtenberge erbaut.

IV.

Abermals kam die verhängnißvolle Nacht. Der Ritter suchte und fand den Weg zur Zauberhütte, trat zu dem schlummernden Greis, legte die Bärenzähne vor ihm hin und sprach: »Was du gebotest, ist erfüllt; hier sind die verlangten fünf Zähne, die Schuld ist versöhnt und abgebüßt!«

Da erhob sich der Alte vom Schlafe erwachend und

sprach mit verklärtem Antlitz: «Gott ist gerecht und barmherzig. Ich gehe nun ein zu seinem Frieden und ermahne dich, nie vom Pfade der Tugend zu weichen und den Herrn zu bekennen durch Wort und That! Auch Trutlieds Zauber ist gelöst, die Berggeister haben an ihr keine Macht mehr, sie werde dein Weib, dein glücklich treues Weib, und die großen Schätze, welche diese Höhle birgt, mögen fortan den Wohlstand eures Hauses begründen und erhöhen!»

In diesem Augenblicke trat Trutlieb ein. Der Greis legte ihre zarten Hände in die Hände des Ritters, und der Engel des Todes reichte ihm die Palme des Friedens. In diesem Augenblicke verwandelte sich auch der Zwerg in jene zarte Gestalt, die die Phantasie den Schutzgeistern giebt, und sprach: «Auch ich bin erlöst, hört meinen Segen: seyd tugendhaft und fromm, und ihr werdet glücklich seyn!»

Mit diesen Worten verschwand er. Der Ritter trat mit Trutlieb aus der Felsenhöhle, bezog seine Burg und wurde ein gar hoher und angesehener Herr.

Zum Angedenken dieser Begebenheit ließ er die Steinbilder in's Steinthal setzen, damit sie Jeden warnen sollten auf seine Schritte zu wachen, damit nicht ein Fehlschritt vom Wege der Tugend auf den des Lasters, zu Reue und unendlichen Qualen führe.

Noch grünt sein Name, noch grünt der Stamm der Ebersteiner; die Unthat der Urväter lebt nur noch in der Sage, und der Zobtenberg erinnert den Wanderer an den Fluch der That und seine Erlösung.

72.

Die Freischützen

bei

Paderborn,

einer Kreisstadt im westphälischen Reg. Bez. Minden. Nahe bei Paderborn hatte ein Edelmann einen sehr großen Wald, über den er zur Aufsicht einen Förster gesetzt hatte. Diesen fand man eines Tages im Walde erschossen und Niemand konnte ermitteln, ob er sich selbst oder ein Anderer ihn getödtet habe. Das Erstere war sehr unwahrscheinlich, weil der Förster ein guter und ordentlicher Mann war, und das Letztere unbegreiflich. Da sich das Geschehene nicht ändern ließ, wählte sich der Edelmann einen andern Förster. Aber auch diesen und noch einige seiner Nachfolger fand man gleich nach Antritt ihres Amtes erschossen im Walde, denn sobald sie nur den Wald betraten, fiel in der Ferne ein Schuß, der den unglücklichen Förstern mitten durch die Stirn fuhr. Woher aber die Kugel kam, war trotz aller Sorgfalt nicht zu ermitteln. Der Edelmann mußte nun seinen Wald ohne Aufsicht lassen und zahllose Holzdiebereien dulden die nicht von seinen Unterthanen, die den verhängnißvol-

len Wald möglichſt vermieden, ſondern von Fremden verübt wurden.

Nach einiger Zeit meldete ſich wieder ein Jäger in den erledigten Förſterdienſt. Der Edelmann erzählte ihm das traurige Schickſal ſeiner Vorgänger und wollte lieber Holzverluſte dulden, als das Leben eines Menſchen auf's Spiel ſetzen. Der Jäger aber verſicherte mit kecker Zuverſicht, daß, wenn ihm das Förſteramt anvertraut würde, er ſich vor dem unſichtbaren Scharfſchützen ſchon Ruhe verſchaffen wolle. Der Edelmann willigte endlich, obwohl ungern, ein. Am nächſten Tage trat er ſein Amt an und wurde von dem Edelmann ſelbſt und einigen anderen handfeſten Männern nach dem lebensgefährlichen Walde begleitet. Am Eingange deſſelben blieben ſie zurück und der neue Förſter betrat ſein neues Revier; aber kaum hatte er einige Schritte hinein gethan, als in der Ferne ein Schuß fiel. Schnell warf der Jäger ſeinen Hut in die Höhe, der, von einer Kugel durchlöchert, herabfiel. Nun aber iſt die Reihe an mir, ſagte der Förſter, lud murmelnd ſeine Büchſe und ſchoß ſie mit den Worten in die Luft: Die Kugel bringt Antwort! Darauf bat er den Edelmann und ſeine Begleiter mit ihm zu gehen und den unbekannten Schützen zu ſuchen. Nachdem ſie den ganzen Wald durchſtreift und nichts Verdächtiges entdeckt hatten, kamen ſie zu einer am jenſeitigen Ende des Waldes gelegenen Mühle und fanden den Müller todt vor der Thüre liegen. Eine Kugel war ihm mitten durch die Stirn gefahren. Alle ſtaunten und traten mit einiger Scheu vor dem Förſter zurück. Der Edelmann behielt ihn einige Zeit in ſeinem

Dienste, um dadurch seinen Wäldern Ruhe vor Dieben zu verschaffen. Als er aber sah, daß sein Förster bei jedem Schusse traf, was er treffen wollte, das Wild an jedem ihm beliebigen Ort festbannte und aus seiner Jagdtasche die geschossenen Feldhühner wieder lebendig in die Küche fliegen ließ, ward es ihm doch unheimlich in seiner Nähe und er entließ ihn bei dem ersten schicklichen Vorwande aus dem Dienste.

75.

Der Prinzessinstuhl

bei

Fischbach.

Auf dem Falkenstein bei Fischbach, im Hirschberger Kreise Schlesiens, ist ein in Granit gehauener Sitz, der seinen Namen folgender Sage dankt. In dem freundlichen Voberthale weidete täglich ein junger Hirt eine Heerde munterer Lämmer. Mit der Morgensonne erschien er und erst am Spätabend führte er seine Heerde wieder zu Stalle, indem er heiteren Sinnes und friedli-

chen Gemüthes fleißig lustige Lieder sang. Als er eines Tages seiner Heerde, die sich die gewürzreichsten Gräser suchte, nachfolgte, kam er zu den Ruinen der alten, ehemals stolzen Veste Falkenstein, deren Fuß mit schauerlich dichtem Walde umgeben war. In diesen Wald hinein führte ein Pfad, der wenig betreten, aber annehmlich zu seyn schien. Unwillkührlich wandelte ihn der Hirt, vergaß seine Heerde und kam, seiner Neugierde nachgebend, endlich in die tiefste Waldnacht. Sie schreckte ihn aber nicht, sondern er drang, mit seinem Stabe den Weg untersuchend, Schritt vor Schritt vorwärts, und seine Kühnheit blieb nicht unbelohnt, denn wie mit einem Zauberschlage öffnete sich vor ihm ein Thal, zauberisch schön und reich an duftenden Blüthen. Er weidet sein den Schönheiten der Natur stets offenes Gemüth an dem Anblicke und träumt sich in's Land der Feen. Dann blickt er auf zu der Höhe und gewahrt auf einer schroffen Wand des Falkensteines eine Jungfrau sitzend, die unaussprechlich schön, aber einem Mondscheingebilde an Zartheit gleich war und an einem silberweißen Rocken spann. Ihr blaues Auge, von blonden Locken umschattet, verweilte mit Wohlgefallen auf dem Schäfer, der, wie versteinert, sich nicht zu rühren vermochte. Jetzt schlug im Dörfchen die Mittagsstunde und die Jungfrau seufzte tief auf, netzte mit ihren Thränen den Faden und — verschwand. Noch lange schaute der Hirt hin, wo die Liebliche gesessen, und wankte endlich wie ein Träumender und stumm zu seiner Hütte. Ihm war so unendlich wohl und er fühlte sich besser und frömmer als bisher. Er suchte am Abende sein einfaches

Lager, aber Schlaf darauf fand er nicht; denn er konnte kaum das erste Frühroth erwarten, um wieder zu dem lieben Thale zu eilen, und schon mit dem ersten Sonnenstrahle stand er vor dem Berge und sah die Jungfrau spinnen. Sie blickte wehmüthig zu ihm nieder und war abermals mit dem Glockenschlage Zwölf verschwunden. So vergingen Tage und Monden in gegenseitigem stummen Anschauen, bis endlich der Johannistag erschien. An diesem schwebte sie leichtleicht zu dem Hirten nieder und redete ihn mit einer Stimme an, die dem verhauchenden Tone einer Flöte ähnlich waren: Ich heiße Hildegard und war einst Herrin der Burg Falkenstein, deren Trümmer du dort schaust. Viele Ritter warben um meine Liebe und Hand und suchten sich durch Muth und Gewandtheit im Turniere und durch Geschenke mir angenehm zu machen. Es waren darunter wackere, liebenswerthe Männer, aber mein Stolz wies sie zurück, denn ich bin aus dem plastischen Königsgeschlechte entsprossen. Endlich kam auch ein morgenländischer Fürst, schön, stark und berühmt, aber meinem Stolze noch zu niedrig, ich verweigerte ihm daher auch meine Hand. Das kränkte ihn schmerzlich und er beschloß, sich dafür zu rächen. Mit Zauberern verbündet, zerstörte er mein herrliches, prachtreiches Schloß, und mich selbst verbannte er in eine finstre, öde Höhle, von Ungeheuern bewacht, die ich nur zur Frühlingszeit verlassen darf, um auf diesem Felsen mein Unglück zu beweinen. Hättest du Muth genug, durch die finstre Pforte, die der schwarze Wald dort jedem gewöhnlichen Menschenauge verbirgt, in meine graue Verbannungshöhle zu dringen und mich zu ret-

ten, so sollten dich meine Liebe und unermeßliche Schätze lohnen! So sprach sie und verschwand. Der Schäfer senkt unwillkührlich sein Auge zur Erde und sieht einen blitzenden Dolch zu seinen Füßen liegen. Krampfhaft faßt er ihn und eilt hastig durch die Waldschlucht, wo die Jungfrau den Eingang zur Höhle bezeichnete. Er findet sie, dringt muthig hinein, aber schon bei dem ersten Schritte überfällt ihn ein kalter Schauer; denn um ihn her ist undurchdringliche Nacht, nur von schwefelfarbigen Blitzen durchkreuzt, dumpfe Donner rollen näher, ein Gewimmer und Röcheln, wie Sterbender, zerschneidet sein Ohr. Gespenstische Unholde strecken nach ihm ihre Krallen, und Ungeheuer fletschen die blutträufenden Zähne, in den hohen Bogen der Wölbung prasselt es, als stürze der ganze Bau über ihm zusammen, unter ihm zittert der Boden, als ob er verstalen wolle. Des Schäfers Muth ist hin und er ruft verzweifelnd: Hildegard, ich kann dich nicht retten! Kaum waren seinem Munde diese Worte entflohen, als auch der Geisterspuk augenblicklich verschwand. Der Hirt erholte sich nun wieder von seiner Angst und sah in der Höhle Hildegard leuchtend wie Sternenschimmer emporschweben. Ihr Blick war wehmüthig und mild. Du siehst mich nie wieder, sprach sie, und fortan kein Sterblicher, denn gemeine Menschenkraft kann den Zauber nicht lösen, der mich bindet. Wenn aber an und auf dem Falkenstein eine Fahne die Gegenwart eines Fürsten verkündet, welcher der Tyrannei Zauberfesseln gebrochen und Schlesien mit Freiheit und Segen beglückte, dann bin auch ich befreit. Nach diesen prophetischen Worten verfloß sie in Nebel, und der Hirt

kehrte traurig zurück, um seine Heerde zu suchen, die er aber nicht fand. In sich gekehrt und geistig niedergedrückt von den seltsamen Erscheinungen, entfremdete er sich dem Leben. Am Morgen des nächsten Johannistages fand man ihn am Fuße des Falkensteines sanft verschieden.

Hildegard ist erlöst, denn Friedrich Wilhelm erfüllte ihren Spruch, und von Fischbachs Schlosse weht die Fahne, welche seine Nähe, seinen Segen verkündet.

74.

Die Wehmutter

in

Halle.

In Halle an der Saale wurde einst vor Mitternacht eine Wehmutter oder Hebamme durch wiederholtes Rufen und Pochen geweckt. Halbträumend fragte sie aus dem Fenster, wer da sey und was man von ihr wolle? und eine heisere Stimme antwortete ihr, daß sie sogleich zu einer Frau, die im Kreißen läge, kommen

ſolle. Sie verſprach ſich ſogleich anzukleiden und dem Boten zu folgen; dieſer führte ſie durch das Thor an die Saale und drohete ihr den Hals umzudrehen, wenn ſie ein Wort reden oder nur murmeln würde; übrigens hieß er ſie getroſt ihr Amt verrichten.

Als der Mann, der klein von Perſon war, gelbkrauſe Haare und graugrüne Augen hatte, an den Fluß kam, öffnete ſich ihm ein trockner Gang wie weiland Joſua im Jordan, durch den der Mann und hinter ihm die Wehmutter auf den Grund des Fluſſes und von dieſem wieder durch einen Erdſpalt in die Tiefe hinabſtieg. Der Frau war gar ſchauerlich zu Muthe, aber ſie befahl ihre Seele Gott, der ſie auf ihrem Berufswege ſchützen und wieder in ihr Haus zurückführen werde. In der Tiefe unter den Fluthen gelangten ſie an einen Palaſt, der wie lauter Gold und Kryſtalle glänzte. Sie traten ein und die Wehmutter fand in einem waſſerfarbenen Zimmer ein feines Weiblein in Kindesnöthen auf einem Bette liegen. Sie verrichtete bei ihr die Geſchäfte ihres Amtes, während deſſen der Mann hinausging. Als das Nixweiblein glücklich entbunden war, ſagte es zur Wehmutter im Tone herzlichen Mitleids: Ihr dauert mich, arme Frau, daß ihr bei uns bleiben müßt bis zum jüngſten Tage, wenn ihr nicht vorſichtig ſeyd und meinen guten Rath befolgt. Die Hebamme verſprach Beides. Nun ſo merkt euch, fuhr das Nixweibchen fort, wenn mein Mann euch eine Mulde voll Gold vorſetzt, ſo nehmt nicht mehr, als ihr bei andern Leuten zu erhalten pflegt. Merkt euch ferner, wenn ihr wieder die Erde betretet, ſo pflückt euch ſchnell eine Hand voll Doſten und Dorant

und laßt es ja nicht der Hand entfallen. (Doſten oder Wohlgemuth und Dorant oder Helfkraut, Gotteshilf, ſind bekannte Kräuter.) Kaum hatte die Wöchnerin ihre Warnung geendet, als ihr Mann wieder zurückkam, auf den Händen eine große Mulde voll Goldmünzen trug und ſie vor der Wehfrau mit der Weiſung niederſetzte, ſo viel davon zu nehmen als ſie wolle. Die Wehfrau, der erhaltenen Warnung eingedenk, nahm nur Einen Goldgülden. Da machte der Nixenmann ein grimmiges Geſicht und ſagte widrig, ſeitwärts nach ſeiner Frau ſchielend: Das hat dir ein Weib gerathen, und dieſe ſoll ſchon dafür büßen. Jetzt folge mir. Sie that es und warf im Abgehen einen Blick des Dankes auf die Nixenwöchnerin. Der Mann ging voran denſelben Weg, auf dem er ſie eingeführt hatte. Als aber die Wehmutter den erſten Fuß auf's Land geſetzt hatte, pflückte ſie haſtig Doſten und Dorant eine Handvoll. Auch das hat dich mein Weib gelehret, kreiſchte zornglühend der Nix, geh' nun, wo du hergekommen biſt. Das ließ ſich die Wehmutter nicht zweimal ſagen und eilte nach Hauſe.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.